~~159.~~

~~4, 10~~

Schiller's
Leben und Werke.

Von

Emil Palleske.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)
1859.

Der Verfasser behält sich das Recht einer Uebersetzung dieses Werkes in andere Sprachen vor.

Freiherrn Wendelin von Maltzahn,

dem Mitherausgeber

der

Säcularausgabe von Schiller's Werken.

Als freie Gabe meines Dankes sollte mein Buch Ihnen gehören. Ich sehe beschämt, daß dies nicht möglich ist. Indem Sie es annehmen, geben Sie ihm noch, was es nicht entbehren kann, eine sehr nachdrückliche Empfehlung.

Ein Umstand stellt vielleicht das Verhältniß zwischen Nehmen und Geben her. Wenn ich es auch nicht ausspräche, wie Sie mit Nachweisen, mit freigebig mitgetheilten Entdeckungen aus dem reichen Schatze Ihres Materials meiner Arbeit zu Hülfe gekommen sind: den Literaturkennern würde die bloße Widmung verrathen, daß mein Werk unter den überwachenden Augen der Forschung seinen freieren Schritt gelernt hat, daß es durch Ihre Mitwirkung einer Eigenschaft nicht entbehrt, welche der Deutsche an der geschichtlichen Darstellung mit Recht am höchsten schätzt. Diese Eigenschaft heißt: Treue.

Berlin, den 1. Mai 1858.

Emil Palleske.

Inhalt.

Erstes Buch.

Das Buch der Kindheit.

1759 bis 1773.

IV.

Kirche und Schule.

Zweites Buch.

In der Militär-Akademie.

1773 bis 1781.

I.

Karl Eugen, Herzog von Würtemberg.

II.

Der Eleve.

III.

Die Militär-Akademie.

IV.

Von der Dichtkunst zur Medizin.

VIII.

Entlassung.

Drittes Buch.

Regimentsmedikus Schiller.

Januar 1781 bis 17. September 1782.

I.

Schlechter Ruf.

II.

Die Räuber im Druck.

III.

Dichtung und Bühne.

IV.

Die Räuber auf der Bühne.

V.

Die Anthologie und das Würtembergische Repertorium.

VI.

Fürst und Dichter.

VII.

Die Flucht.

Viertes Buch.
Im Strom der Welt und in der Stille.
September 1782 bis Juli 1783.

I.
Dr. Ritter in Mannheim.

II.
Fußwanderung.

III.
Dr. Schmidt in Oggersheim.

IV.
Bauerbach.

Fünftes Buch.
Mannheim.
Juli 1783 bis April 1785.

I.

Theaterdichter. Seite

II.

Fiesko.

III.

Kabale und Liebe.

IV.

Eine gute stehende Schaubühne.

V.

Charlotte von Kalb.

VI.

Journalist.

VII.

Rath Schiller.

Ankündigung.

Die allgemeine Theilnahme, mit der das Leben Goethe's von dem Engländer Lewes aufgenommen wurde, hat gezeigt, wie sehr es heut zu Tage an der Zeit ist, aus dem reichlichen Material über unsere große Literaturperiode, welches theils schon gedruckt vorliegt, theils durch fleißige, gewissenhafte Sammler zu literarischen Zwecken zusammengehäuft worden ist, die Resultate zu ziehen, und mit kräftigen, lebendigen Strichen danach die geistigen Bilder unserer großen Dichter zu entwerfen, sie verklärt und doch lebenswahr so vor das Auge der Nation zu stellen, wie es Bildner und Maler mit ihren leiblichen Zügen schon längst gethan haben.

Im Besondern haben nun die Grundlagen für eine Biographie Schiller's im Lauf der Jahre eine seltene Umwandlung und Bereicherung erfahren. Die Skizze von Körner konnte und wollte nicht den Namen einer Biographie beanspruchen. Karoline von Wolzogen gab einzelne Partien ganz stofflich in großer Ausführlichkeit, andere in zu zarten Umrissen, andere konnte sie nur andeuten. Beide Darstellungen waren indeß von den groben Erfindungen frei geblieben, welche durch zwei lügenhafte Bücher von Oemler in Dörings und selbst in die umfassenderen Arbeiten von Schwab und Hoffmeister eingedrungen sind. Erst Eduard Boas unternahm in seinem fleißigen Werke: „Schiller's Jugendjahre" eine gründliche Sichtung der Quellen, aber auch ihm fehlten noch einige Aktenstücke, in andern Dingen ist er mit

dem vorhandenen Material vielleicht zu willkürlich verfahren. Der Tod verhinderte ihn an der Fortführung seiner Schrift, sie kam nicht über Schiller's Aufenthalt in Stuttgart hinaus.

So verdienstvoll alle diese Vorarbeiten sind, so genügt doch weder ihre Behandlungsweise noch ihr Inhalt den Anforderungen, welche wir nach den Fortschritten der deutschen Geschichtsdarstellung jetzt an eine Biographie Schiller's zu machen berechtigt sind. Die schöpferische Aufnahme der politischen, der Literatur- und Theater-Geschichte, ein auf gründlichen ästhetischen Studien beruhendes Verständniß der Poesie, und insbesondere der dramatischen Kunst, vor Allem ein begeistertes Anschließen an die sittlichen und künstlerischen Ideale Schiller's, alle diese Elemente waren zu der Behandlung der vorliegenden Aufgabe erforderlich. Der Verfasser glaubte sich dieser Behandlung gewachsen, und spricht sich selbst über die gewaltige ihm gestellte Aufgabe gleich auf den ersten Seiten seines Werkes in folgenden Worten aus:

„Vor die Schranken der Geschichte kann keiner mit freierer Stirn, mit größerer Ruhe treten, als Friedrich Schiller. Alle Herzen fliegen ihm entgegen, seine Ankläger finden taube Ohren, seine Vertheidiger sind zahllos. Sie sind auf dem Thron und in der Zelle des armen Studenten, sie drängen sich auf den Galerien der Theater und stehen auf der Kanzel, der Soldat findet in ihm seine Schlacht und sein Lager, die zarte Jungfrau ihre reinsten Ideale, der Schüler seine Romanze, der Katholik sein Rom, der Protestant seinen Gustav Adolf, die Freiheit ihren Tell, fast jede Nation ihren Ruhm und die Menschheit ihre edelsten Güter. Jeder findet, was er am heiligsten liebt, in ihm, und was er nicht findet, sucht er in ihn hineinzulegen.

„Es giebt Bücher genug, die seine Unvollkommenheiten grell beleuchten; aber wer viel unter Menschen kommt, kann

sich überzeugen, sie drangen nicht in's Volk. Wie durch eine stille Uebereinkunft hat sich das Publikum verschworen, weder auf die strenge meisternden Kritiken, noch auf den Vorwurf des Heidenthums, noch auf das Gerede, er sei kein Dichter, zu achten. Keine von den karrikirenden Beschreibungen seiner Gestalt und seines Ganges bleibt haften. So oft die „Räuber" über die Bühne gehen, wird jeder jüngste Kritiker an ihnen zum Ritter, aber das Haus ist voll. Die romantische Schule mäkelte an seinen Werken, ja Schiller selbst hat, ähnlich wie Lessing, gezweifelt, daß er ein geborner Dichter sei. Aber Goethe tritt dem entgegen, und mit seinem göttlichen Grimm sagt er: „ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen Dichter zu halten, wiewohl die neuesten Imperatoren und Diktatoren gesagt haben, er sei keiner." Die Nachwelt erfüllte Goethe's Forderung. Sie gab und giebt ganz, was das Leben nur halb ertheilte.

„Einer solchen allgemeinen Stimmung gegenüber hat jeder Biograph eine herrliche, eine verzweifelte Aufgabe. Wenn er nicht gewiß ist, daß alle Schatten in seinem Bilde nur dazu dienen, das Licht zu erhöhen, so werfe er den Pinsel weg. Wenn er sich nicht bemüht, alle Schönheiten seines Helden zu verstehen, ehe er sich entschließt, einen Fehler desselben zu tadeln, so hat er umsonst gearbeitet. Und doch reizt vielleicht kein Dichterleben so zur Darstellung. Das Verständniß einer großen Persönlichkeit ist immer fördernd. Aber Schiller's Leben kann man nicht schreiben, ohne sich eines sehr praktischen Zweckes bewußt zu werden.

„Ich theile nicht die Hoffnungslosigkeit der Zeit. Ich würde mich nicht werth halten, den Heldenlauf des muthvollsten aller Dichter zu schildern, wenn mich die trüben Stirnfalten der Gegenwart an die Zukunft irre machten.

Und diesen Muth im Leser zu befestigen, unsere Jugend aus der elenden Epigonenverzweiflung zu reißen, dem Strebenden einen Kranz zu zeigen, dem Darbenden ein Beispiel, dem Erschlaffenden einen Sporn, dem Wankenden einen Halt, dem Gläubigen einen Freund, dem Kämpfer für Wahrheit und Recht einen Führer zu geben, dazu ist kein Dichterleben so geeignet, als Schiller's.

„Und zugleich ist dieses Leben fast von dramatischem Reiz, reich an außerordentlichen Vorfällen, ergiebig an Blicken in Kultur und Streben des vorigen Jahrhunderts, belebt durch unterhaltende Züge, erwärmend durch die herrlichen Rollen der Mitspieler, es redet an jedes Herz mit der treuen Stimme der Freundschaft, mit den Tönen der edelsten Liebe, es ist erschütternd durch die Leiden des Helden und noch erschütternder durch sein Glück. Die erste Thräne, die dem Unglück des Edlen geweint ist, macht unser Herz geneigt, bei dem Erfolg und der Freude desselben die Quelle des Mitleids noch einmal zu öffnen." — Die allseitig glänzende Aufnahme, welche die erste (Octav) Auflage dieses Werkes sowohl von Seiten der Kritik wie des Publikums gefunden, veranlassen den Verleger, von diesem Leben Schiller's eine Volksausgabe in Klassikerformat zu veranstalten, die in 15 Lieferungen à 4 Sgr. erscheinen wird. Der billige Preis und die Bezugsweise der einzelnen Lieferungen in beliebigen Fristen ermöglichen die Anschaffung einem Jeden, und hofft er dem deutschen Volke damit eine willkommene und würdige Gabe zur bevorstehenden Jubelfeier von Schiller's hundertjährigem Geburtstage darzubieten.

Berlin, 31. August 1859.

Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)

Urtheile der Presse über

Palleske's Schiller's Leben und Werke.

1) Beilage zur Augsburger Allg. Zeitung vom 18. Junius 1858.

Wir haben schon mehrere Biographien Schiller's, und darunter sehr fleißige, sehr gutgemeinte, doch keine den höchsten geschichtlichen und kritischen Anforderungen genügende, keine dem edlen Stoff und dem Antheil und der Liebe der Nation ganz entsprechende. Endlich erscheint in dem vorliegenden Buch eine Schilderung des großen Dichters, die wir freudig als die rechte, als die des Gegenstands würdige begrüßen! Man hat das Werk im voraus, um es zu empfehlen, als ein Seitenstück zu dem Leben Goethe's von Lewes angekündigt, allein diese Zusammenstellung ist eine sehr unnöthige, und gar nicht sachgemäße; die Arbeit des Engländers hat ihre großen Verdienste, die wir vollkommen anerkennen und schätzen, allein die Arbeit des Deutschen steht um Vieles höher. Lewes hat vorzugsweise den Charakter Goethe's in das hellste Licht gestellt, und darin Treffliches geleistet: den Dichter und dessen Erzeugnisse zu beurtheilen mangelte ihm offenbar die geistige Höhe dichterischen eigenen Sinnes, er ist durch und durch ein Prosaiker. Hingegen ist Emil Palleske bei aller Schärfe kritischen Geistes zugleich dichterisch begabt, und hiedurch noch besonders befähigt das innerste Herz und Gemüth des Dichters aufzuschließen, sein Empfinden und Schaffen, jedes Leid und jeden Aufschwung desselben zu verstehen, zu beleuchten. Dieser Vorzug wird auf allen Seiten kund, und sichert dem Buch die freudigste Aufnahme, die dankbarste Liebe aller Leser, die verwandten Sinn hegen.

Solchen Sinnes aber ist jetzt die große Mehrzahl deutscher Leser; die steigende Verehrung Schiller's, die stets allgemeinere Verbreitung seiner Werke giebt davon Zeugniß; der Nation steht kaum ein anderer Name höher. In solchem Maaß war dieß früher nicht der Fall; es gab Zeiten, in denen seinem Ansehen und Ruhm sehr entgegengearbeitet wurde. Wir erlauben uns in diesem Betreff einige, wie uns dünkt, zeitgemäße Rückblicke zu thun.

Schiller hatte sich bei mehreren Gelegenheiten hart und scharf gegen die Brüder Schlegel, gegen Tieck, und überhaupt gegen die neue Schule ausgesprochen, wofür diese hinwieder mit Abneigung

und Feindschaft antworteten, die um so greller auffiel, als sie seinen Freund und Bundesgenossen Goethe einstimmig vergötterten. Aus dieser Ungunst wurde bald ein entschiedener Haß, eine völlige Herabsetzung. Man sprach den herbsten Tadel gegen seine Schriften aus; Friedrich Schlegel setzte giftige Reimspiele handschriftlich in Umlauf. Meister und Jünger läugneten aller Orten, daß Schiller überhaupt ein Dichter sei; Goethe, hieß es, sei der Dichter, Schiller nur der Trachter, und hochragende Geister stimmten dem wohlfeilen Witz freudig bei! Schiller's Tod ließ bald den Gegnern das Feld, und da diese, was nicht zu läugnen ist, durch Verdienst und Thätigkeit immer bedeutender wurden, zu stets größerm Ansehn und Einfluß gelangten, ja in weiten Kreisen vorherrschten, so konnten sie Schiller's Namen und Geltung viele Jahre hindurch mit Erfolg zurückdrängen; was von so vielen Seiten wiederholt gesagt und behauptet wurde, fand nur zu leicht Glauben. Daß Bernhardi und Fouqué eine Todtenfeier Schiller's dichteten, daß Chamisso ihm ein Sonett widmete, wurde diesen verübelt als eine Abtrünnigkeit, als ein Vergehen gegen die neue Schule, der alle Jünger geschworen haben sollten. Wie weit diese Ungerechtigkeit ging, wird heute kaum glaublich scheinen. Noch in den zwanziger Jahren erwiederte ein namhafter Gelehrter in Berlin auf die verwunderte Frage, ob er denn nicht Schiller liebe? mit höhnischem Lächeln: „O ja, so ein wenig, aus Mitleid!" Aber im gesunden Kern der Nation war die Verehrung Schiller's nicht auszutilgen, in Goethe und Fichte und im eigentlichen Volke bestand sie unverletzt. Aber auch die Gegner selbst, nach und nach mit der großen Welt mehr in Berührung gekommen, und der Thatsache inne geworden, daß sie es mit einer Macht zu thun hatten, lenkten ein, suchten den Verkannten wieder höher zu stellen, nannten ihn sogar „unsern Schiller" — und thaten dies um so lieber, als sie mit dem bisher allein gefeierten Goethe schon weniger zufrieden waren. Aber erst viel später, als die romantische Schule selbst erlosch, ihre Häupter todt oder schwach geworden waren, fielen die Schlagbäume, die Schranken, welche seinen Ruhm hemmen sollten, und in raschem Anwachsen erfüllte er das gesammte Vaterland, nach außen strahlend und nach innen begeisternd, ermuthigend!

Von dieser hohen Stimmung, von dieser edlen Begeisterung aus, durch welche das Verhältniß des gegenwärtigen Geschlechtes zu Schiller sich bezeichnet, hat unser Autor sein schönes Werk begonnen. Ohne dieses innere Feuer durfte Schiller's Biographie

nicht geschrieben werden; gleichen Antheil wie der Geist muß das Herz an ihr haben. Dies ist hier der Fall. Der Leser empfindet das Dasein desselben in jeder Zeile als wohlthuende Wärme. Die Aechtheit dieser Begeisterung bewährt sich auch dadurch, daß es ihr um die volle und reine Wahrheit zu thun ist, daß sie, in der Sicherheit des Werthes ihres Gegenstandes, es verschmäht Mängel und Gebrechen desselben zu verhüllen; sie will ihn nicht anders zeigen als er wirklich ist: im beruhigten stolzen Bewußtsein, daß er zuletzt, wie auch immer die Kämpfe gewesen sein mögen, im vollen Glanze des Sieges dastehen wird. Diese strenge Wahrhaftigkeit, von keinen kleinlichen Bedenken getrübt, ist ein hohes Verdienst dieses Buches. Sie war um so nöthiger hier, als der Stoff nur zu vielen Anlaß giebt, aus der Geschichte in den Roman hinüberzuschweifen. Denn selten hat ein Dichterleben solche Fülle von Ereignissen, Verwickelungen, Sonderbarkeiten, Spannungen und Ueberstürzungen, wie das Leben Schiller's bis zu seiner Verheirathung und seiner Ansiedelung in Weimar. Dies gehörig darzustellen genügen gewöhnliche Mittel nicht. Einsicht in die menschlichen Dinge überhaupt, richtige Auffassung der allgemeinen Zeitumstände, müssen vorangehen, dann aber das Persönliche ergreifen, und dieses, in allen seinen Einzelnheiten durchdringen. Erst hiedurch, durch den in die kleinsten Theile verfolgten Pulsschlag, entsteht volles Leben der Darstellung, wahre Verständlichkeit, Reiz und Wärme des Vortrags, der wie ein edler Roman ergötzt und fesselt. Jeder Leser des Palleske'schen Werkes wird dies empfinden.

Es versteht sich von selbst, daß ein gewissenhafter Schriftsteller die nöthigen Vorarbeiten seiner Aufgabe nicht versäumt hat. Die vorhandenen Hülfsmittel hat unser Autor sorgsam gesammelt und aufs neue geprüft, theilweise aus ihnen neue Folgerungen gezogen oder Aufschlüsse gewonnen. Er hat aber auch das Glück gehabt, bisher unbenutzte Quellen aufzufinden, erstlich durch die freisinnige Unterstützung des Frhrn. Wendelin v. Maltzahn, des Herausgebers der Lessing'schen Schriften, der aus seinen reichen literarischen Schätzen vieles Erwünschte dargeboten — ihm ist auch das Werk dankbarst zugeeignet — dann aber durch bedeutende Mittheilungen der edlen Tochter jener Charlotte von Kalb, deren großer Sinn und Geist einen so mächtigen Einfluß wie auf Jean Paul Richter, so auch auf Schiller ausgeübt hat, und deren anziehendes Bild hier zum erstenmal in solcher vollständigen Ausführung erscheint.

Die eigentlichen Thaten eines Schriftstellers, seine Werke, sondern sich zwar einigermaßen von seinem Leben ab, indem sie selbstständig in die Welt hinaustreten und ihr eigenes Dasein führen, das in manchen Fällen den Namen des Urhebers überdauert und verdunkelt. Allein der Biograph darf nicht bei den äußern Lebensumständen stehen bleiben, er muß den Zusammenhang jener Thaten mit dem Persönlichen festhalten, ihre Entstehung nachweisen, ihre Bedingungen untersuchen, ihren Werth veranschlagen. Was das letztere betrifft, so ist hier wieder sehr zu unterscheiden, was der Biograph als Kritiker zu leisten, und was er dem Kritiker, der nur als solcher auftritt, zu überlassen hat. Wir glauben, daß Palleske hier das rechte Maß getroffen, und weder zu viel noch zu wenig in diesem Bezug gethan hat. Seine Beurtheilung der in diesem Band besprochenen drei ersten Trauerspiele Schiller's — „Die Räuber," „Fiesko," „Kabale und Liebe" — zeugt von gründlicher und feiner Einsicht; daß wir im Wesentlichen mit seinem Urtheil übereinstimmen, wollen wir nicht zu sehr geltend machen, es könnte auch anders sein, und vielleicht wird in der Folge manche Abweichung eintreten; für das Werk selbst ist dies nur eine Nebensache, von der unsere Beurtheilung desselben nicht abhängig ist; was er an unserem Beifall etwa verlöre, dürfte durch anderweitigen ihm sogar reichlichst ersetzt werden!

Ueberhaupt mag hin und wieder Einzelnes mit Fug getadelt, der warme frische Ton an einigen Stellen zu rhetorisch gefunden, die Eingenommenheit für Schiller zu hingebend erachtet werden — jeder Leser bringt und verlangt hier ein verschiedenes Maß, während der Autor nur sein eigenes geben kann. Auch auf etwaige kleine Unrichtigkeiten oder unbedeutende Nachlässigkeiten im Ausdruck, die bei neuer Auflage mit einem Federstrich berichtigt werden, wollen wir keinen zu großen Werth legen, vielmehr mit dem Bekenntniß schließen, daß wir das Buch vor allem als ein Ganzes ins Auge fassen, und das Ganze für ein höchst dankenswerthes Geschenk, für eine Bereicherung unserer Nationalliteratur erklären, in welcher die Deutschen ein so schönes, wahres und großes Bild ihres Dichters bisher noch nicht besaßen. „Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden als kolossal," sagte der Bildhauer Dannecker; diese vom Autor im Beginn des Buches angeführten Worte sagen wir von ihm selber: „Er hat Schiller lebig gemacht!"

Varnhagen v. Ense.

2) Zeitung für Norddeutschland 1858. Nr. 2879.

Mit einem tief innern, nie gesättigten Drange, dessen ganze Gewalt nur der Deutsche kennt, der alle Leiden und alle Hoffnungen, die seine Nation in der Gegenwart bewegen, mitlebt, kehren wir immer von neuem zu der Betrachtung des Lebens und der Zeit der beiden Heroen unsrer Literatur, Goethe's und Schiller's, zurück. Durch lange Jahrhunderte von jener Zeit getrennt, wo unser Volk auch politisch das erste der Erde war, sehen wir mit jenen beiden Männern noch einmal die Herrlichkeit und Größe der Nation erwachsen; und was sie geworden sind, ist uns das sichere Zeichen, daß auch das Volk, von ihrem Geist genährt und ihrer Fahne folgend, zur That vollenden wird, was sie gedacht. Und wahrlich keine Schmälerung unseres nationalen Ruhmes ist es, sondern nur glücklich vorbedeutend für die friedlich-kraftvolle Mission auch des politischen Deutschlands den fremden Völkern gegenüber, daß die Schöpfungen unsrer großen Dichter belebend und umgestaltend auch auf die Anschauungen und den Ideenkreis der andern Nationen eingewirkt haben, daß auch die erleuchtetsten Geister des Auslandes die Heroen unsrer Dichtkunst und Kultur verehrend preisen, als wären sie von ihrem eigenen Blut und Stamm. Nicht mit nationaler Eifersucht und Neid, sondern mit innigster Genugthuung haben wir das Werk des Engländers Lewes über Goethe's Leben und Schriften als von einer Vorzüglichkeit anerkannt, daß wir ihm von den deutschen Biographien des Dichters keine an die Seite setzen können. Wie trefflich aber auch hier in Bezug auf das Verständniß Goethe's der Beweis geliefert ist, daß auch ein Ausländer, wenigstens ein Engländer, das Leben desselben und seinen ganzen Geist innerlichst durchdringen kann; so halten wir es doch, was Schiller angeht, kaum möglich, daß ein andrer als ein Deutscher das Leben und die Werke desselben und ihre Bedeutung für die Nation vollkommen würdigend sollte darstellen können. Goethe's Genius, der sich unter sehr glücklichen äußern Verhältnissen heranbildete, wurde von dem Jammer der damaligen Zustände Deutschlands nie seinem eigensten Wesen nach in der Weise beeinflußt, daß die Sympathien für das Schicksal der Nation auf die Beurtheilung und die Darstellung seiner Thätigkeit als Dichter von bestimmendem Einfluß sein müßten. Anders dagegen bei Schiller. Dieser hatte während seiner ganzen Entwickelungszeit auf das unmittelbarste die Wirkung des traurigen Zustandes des Vaterlands an sich erfahren müssen;

er lebte — wesentlich in Folge desselben — in den bedrängtesten, quälendsten Umständen; seine Privat-Verhältnisse wie die öffentlichen forderten ihn gleichmäßig zum mühevollen Kampf heraus, und sein ganzes Streben als Mensch und als Dichter wurde so von vornherein auf das Innigste mit dem Leben und Streben der Nation verknüpft. Wenn man von der ganzen Glanzperiode unserer Literatur sagen muß, daß uns erst durch sie das Bewußtsein und der Stolz als Nation zurückgegeben ist, so gilt dies ganz vorzugsweise in Bezug auf Schiller; er vor allen Andern hatte stets die Heranbildung des Volks zu einer großen und freien Nation als wohlerkanntes Ziel im Auge, während Goethe, so grunddeutsch er auch in seinem Denken und Empfinden ist, dem nationalen Leben stets ferner stand, weshalb er ja auch, obgleich vom Standpunkt seiner Zeit aus sehr mit Unrecht, oft bitter genug getadelt worden ist. Jener unterscheidende Zug nun aber in Schiller's Leben und Wirken läßt die Darstellung desselben als eine für den Ausländer kaum lösbare Aufgabe erscheinen; denn schwerlich möchte dieser jene liebevolle Theilnahme für die Entwickelung der Geschicke unsers Volkes mitbringen, ohne welche die innerlichst bewegende Kraft der Schiller'schen Muse nie ganz erschlossen werden kann. Nein, der Biograph Schiller's soll und muß ein ganzer deutscher Mann sein; und ein solcher, ausgerüstet mit der geistigen, sittlichen und wissenschaftlichen Kraft, welche die Aufgabe erfordert, tritt uns in dem Verfasser der neuesten Biographie des deutschen Dichters — in Emil Palleske — entgegen.

Eine Darstellung von Schiller's Leben hat gegenüber einer Biographie Goethe's insofern mannigfach größere Schwierigkeiten zu überwinden, als sie sich nicht wie die letztere auf umfassende Selbstbekenntnisse des Dichters stützen kann. Goethe's Individualität tritt uns schon aus „Wahrheit und Dichtung" in vollster Lebendigkeit entgegen; und: was die Wechselbeziehung seiner Erlebnisse und seines dichterischen Schaffens betrifft, so giebt es auch hier zur Beurtheilung überall die handgreiflichsten Anhaltepunkte. In Betreff Schiller's dagegen muß der Forscher aus den überdies weit mangelhaftern, unergiebigern und zum Theil sehr unzuverlässigen Quellen die lebenvolle Persönlichkeit des Dichters erst herausschaffen, ohne deren stetes Hervortreten die ganze Biographie mehr oder weniger eine trockene, gelehrte Zusammenstellung äußerlicher Thatsachen bleibt; dazu ist bei der ganzen mehr ideal-philosophischen Richtung des Schiller'schen Geistes das Verhältniß, in welchem seine dichterischen

Erzeugnisse zu der Entwickelung seiner innern und äußern Lebensschicksale stehen, unendlich viel schwerer zu verfolgen als bei Goethe; ein Umstand, der den Biographen nur zu leicht in den Fehler verfallen läßt, die Darstellung Schiller's, des Menschen und des Dichters, als zwei ganz getrennte Theile zu behandeln, und so über die Werke desselben nur ästhetische und wissenschaftliche Abhandlungen zu liefern.

Palleske, dessen bedeutende Darstellungskunst bereits aus seinen eigenen Dichtungen bekannt ist, hat mehr als irgend einer seiner Vorgänger über die angedeuteten Schwierigkeiten Herr zu werden gewußt. Lewes Werk über Goethe sich zum Vorbild nehmend, hat er seinen Stoff in ganz ähnlicher Weise mit lebensfrischer Anschaulichkeit und in künstlerisch schöner Form behandelt.

Der vorliegende erste Band (400 S. Oct.) umfaßt des Dichters Leben und Werke bis zu seinem Abgange von Mannheim (1785).

Schiller's Jugendzeit hatte eine eingehende und gründliche Darstellung zuerst in dem bekannten, seiner Zeit auch von uns ausführlicher besprochenen Werke von Eduard Boas erfahren; indessen war das zwei Bände starke Werk bei seinen vielen Vorzügen doch nicht frei von das Interesse des Lesers mehr lähmenden als fördernden Längen; Palleske hat den wesentlichen Inhalt desselben, vielfach durch eine noch genauere Sichtung des Thatsächlichen ergänzt, in eine durch die lebenvollste Unmittelbarkeit anregende Darstellung zusammengezogen. Durchaus originell ist dabei in diesem Theile des Werkes die Auffassung, welche er von dem Charakter des Herzogs Karl und seinem Verhältnisse zu Schiller giebt; allein wie es sich mit dieser Auffassung auch verhalten mag, die Wirkung des Charakters und des ganzen Regierungssystems des Herzogs, sowie auch den Zustand der Karlsschule und die Folgen des sechsjährigen Aufenthalts daselbst auf Schiller, scheint uns Palleske in einem zu günstigen Lichte zn betrachten, und hier liegt die einzige erhebliche Ausstellung, welche wir an seinem Werke zu machen haben. Der Verfasser erscheint überhaupt von der Ansicht geleitet, die Entwickelung Schiller's als Dichter sei eine durch und durch normale, und seine Natur von Haus aus ihrem eigensten Kerne nach so angelegt gewesen, wie sie in seiner Blüthezeit ausgebildet erscheint. Diese Ansicht können wir nicht theilen. Wenn Schiller mit Grund der Dichter der Ideen, Goethe dagegen der der Natur genannt werden kann — und dieser Meinung sind wir allerdings — so glauben wir auch, daß der Mangel, der damit in Schiller's Dichtung bezeichnet

werden soll, wenn nicht ganz allein, doch gewiß dem größten Theile nach der nothwendig üblen Wirkung der Zwangszucht, welche Herzog Karl und sein Regiment, besonders aber die Karlsschule, auf Schiller geübt haben, zuzuschreiben ist. Ein Dichter, der bis zum 21. Jahre, also gerade in dem Alter, wo unter der Summe unzähliger wechselnder Eindrücke dem Jüngling der Blick für die Eigenthümlichkeiten der tausendfältigen Individualitäten gleichsam instinktiv sich schärfen muß, ganz abgeschlossen von der Welt, blos mit einigen befreundeten Schülern und Lehrern zu leben verurtheilt ist, der kann die Fähigkeit, vollkräftige Individualitäten zu zeichnen, unmöglich erhalten; und diese Fähigkeit ist es auch, die wir an Schiller vermissen. Gedacht sind seine Charaktere überall mit Shakespeare'scher Tiefe und Konsequenz; aber nur äußerst wenige treten mit unmittelbarer Anschaulichkeit in die Erscheinung. Sie sind durch Abstraktion empfangen, und durch Abstraktion müssen sie zum Leben vermittelt werden. Daß dem aber so ist, davon schreiben wir die Ursache ganz wesentlich der Abgeschiedenheit von dem Treiben der Welt zu, in welcher Schiller seine Jugend verleben mußte. Seinem moralischen Charakter ist dieses sein Schicksal außerordentlich günstig gewesen, da er sich von früh auf gewöhnte, die Befriedigung, die das Leben seinem jugendlichen Herzen versagte, in der freien Gedankenwelt und in der Tugend zu suchen. Nur ganz gelegentlich, und ohne nachhaltige Bedeutung darauf zu legen, würden wir hervorheben, wie auch die Thatsache, daß Schiller in seinen Reden auf der Karlsschule den Herzog und seine Franziska mit hohlen rhetorischen Phrasen fast wie göttliche Wesen preisen kann, uns ebenfalls nur eine üble Wirkung eines schon so frühzeitig ganz auf das innere Leben angewiesenen Entwickelungsganges zu sein scheint: der schwärmerische Jüngling mußte sich ganz künstlich zu den Lobhudeleien gegen die hohe Herrschaft hinaufschwärmen: tief aus dem Herzen konnten sie ihm nicht kommen. Es wurde ihm aber möglich, ohne daß er gradezu heuchelte, weil eben das einseitige Leben in der Idee die Auffassung momentan gefügiger macht; der gleichen Quelle schreiben wir es zu, wenn der Dichter später, z. B. in der Braut von Messina, mit pathologischem Interesse Ideen verherrlichte, die der freien Richtung, welcher die Räuber, Fiesko, und Kabale und Liebe entsprangen, sehr fremd waren.

Wir nehmen gar keinen Anstand, diese — wir könnten vielleicht sagen — Schattenseiten der Schiller'schen Muse stärker hervorzuheben, da der Welt auch heut zu Tage nicht scharf genug eingeprägt wer-

den kann, daß auch die größten und edelsten Geister die Tyrannei schmählicher Zustände des Vaterlandes mit oft nur zu großen Opfern entgelten müssen. Wer weiß, ob Schiller, wenn er ähnlich wie Goethe im Sonnenblicke eines glücklichen Lebens erwachsen wäre, nicht gelernt hätte, wie dieser auch das Individuum zu zeichnen, und damit ein dramatischer Shakespeare geworden wäre! Gewiß ist, daß Shakespeare, als er 22 Jahr alt war, noch kein so geniales Stück wie die Räuber geschrieben hatte.

Ganz trefflich in Palleske's Werke ist der Theil, welcher die Zeit von Schiller's Flucht nach Mannheim bis zu seinem Abgang von dort behandelt. Hier übertrifft der Verfasser sowohl durch die Lebendigkeit der Darstellung, wie die Kunst der Anordnung und den Reichthum des Thatsächlichen alle seine Vorgänger bei weitem. Für diesen Theil, Schiller's ersten Aufenthalt in Mannheim, dann in Bauerbach und wieder seinen zweiten Aufenthalt in Mannheim, standen Palleske ganz neue Materialien zu Gebote, denen er wesentliche und höchst interessante Aufschlüsse über die äußern und innern Erlebnisse des Dichters entnommen hat. So gehört vor allen hierher das Kapitel über Charlotte von Kalb, deren Charakter und Verhältniß zu Schiller der Verfasser hier zum ersten Mal, auf bisher zum Theil ganz unbekannte Mittheilungen gestützt, in der interessantesten Weise geschildert hat.

Großes Lob verdient in diesem Theile des Buches auch des Verfassers Kritik der beiden Stücke dieser Perioden: Fiesko und Kabale und Liebe. Das Urtheil Palleske's ist eben so geistreich und gründlich wie originell, wenn er auch allerdings hauptsächlich nur die ganze Konception beider Schöpfungen im Auge hält und — sehr mit Recht — das Eingehen auf vielbesprochene Einzelheiten vermeidet. Bei spätern Gelegenheiten werden wir noch Veranlassung haben, auf die trefflichen Beurtheilungen des Verfassers zurückzukommen.

Der Vollendung seines Werkes sehen wir mit wirklicher Freude entgegen; das Volk erhält in demselben zu dem großen Nationalfeste des hundertjährigen Geburtstages Schiller's, das es im nächsten Jahre begehen wird, eine schöne edle Gabe, eine echte Frucht des Geistes, den wir an dem gefeierten Dichter als den Verkündiger einer großen Zukunft der Nation verehren.

3) Europa 1858. Nr. 28.

Des Engländers Lewes Buch über Goethe hat Emil Palleske, den Dichter zweier Dramen: Cromwell und König Monmouth,

angespornt, über „Schiller's Leben und Werke" nicht erst die Studien des Auslandes abzuwarten, um eine zusammenfassende Arbeit zu liefern, welche als Biographie und zugleich als Erläuterung der Werke aus den Lebensstoffen des Dichters möglichst erschöpfend ist. Der erste Band (Berlin bei Franz Duncker) liegt uns bereits vor von Palleske's umfassender Arbeit; er reicht bis zu des Dichters Reise nach dem deutschen Norden. Gewissenhafter Fleiß einigt sich hier mit der besondern Befähigung und Beflissenheit, des größten deutschen Dramendichters Schöpfungen in ihrem Entstehen zu beleuchten, in ihrem Werth für die nationale Schaubühne zu würdigen. Eduard Boas wurde durch den Tod verhindert, sein Leben Schiller's über die Jugendjahre, über den Stuttgarter Aufenthalt, hinauszuführen; Schwab und Hoffmeister sind vielfach zu berichtigen und zu ergänzen. Grün's Buch über Schiller führt Palleske nicht an; ebenso wenig das Gedenkbuch des Leipziger Schillervereins. Kuno Fischer's neue Schrift über Schiller's Geistesgang erschien wohl erst nach Abschluß des ersten Bandes. Palleske verspricht vielfach Neues zu liefern; seine Verbindung mit dem Herausgeber einer Jubelausgabe von Schiller's Werken, W. v. Maltzahn, setzte ihn, laut Vorwort, in den Stand, aus einem reichen Schatze von zum Theil noch ungedruckten Materialien zu schöpfen. So hat er z. B. eines der interessantesten und wunderbarsten Verhältnisse in Schiller's Leben, dessen Bündniß mit Charlotte v. Kalb, umfänglich und mit genauer historischer Treue zu schildern versucht. Wir geben einen Abschnitt aus dieser Schilderung. Was, nach Köpke, neu darin ist, verdankt der Verfasser den persönlichen Mittheilungen eines in Berlin lebenden Fräulein Edda v. Kalb.

4) Hamb. Liter. und Kritische Blätter 1858. Nr. 63.

Die Freunde und Verehrer Schiller's werden den Anfang dieser neuen Lebensbeschreibung mit Freuden begrüßen, sowohl diejenigen, welche, mit den ursprünglichen Quellen derselben bekannt, beurtheilen können, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Verfasser auf dieselben zurückgegangen ist, und nach denselben, durch eine geschickte Zusammenstellung, ein gedrängtes inhaltreiches Bild vor unsern Augen entrollt, als auch der größere Kreis solcher Leser, die in demselben vieles ihnen noch ganz Unbekannte finden werden. Doch auch für erstere dürfte es hieran nicht fehlen. An vielen Stellen wird man die in der Widmung an den Mitherausgeber der Säcularausgabe von Schiller's Werken, Freiherrn Wendelin von

Maltzahn, gerühmten Nachweise und freigebig mitgetheilten Entdeckungen dieses unermüdlichen Forschers durchblicken sehen; an andern Orten sind nicht minder gewichtige Namen genannt, denen der Verfasser werthvolle Mittheilungen verdankt, so S. 351 des Freifräuleins Edda von Kalb, zu der Charakteristik von Schiller's Freundin Charlotte von Kalb, S. 395 der Tochter Schiller's, der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, betreffend die Ergänzung der „Geschlechtstafel der Familie Schiller," wo sich indeß hinsichtlich des am 21. Juni 1857 verstorbenen ältesten Sohnes Schiller's ein Druckfehler eingeschlichen zu haben scheint, und wir durch Erwähnung des kurz vor seinem Tode gebornen Enkels gern die Hoffnung bestätigt gefunden hätten, den theuren Namen noch lange erhalten zu sehen.

Was der Verfasser in der Widmung als diejenige Eigenschaft erwähnt, welche der Deutsche an der geschichtlichen Darstellung mit Recht am höchsten schätzt: die Treue — diese werden die Leser in seiner Erzählung nicht vermissen, die in gut gewählten Abschnitten bis zu Schiller's Abreise von Mannheim nach Leipzig geht, und deren zweitem Bande, der im künftigen Jahre, wo wir Schiller's hundertjähriges Geburtsfest feiern werden, erscheinen soll, die Leser mit um so größerem Verlangen entgegensehen werden, als derselbe uns zugleich einen Ersatz für die durch Eduard Boas' frühzeitigen Tod unterbrochene Arbeit zu geben verspricht, dessen vortreffliche Schilderung von „Schiller's Jugendjahren" (2 Bde., Hannover 1856) sein Leben nur bis zu seiner Flucht von Stuttgart umfaßt.

5) Sächsische Constitutionelle-Zeitung 1858, Nr. 137.

In Hinblick auf die bevorstehende Jahrhundertfeier, die im November 1859 begangen werden wird, so weit die deutsche Zunge klingt und deutsche Herzen schlagen, hat sich die Thätigkeit auf literarischem Gebiet bereits in mannichfacher Weise zu regen begonnen. Daß auch die fabrikmäßige Betriebsamkeit nicht verfehlen wird, die Gelegenheit auszubeuten, wird am wenigsten in einer Zeit, wie die unsrige, auffallen können. Es schadet auch nichts; mag doch Jeder, wer Lust hat, zu dem Feste beitragen, wie und was er vermag. Das Gute, der Dauer Würdige, wird nicht unerkannt bleiben und sich an seinen Früchten erkennen lassen. Als ein solches

begrüßen wir ein Werk, dessen jünst erschienener erster Band vor uns liegt, und das den Titel führt:

„Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleske. Berlin. Verlag von Franz Duncker (W. Besser's Verlagshandlung) 1858.“

Ein schönes Zeugniß sowohl wahrer und reiner Begeisterung für den hohen Gegenstand, als gewissenhaften deutschen Fleißes, wird es eine hervorragende Stelle unter den Erscheinungen einnehmen, die dem Andenken eines der größten Geister, eines der edelsten Menschen gewidmet sind. Man empfindet es dem Verfasser nach, daß er im Gefühl des Glückes: an dem von dem großen Dichter hinterlassenen Segen Theil nehmen zu dürfen, in seinen Stoff sich versenkt und ihn zur Gestaltung gebracht hat, und das kann und wird nicht ohne tiefe Wirkungen bleiben. Mag auch hin und wieder der „Becher einmal überschäumen“, der Strom der Rede hier und dort sich über die Ufergrenze ergießen: nirgends wird man doch den festen sichern Gang dieses Stroms vermissen, oder, um unbildlich zu sprechen, überall zeigt der Verfasser, daß er seines Gegenstandes vollkommen mächtig ist, und daß die Beherrschung desselben auf ernsten, genauen und ausgebreiteten Studien beruht. Es vereinigen sich in Palleske Eigenschaften, die ihn vorzugsweise zu solch' einem Unternehmen befähigen: er besitzt nicht allein, wie gesagt, Fleiß und Lust und Liebe zur Forschung, sondern er ist auch mit tüchtigem historischen Sinn, so wie mit plastischer Gestaltungskraft begabt. Dem Historiker, als welcher er hier erscheint, thut der Dichter, als welcher Palleske sich bereits durch dramatische Arbeiten in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, kein Abbruch; davor schützt ihn der gute Geist der Wahrheitsliebe, der unverkennbar aus seinem Werke spricht. Dieser ist es auch, welcher den Verfasser dasselbe dem Freiherrn Wendelin von Maltzahn, dem kritisch bewährten Mitherausgeber der Säkularausgabe von Schiller's Werken, zu widmen bestimmt und seinen Dank in folgenden dankbaren Worten hat aussprechen lassen: — „Wenn ich es auch nicht ausspräche, wie Sie mit Nachweisen, mit freigebig mitgetheilten Entdeckungen aus dem reichen Schatze Ihres Materials meiner Arbeit zu Hülfe gekommen sind: den Literaturkennern würde die bloße Widmung verrathen, daß mein Werk unter den überwachenden Augen der Forschung seinen freieren Schritt gelernt hat, daß es durch Ihre Mitwirkung einer Eigenschaft nicht entbehrt,

welche der Deutsche an der geschichtlichen Darstellung mit Recht am höchsten schätzt. Diese Eigenschaft heißt: Treue."

6) Sächs. Constit.=Zeitung 1858, Nr. 250.

Während der Geburtstag des großen Dichters wieder herannaht, kommen wir unserer Verpflichtung nach, zu dem schönen Buche: „Schiller's Leben und Werke von Emil Palleske" (Berlin, bei Franz Duncker), das wir bereits in einer früheren Besprechung unsern Lesern empfohlen (vergl. Nr. 137), zurückzukehren und weiteren Bericht über den bis jetzt erschienenen ersten Band zu erstatten. So begierig dieser auf den zweiten, das inhaltvolle und inhalttiefe Leben fortzusetzen und abzuschließen, bestimmte Theil macht, ein so reiches, fesselndes und ergreifendes Gemälde bietet jener doch bereits an und für sich, und nach oft aufgenommener, eingehender Beschäftigung mit demselben hat sich mehr und mehr die dankbare Empfindung für den Urheber und die Ueberzeugung in uns befestigt, daß Palleske mit seinem Werke der Nation einen edlen Dienst geleistet, ein Geschenk von hochschätzbarem Werthe gewidmet habe. Wir haben die Eigenschaften schon hervorgehoben, die ihn vorzugsweise zu seinem Unternehmen befähigen, und in der That bekundet sie sein Buch in ungewöhnlichem Grade. Lebendiges Vorstellungsvermögen und dichterische Gestaltungskraft kommen dem Geschichtsschreiber so zu gute, wenn er mit ihnen den ächten historischen Sinn verbindet. Es ist hier nicht der Ort, Palleske als Dichter zu beurtheilen, wohl aber dürfen wir Betonung darauf legen, daß vom Dichter der Historiker unterstützt worden, ohne daß das, was wir von dem Letzteren fordern, darunter Beeinträchtigung erlitten Auf Grund der gewissenhaftesten Prüfung der Quellen und der mit ausdauerndem Fleiße bewältigten Vorarbeiten ist er mit einem der Sache würdigen Ernst bemüht, Schiller und seine Entwickelung, sein Streben und Wirken, aus dessen innerster Natur und den Verhältnissen heraus zu erklären und gegenständlich zu machen. Dies ist ihm so vortrefflich gelungen, daß kein denkender Leser ihm die Anerkennung eines lebensvollen und lebensgetreuen Bildes versagen wird, an welchem eben so viel psychologischer Scharfsinn und praktischer Realismus, als ideale Auffassungskraft und Begeisterung Antheil haben. Die letztere verleiht der Darstellung einen Schwung, einen Glanz und eine Wärme, die wesentlich mit zu den Vorzügen des Buches gehören, zumal eines solchen Buches, das einen der ersten

Lieblinge des deutschen Volkes schildert und diesem so recht eigentlich ans Herz gelegt ist. Ist der Vortrag des Verfassers hin und wieder etwas zu volltönig und rhetorisch überwuchernd, so mögen Pedanten daran Anstoß nehmen, ohne zu erkennen, aus welcher edeln und geistig vollen Quelle auch Derartiges hervorgeströmt ist; wer jedoch unbefangen und naiv genug ist, ein organisches Ganze mit durchzuleben und zu empfinden, der wird solche Einzelnheiten kaum wegwünschen, am allerwenigsten aber sich im Genuß dieses Ganzen und seiner Theile stören lassen. Daß es aus gesundem Boden erwachsen, zeigt es durch und durch, — auch in der maßvollen Anschauungsweise des Verfassers.

6) Jahrhundert 1858, Nr. 40.

Palleske besitzt — das beweisen die vorstehenden Sätze — zwei Eigenschaften, die für einen Biographen Schiller's wesentliche Erfordernisse sind: eine warme Begeisterung für den Lieblingsdichter unsrer Nation und einen poetischen Schwung des Ausdrucks. Außer diesen beiden Eigenschaften hat er aber noch zwei andre, nicht minder wesentliche: einerseits die gebührende Ehrfurcht vor den durch fleißige und gewissenhafte Kritik festgestellten Thatsachen, andrerseits die Methode der Geschichtschreibung, welche wir die materialistische nennen möchten. Er hat das klare Bewußtsein, daß der Held seiner Biographie, mag er auch ein Heros ersten Ranges sein, nicht aus Raum und Zeit herausgehoben, nicht als isolirte Monade, nicht als über dem allgemeinen Gesetz stehendes Individuum behandelt werden dürfe, und aus diesem Bewußtsein geht das Streben hervor, Schiller als Produkt einer bestimmten Zeit, einer bestimmten Welt, als Glied einer so und so gestalteten Umgebung zu begreifen und zu erklären, ihn nicht als ein bereits in den Windeln sich entfaltendes Genie, sondern als einen sich zu wahrhafter Größe allmälich entwickelnden Menschen zu betrachten. Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet hat Palleske ein treffliches Werk geschrieben, ein Werk, das — so viel sich nach dem ersten Bande urtheilen läßt — der Lebensbeschreibung Goethe's von Lewes an die Seite gestellt zu werden verdient, — ein Werk, das durchweg anregend und spannend, durchweg frappirend durch seinen Gedankenreichthum ist, — kurz, eins jener seltenen Werke, die nach der ersten Lektüre den Leser zu einer zweiten reizen.

Wir nehmen es für ein gutes Omen, daß die Liebe, welche das deutsche Volk für seinen ersten Tragiker im Herzen trägt, auch

literarisch erneuten Ausdruck gewinnt. In jüngster Zeit haben Kuno Fischer und Arnold Ruge (vergl. „deutsches Museum") auf den reichen Nationalschatz hingewiesen, den uns Schiller hinterlassen hat und an dem wir eine gute Weile fast achtlos vorübergegangen sind. Vor allen Dingen aber fehlte uns eine des Dichters und des Menschen würdige Biographie. Wenn auch nicht so viel neues biographisches Material von fleißigen Sammlern und Forschern zu Tage gefördert wäre, wie es in der That während des letzten Dezenniums geschehen ist, so würden die Werke Hofmeister's und Schwab's über Schiller's Leben doch nicht mehr genügen; bei Hofmeister wird das Biographische zu stark von dem Literarhistorischen überwuchert, Schwab hat in seinem protestantischen Eifer, Schiller's Christlichkeit zu retten, die menschlich schönen Züge des Dichters arg verzerrt.

Der vorliegende erste Band des Werks von Emil Palleske umfaßt Schiller's Lebensgeschichte bis zu seiner Abreise von Mannheim nach Leipzig, von 1759—1785, also die Kindheit, den Aufenthalt in der Militärakademie, die Zeit, wo Schiller als Regimentsmedikus in Stuttgart, als Flüchtling in Mannheim, Oggersheim und Bauerbach, und die, wo er als Theaterdichter in Mannheim lebte.

Zunächst berührt uns die Weise wohlthuend, wie Palleske die Jugendgeschichte behandelt hat. „Ein Kind wie andere", lautet die Ueberschrift des dritten Kapitels: sie ist bezeichnend für den Inhalt. Rasch fliegt der Verfasser über die Erlebnisse des Knaben hin, mit sicherer Hand die Mythen bei Seite schiebend, die sich bereits um den geschichtlichen Kern angesetzt haben! dagegen weiß er dem Leser die Atmosphäre, in welcher das Kind aufwuchs, zu vergegenwärtigen: die Aeltern und das älterliche Haus Schiller's, die lateinische Schule in Ludwigsburg und das weltliche und religiöse Treiben in Schwaben — das Alles ist mit der Hand eines Meisters gezeichnet, der die Farben zu mischen, zu sparen und zu verwerthen versteht. So faßt der Leser nie den Verdacht, daß die Jugendgeschichte willkürlich nach dem gemodelt sei, was sich erst im Mannesalter Schiller's entfaltete, er findet Palleske's Ausspruch: „man sieht eine äußerst gewöhnliche aber äußerst naturgemäße Entwickelung" ganz in der Ordnung, und erwartet mit um so größerer Spannung den Verlauf, wo das Leben des Helden die entscheidende Wendung erhalten soll.

Das Verhältniß Schiller's zum Herzoge Karl Eugen von

Württemberg ist völlig neu aufgefaßt. Die bisherigen Biographen Schiller's haben alles Licht auf diesen und dagegen allen Schatten auf den Herzog geworfen: indem sie das Material zur Beurtheilung des letzteren größtentheils den verbitterten Briefen aus des Dichters Jugendzeit entnahmen, schilderten sie ihn den scharfen Aeußerungen des Dichters gemäß. Palleske hat den Herzog Karl — so weit das möglich war, — zu Ehren gebracht. Er erinnert an das Urtheil, das Schiller in späterer Zeit an der Gruft des Herzogs fällte: „Da ruht er also, dieser rastlos thätige Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch: aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden." Wenn Palleske nun auch keineswegs die wüste Jugend, das willkürliche Regiment und die Verschwendung des Herzogs zu bemänteln sucht, so legt er doch auch Nachdruck auf die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war, seit er sich mit der Gräfin Franziska von Hohenheim verbunden, und er betont die geistige Verwandtschaft, welche der Herzog mit seinen großen Zeitgenossen Friedrich und Joseph II. hatte. Es werden Züge aus Schiller's Jugendleben und Stellen seiner Briefe ꝛc. mitgetheilt, welche bekunden, daß der Jüngling die Gräfin von Hohenheim mit schwärmerischem Enthusiasmus verehrte, daß ein gut Theil dieses Enthusiasmus auf Karl Eugen überging, und daß zwischen dem Eleven und dem Herzog lange Zeit eine gegenseitige Zuneigung bestand. Auch von der Militärakademie selbst entwirft Palleske ein von dem üblichen ziemlich abweichendes Bild: er weist nach, daß sie sich mit den Anstalten ähnlicher Art zu jener Zeit sehr wohl messen konnte, ja ihnen überlegen war, hebt es hervor, wie viel Schiller ihr zu verdanken hatte, und hat er auch nicht Lust, für den Formalismus der Akademie gerade eine Lanze zu brechen, so denkt er auch nicht daran, „jeden köstlichen Schweinpelz, den der Oberaufseher Nieß Schillern entgegenbrummte, von dem 15jährigen Burschen abzuputzen."

Eine so gerechte historische Auffassung, wonach auch denjenigen Personen und Dingen, welche Schiller zum Theil hemmend und hindernd in den Weg traten, das Ihre gelassen wird, ein so billiges Urtheilen, das aus dem Helden keineswegs ein Muttergotteskind macht, geht durch das ganze Buch. Man muß aber nicht glauben, das sei zum Nachtheil Schiller's; nur um so schärfer wird das Recht des Dichters betont, allen Hemmungen zum Trotz

den eigenen freien Weg zu gehn; nur lebenswahrer, farbenreicher ist sein Bild geworden, indem es aus dem monotonen und blassen Heiligenschein des Ideals versetzt ist auf irdischen Boden. In dem „burschikosen, nicht schuldenfreien, Pferdekuren liebenden Regimentsmedikus, in dem sanguinischen Theaterdichter, in dem resignirten Flüchtling zu Bauerbach, in dem leichtentzündlichen Liebhaber, der für vier Frauen auf einmal schwärmt, — in allen diesen blickt immer der ächte und edle und tüchige Mensch durch. Wenn in dem „Idealisten" die „höchste Fähigkeit zum Realismus" aufgewiesen wird, so erhöht das nur die Bewunderung vor dieser reichen und vielseitigen Natur.

Palleske ist bekanntlich selbst ein Dichter und hat sich mit entschiedenem Glück im Drama versucht. Nicht bloß dem poetischem Schwunge des Styls, sondern auch der Beurtheilung Schiller's und Schiller'scher Dramen kommt das zu Gute. So viel auch über die „Räuber", „Fiesko" und „Kabale und Liebe" schon geschrieben ist, die Würdigung derselben in unserm Buche zeichnet sich ebensowohl durch tiefes Verständniß als durch geistreichen Ausdruck aus. Palleske hat diesen Dramen gegenüber eine ähnliche Aufgabe wie gegenüber dem Herzog. Das landläufige Urtheil der Kritiker ist, daß sie als Jugendarbeiten des Dichters — wenn nicht zu verwerfen — so doch den spätern Dramen weit nachzusetzen seien. Man klammert sich an einzelne wirkliche oder angebliche Mängel und verliert das Geniale, Gewaltige, ächt Künstlerische aus dem Auge. Sei das Motiv dieser Kritik eine Abneigung gegen alle Produkte der Sturm- und Drangperiode, sei es die Sucht, Schiller's E n t w i c k e l u n g stärker hervorzuheben, unser Verfasser besitzt nicht jenen Haß, und nicht diese Sucht. So verführerisch es für den Biographen eines Schiller ist, den Entwicklungsgang des Dichters mit Hülfe der Spekulation wie eine arithmetische Progression darzustellen, als eine mit mathematischer Genauigkeit aufsteigende Linie zu zeichnen, bei jedem neuen Schritt einen neuen Fortschritt zu entdecken, gleichviel ob auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit hier eine Lücke ausgefüllt, dort ein kühner Schnitt gemacht werde, — Palleske hat sich davor gehütet. Er erzählt das Leben Schiller's chronologisch, berichtet die äußern Erlebnisse, knüpft die inneren daran, und ist weder von dem Interesse beherrscht, das Dichterleben im Ganzen in die spanischen Stiefel der eigenen Spekulation zu schnüren, noch von dem, die letzten Dramen über die ersten, jedes folgende über das vorige zu setzen.

„Schiller's Leben und Werke" haben so große Vorzüge, daß man einige Mängel nachsichtiger erträgt. Diese Mängel sind poetische Ueberschwänglichkeiten und Nachlässigkeiten im Styl. Ein aufmerksamer Leser wird bemerkt haben, daß auch in der Eingangs abgedruckten Probe der Fluß der Rede hie und da über Untiefen gleitet. Mag nun eine Vorliebe des Verfassers für gezierte Redensarten dies veranlassen, mag die letzte Feile nicht angelegt sein, — in jedem Fall ist zu wünschen, daß im zweiten Bande Aehnliches vermieden werde.

8) Berlin, 1858. Nr. 23.

Ein Pendant zu dem in demselben Verlage in deutscher Uebertragung erschienenen Lewes'schen Buch über Goethe, darf Palleske's Arbeit die Anerkennung der vollsten Selbstständigkeit und einer unabhängigen Originalität für sich beanspruchen. An plastischer Vollendung des Styls hinter dem Lewes'schen Werke einigermaßen zurückbleibend, verdient sie nach allen anderen Beziehungen hin demselben völlig ebenbürtig zur Seite, in manchen noch über dasselbe gestellt zu werden.

Indem der Verfasser den fast dramatischen Reiz dieses Lebens, seinen Reichthum an außerordentlichen Vorfällen, unterhaltenden Zügen, erschütternden Leiden und Freuden und bedeutsamen Blicken in Kultur und Streben des vorigen Jahrhunderts hervorhebt, zieht er eine interessante Parallele mit dem Leben Goethe's, dem gegenüber er dem Leben Schiller's nach einer Seite hin den Vorzug größerer Volksthümlichkeit zuspricht. „Goethe war ein Wunderkind, geboren im Schooße des Wohlstands. Eine große Kluft trennt die Masse der Leser von ihm. Die Glücksgöttin nimmt ihn auf ihre Arme und trägt ihn lächelnd an die Stufen des Throns. Sie bindet ihn dort mit Blumenketten fest. Er deckt sein Innerstes auf in Dichtung und Wahrheit. Es spricht das herrlichste Herz daraus: seht, ich gehöre zu euch, ich bin ein Mensch wie ihr. Aber man glaubt dem großen Manne kaum, denn er schreibt als Knabe einen Roman in sieben Sprachen. Schiller war ein normales Kind, normal in dem Sinne, daß die ungeheure Mehrzahl des deutschen Volks in kleinen Verhältnissen, mühsam, in strenger Zucht aufwächst, normal in dem Sinne, daß sich trotzdem Viele tüchtig durcharbeiten, deren Amme die Entbehrung, deren harter Erzieher der Mangel ist. Daher ein so hell klingendes „Mir nach!" in seinem Leben. Von dem unscheinbarsten Anfang ringt er sich empor, in

dem Zwang der militärischen Zucht brütet er hochfliegende Plane, sein Herz, mit der Empörung eines schmählichen Zeitalters gesäugt, macht sich in den „Räubern" Luft, und an dem Riesenschrei der wilden Natur merkt das Volk: dies ist unser Führer, und ruft ihm zu und sieht ihn mit Entzücken voranschreiten, fest und hoch die Fahne in der Hand, bis das Unglaubliche sich begab, bis der ungelenke Sohn des ehemaligen Feldscheers ebenbürtig neben Goethe stand und seine Muse die Goethe'schen Züge annahm. Vielleicht kein Mensch hat sich so umgeschaffen, wie Schiller, und wenige sind sich so treu geblieben. Er konnte zuletzt, was er wollte, und wollte, was er konnte: die höchste Stufe menschlicher Kraft."

Aus diesem Auszuge, welcher zugleich als Probe für die Schreibart Palleske's dienen mag, wird der Leser die lebensvolle Frische, die tief innerliche Liebe und die warme Hingebung erkennen, die der Verfasser seinem Werke entgegengetragen und durch die selbstverleugnendste Arbeit an der Bewältigung des inhaltsschweren Stoffes bewährt hat. Eine umfassende literarische Bildung, ein feines ästhetisches Gefühl, ein poetisches Naturel und ein an inneren Kämpfen und Erfahrungen reiches Gemüthsleben, von welchem fast jede Seite des Buches ein unantastbares Zeugniß ablegt, sind die unbestreitbaren Bürgen für die intellectuelle und sittliche Befähigung des Verfassers zu seinem Werke. Es weht ein Odem jugendlicher Begeisterung durch das ganze Buch, unter dessen frischem Hauch man die von dem Verfasser gezeichneten Gestalten, vor allen die seines Helden selbst, sich beleben und so recht eigentlich in das Leben hineinwachsen sieht, so voll und warm, daß wir meinen, es müssen dadurch selbst dem verstocktesten Pedanten die Pforten poetischen Verständnisses aufgethan werden. Als auf eine Probe von der tiefen, zarten und zugleich großartigen Auffassung unseres Autors verweisen wir den Leser auf seine geistvolle Analyse von „Kabale und Liebe", worin er die Luise, im Gegensatz zu der heroischen Freiheit einer Julia, als das Angstgeschöpf ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse, als das zerschlagene Herz des deutschen Volkes charakterisirt, dem nur die Freiheit unterzugehen, nicht aber der Muth glücklich zu sein geblieben war.

Der poetische Schwung der Auffassung und Darstellung hat den Verfasser nicht gehindert, das theils in früheren Biographien Schiller's vorliegende, theils durch neu herbeigebrachte Dokumente bereicherte historische Material mit der ruhigsten Kälte einer scharf abwägenden Kritik auf das Genaueste und Strengste zu sichten

und jedem der von ihm behandelten historischen Charaktere mit gewissenhafter Unparteilichkeit sein Recht widerfahren zu lassen. So dem viel verkannten Herzog Karl Eugen, dem weit überschätzten Dalberg, der großherzigen Charlotte von Kalb, deren wahres Bild durch die vor einigen Jahren erschienene schulmeisterhaft pedantische Charakterist des Hrn. Ernst Köpke dem Publikum weit eher verdunkelt und fern gerückt, als näher gebracht worden ist.

9) Aachener Zeitung vom 7. Juli 1858.

Es fehlt uns nicht an Biographien Schiller's und Goethe's und dennoch hat das Buch des Engländers Lewes über den letzteren ein Aufsehen erregt, einen Anklang gefunden, wie keins vorher. Mußte erst ein Fremder kommen, um das Rechte zu treffen? Gewiß ist das Werk von Lewes ein höchst bedeutendes, in so fern es den Menschen Goethe von einem unbefangenen Standpunkte aus zergliedert und ihn mit großer Feinheit zeichnet, aber zur Beurtheilung des Dichters fehlte ihm doch die eigene dichterische Begabung. Die Schriften über Schiller lassen noch mehr zu wünschen übrig. Sie urtheilen über den Charakter des Menschen, wie über seine Poesien selten erschöpfend, selten unparteiisch. Nur einzelne Perioden seines Lebens haben genügende Darsteller gefunden, etwas Ganzes, das befriedigen könnte, fehlt noch, was der Nation nicht zur Ehre gereicht und höchstens darin eine Entschuldigung findet, daß die zahlreichen, oft wegwerfenden Urtheile, welche Schiller hat erfahren müssen, auf der anderen Seite eben so überschwengliche Huldigungen hervorgerufen haben, welche die rechte Klarheit nicht zu Worte kommen ließen. Immer aber wird Schiller doch der Mann des Volkes bleiben, bis in alle Zeiten begeisternd, besonders auf die Jugend wirken und ein Buch über ihn, sein Leben und sein Schaffen, wenn es ist, was es sein soll, mit Dankbarkeit aufgenommen werden. Das Buch Palleske's ist ein solches, aus mehrfachen Gründen. Einmal enthält es des Neuen gar viel, da dem Verfasser viele bisher unbenutzte Quellen zu Gebote standen, Mittheilungen des Frhrn. v. Maltzahn, des Herausgebers der Lessing'schen Schriften, dann der Tochter der Charlotte von Kalb, welche von gewichtigstem Einfluß auf Schiller gewesen ist; endlich aber auch, weil der Biograph, selbst ein vortheilhaft bekannter Dichter, wie denn mehrere Dramen von ihm verdiente Anerkennung gefunden haben, den rechten freien Sinn für das Verständniß und die Würdigung des Geistes seines Helden mitbringt. Man kann nicht bes-

ser einen Charakter schildern, als dies hier geschieht, wenn der Verfasser das wechselvolle Leben Schiller's erzählt und Personen und Handlungen gegenseitig aus einander entwickelt. Daß es mit Vorliebe für Schiller geschieht, wer wird es tadeln? Das wäre ein schlechter Biograph, der sich nicht in seinen Gegenstand hineinlebte und sich nicht mit Wärme für ihn interessirte. Dem Rechte wird dadurch kein Abbruch gethan und die Kritik der Jugendarbeiten Schiller's, wie sie der erste Band bringt, entbehrt darum einer eingehenden, sorgfältigen Behandlung nicht. Wie das Werk angelegt und begonnen ist, können wir schon jetzt sagen, daß es wahrhaft eine Bereicherung unserer Literatur werden, würdig sein wird, überall neben jeder Ausgabe von Schiller's Werken seinen Platz einzunehmen.

10) Königsberger Hartung'sche Ztg. 1858. Nr. 198.

Der Dichter des „König Monmouth" legt uns in dem vorliegenden Werke den ersten Band einer Biographie des großen Dichters vor, welche nicht allein dem Titel nach dem vielgerühmten Werke von Lewes über Goethe als ein würdiger Pendant an die Seite gestellt werden kann. Wir betonen ausdrücklich, daß Schiller's Leben hier ein Dichter schrieb, und daß der verwandte Genius oft das in Klarheit schaute, was selbst dem ungetrübten Auge manches ernsten Forschers dunkel blieb, das richtig deutete, was der Verstand der Verständigen unklar sah. Man lese, wie geistreich Palleske die Deutung der sentimentalen Briefe Schiller's an Frau von Wolzogen u. a. aus dem Geiste jener vielgeschmähten Epoche der Empfindsamkeit übernimmt; man beachte die geschickte Schilderung dieser Epoche; man versenke sich in die genial geschriebene Charakteristik der Charlotte von Kalb — unbedingt die Perle des ganzen Bandes und um so werthvoller, als der Verf. zum Theil aus neuen, ihm allein zugänglichen Quellen schöpfte —; man schlage jede beliebige Seite des Buches auf: und man wird den Dichter in seiner Sehergabe und Rednergewalt vor sich sehen. Doch man wird auch an keiner Stelle des Werkes den gediegenen Forscher, den kundigen Literarhistoriker, den ernsten Freund der Wahrheit vermissen. Nirgend hat Palleske „die Schuldigkeit, einen großen Mann aus der Geschichte heraus zu würdigen" (S. 317) außer Augen gelassen. Er hält sich frei von der Ungerechtigkeit früherer, oft sehr verdienstvoller Biographen Schiller's, die an dessen Werke überall den kritischen Maßstab legten und mit ihrem Begriff von einem vollkom-

menen Drama an seine Schöpfungen herantraten, wobei denn namentlich die Jugendarbeiten sehr übel fahren mußten. Palleske zählt nicht „zu den literarischen Schergen der Gerechtigkeit" (S. 4), die verdammt sind, jeden Fehler auszuspüren und ihn einzeln vor die Schranken der Geschichte zu stellen. Er stellt vor diese Schranken den ganzen Mann, und getrost ergreift er zu seinem schönen Gemälde den Pinsel, weil er, wie er in der Einleitung sagt, gewiß ist, „daß alle Schatten in seinem Bilde nur dazu dienen, das Licht zu erhöhen." Und in seiner ganzen Glorie steht Schiller in dem Palleske'schen Buche vor uns, so, wie sein Bild im Volke lebt, das den Verklärten rein von allen Fehlern und Schwächen sieht, die ihm eine oft kleinliche Kritik nachzuweisen bemüht war, und eben darum wird dies Buch — was keines vor ihm vermochte — in's Volk dringen und dessen Eigenthum werden. Palleske beweist sich in dem vorliegenden Bande aber nicht blos als einen geistreichen und gewandten, aus vollem Herzen und mit klarem Blicke schaffenden Künstler, er ist auch, wie wir schon andeuteten, ein ehrenhafter Charakter, der, wo es gilt, mit seiner wahren Meinung nicht hinter dem Berge hält, sondern sie und oft mit den derbdeutschen Worten gerade heraussagt. So geißelt er mehrfach die argen Versündigungen Dalberg's an Schiller mit scharfen, aber gerechten Worten, wie z. B. S. 195 und 229. Doch nimmt er auch keinen Anstand, da begründetes Lob zu sprechen, wo man bisher, „den Manen Schiller's gerecht zu sein, gegen die Manen Anderer eine Faust machte." So schildert er die vielgeschmähte Karlsschule ihrer Einrichtung und ihrem Geiste nach mit lobenswerther Unparteilichkeit und gründlicher Ausführlichkeit.

11) Westermann illustrirte deutsche Monatshefte.

Niemals hat man sich mehr und eifriger mit unsrer vergangenen großen und glänzenden Literaturepoche beschäftigt, als gegenwärtig. Indem wir uns der Zeit nach immer weiter von ihr entfernen, ist uns doch in der That, vermittelst verschiedener literarischer Darstellungen, als wenn sie uns wieder näher träte, als wenn das ganze vorige Jahrhundert mit seinen vielen edlen und anziehenden Gestalten auf's Neue vor uns lebendig würde. Unter allen diesen Gestalten ist wohl Niemand, der ein allseitigeres Interesse, einen begeisterteren Antheil zu erregen vermöchte, als unser großer vaterländischer Dichter Friedrich Schiller. Und grade von diesem hat uns bisher eine treue und lebendige Biographie gefehlt, erst dem uns vorlie-

genden Werke war es vorbehalten, dieser Aufgabe in jeder Beziehung zu genügen; hier erst empfangen wir ein wahres Bild, eine ebenso unparteiische als scharfsinnige Charakteristik unsers Dichters, hier erst lernen wir ganz sein wechselvolles und an romanhaften Verwicklungen reiches Leben kennen. Der Verfasser hat das Glück gehabt, daß ihm eine Reihe ganz neuer Aufschlüsse über vieles bisher dunkel Gebliebene in Schiller's Leben zugänglich geworden: Herr Wendelin von Maltzahn, Frau von Gleichen, die Tochter Schiller's, Fräulein Edda von Kalb, die Tochter der edeln Charlotte von Kalb, und noch mehrere Andere haben ihm die wichtigsten und bedeutendsten Mittheilungen gemacht. Dieser reiche und interessante Stoff konnte aber auch keinen Biographen finden, der mehr dazu geeignet gewesen wäre, als Emil Palleske. Gründlichkeit, Sorgfalt, Fleiß und Gewissenhaftigkeit sind Eigenschaften, die man bei solchen Arbeiten an unsern deutschen Gelehrten oftmals schon zu rühmen Gelegenheit gehabt hat; seltener ist es aber, wenn zu den genannten Vorzügen noch eine geschmackvolle Darstellung, die stets das gespannteste Interesse rege hält, und ein Talent der Schilderung sich gesellt, wie es hier der Fall ist. Nur ein Dichter — und ein solcher ist unser Verfasser, der sich bereits durch mehrere Dramen einen geachteten Namen in unsrer Literatur erworben — konnte uns mit solchem Feuer und solcher Wahrheit das innerste Fühlen und Denken unsers Schiller wiedergeben: wir sehen ihn in seinem Schaffen, in seinen vielfachen Kämpfen mit dem Leben, in seinen Liebesneigungen und Freundschaften nicht immer ohne Fehl, aber wie den glänzenden Helden eines Dramas, der uns stets Liebe und Mitgefühl abfordert.

Man hat uns schon vielfach den jungen Schiller auf der Karlsschule und in seinen Beziehungen zum Herzog Karl Eugen von Würtemberg geschildert: durch die strenge Zucht in der ersteren, durch den starren Despotismus des letzteren hat man das Entstehen jenes kühnen Freiheitssinnes zu erklären gesucht, welchen das junge Genie in den „Räubern" an den Tag legte. Bei Palleske begegnen wir einer ganz andern Auffassung! Dieser läßt dem Herzog mit sammt seiner Karlsschule eine Gerechtigkeit widerfahren, welche ihnen die Geschichte bisher versagte; in seiner ebenso pikanten als lebendigen Charakteristik dieses Fürsten weist er schlagend nach, daß er, wenn man die damalige Zeit in Betracht zieht, als Chef der Karlsschule eher menschlich und aufgeklärt als das Gegentheil genannt zu werden verdiente, und daß diese selbst, wenn sie nicht frei war von den Schattenseiten

der gemeinsamen Erziehung für das vorige Jahrhundert und als Schöpfung eines Fürsten, der eine Vergangenheit hatte wie Karl Eugen, außerordentlich war. „Also nicht aus der Akademie als solcher", bemerkt Palleske, „sog Schiller seine Empörung, und dies ist der Anfang seiner Größe! Er haßte alle Selbstverzärtelung, alle schlechte Subjektivität, er lernte schon damals das Höchste seines Wesens: mit sich, wie mit einem Fremden umzugehen. Er fühlte das Wehen der Zeit in den Mauern des Instituts, die murrenden Stimmen des Schultrotzes wies er zur Ruhe, um auf die abgebrochenen Laute zu lauschen, die ihm der Wind zutrug von draußen, von draußen, wo eine unheilbrütende Zeit eine Schlacht ohne Gleichen begann. Sein scharfes Ohr vernahm den fernen Donner, und Kampflust brauste in wüthendem Jubel durch seine Adern. Er las wahrscheinlich keine Zeitung, und doch wußte er mit jenem Instinkt des Genius genau, wohin die Geister des Jahrhunderts wollten. Zwischen seiner Liebe zum Herzog, die er überschwenglich aussprach, und dem revolutionären Geist, den er arglos aus seiner Liebe zur Menschheit empfing, war kein Unterschied. Darum das spätere gegenseitige Mißverstehen und die um so schmerzlichere Trennung." — Noch viele andere Partieen in Schiller's Leben, wie zum Beispiel das schlechte Benehmen des Freiherrn von Dalberg gegen ihn, wie die Idylle in Bauerbach, des Dichters Verhältniß zu der liebenswürdigen Frau Henriette von Wolzogen und deren Tochter finden hier zum ersten Male eine richtige Beleuchtung. Unter allen den mannigfaltigen Persönlichkeiten, die mit Schiller in Berührung treten, tritt uns keine mit glanzvolleren und herrlicheren Farben entgegen als seine Freundin **Charlotte von Kalb**, jene wunderbare Frau mit dem tiefsinnigen Geiste und dem flammenden Herzen, die seine Muse wurde und die Palleske mit Recht als die phantasievollste von allen Frauen bezeichnet, die den Festzug unsrer großen Dichter begleiteten. Die Liebe, welche Schiller und Charlotte verband, erscheint uns, wie wir sie hier zuerst dargestellt finden, als ein großes tragisches Gedicht, welches alle Herzen erschüttern muß! — Wir dürfen nicht vergessen, auch auf die geistvolle Analyse und Beurtheilung der drei ersten Dramen des Dichters, der „Räuber," des „Fiesko" und der „Kabale und Liebe" aufmerksam zu machen, die jeden Leser, möge nun seine Ansicht eine abweichende oder zustimmende sein, anregen wird. Hier ist ein weiter Raum zu den verschiedensten Urtheilen. Um so besser! möchten wir ausrufen: je mehr Diskussionen darüber, je willkommener, denn zuletzt müssen sie uns doch immer mehr dahin

führen, einen Genius anzuerkennen, der es verdient, unser Stolz und unsre Freude zu sein.

Das uns vorliegende Werk hat sogleich nach seinem Erscheinen bereits vielfache Anerkennung gefunden, auch ausländische Blätter haben es bereits erwähnt. Es wird mehr als „Goethe's Leben" von Lewes in alle Kreise dringen. „Dies ist eine Biographie," hörten wir einen geistvollen und feinsinnigen Kritiker darüber äußern, „wie jeder große Mann sich wünschen muß, daß sie von ihm gemacht werde!"

12) Westfälische Zeitung 1858. Nr. 197.

Es ist jetzt an der Tagesordnung, dem großen Publikum Einblicke zu eröffnen in das geheimste Privatleben unserer großen Literaturepoche, und wir werden mit einer wahren Fluth von derartigen Schriften überschwemmt. Darin werden mit derselben Gewissenhaftigkeit die Windeln eines Genies besichtigt, wie irgend ein Federzug desselben auf einem Papierblättchen, in welches einst seine Frau Braten oder Kuchen wickelte. Wir werden deshalb gewiß keinen vernünftigen Menschen, der noch ein Aktenstück oder eine Zeitung zu lesen hat, einladen, all die Blätter zu durchgehen, auf welchen sich die kleinen Epigonen über die Riesen breit machen, es sei denn, der verehrte Leser gehöre selbst in diese Schule der Heiligen. Wohl aber wollen wir gern aufmerksam machen, wo auf diesem Gebiete etwas so Gediegenes erscheint, wie Goethe's Leben von Lewes, das ein englischer Gentleman schrieb mit deutscher Herzenswärme, oder Goethe's Leben von W. Schäfer, der ausgebreitete Kenntnisse vereinigt mit feinem Sinne. Zu diesen bessern Werken gehört auch das oben angezeigte, das wir mit herzlicher Freude und Anerkennung begrüßen. Manche Leser der Westfälischen Zeitung haben gewiß schon das vorzügliche Talent bewundert, mit welchem Palleske der Vorleser uns Szenen aus Shakespeare und Goethe vorführte, — Einiges daraus tönte wieder in den Werken Palleske's des Dichters, — wir aber gestehen freimüthig, daß wir sowohl den „König Monmouth" als den „Cromwell", oder vielleicht auch beide zusammen, so wenig wir das viele Schöne darin verkennen, hingeben für diese Biographie des Lieblingsdichters unsers Volkes.

Die Schwäche des Werkes liegt in seiner Breite. Verfasser und Publikum müssen sich noch auf ein paar Großoctav-Bände gefaßt machen, wenn das so fortgehen soll, wie im ersten Bande. Der Verfasser hat ernstlich danach gestrebt, seinen Stoff künstlerisch zu bewäl-

tigen, überall die Gruppen plastisch abzurunden: es ist ihm nicht überall gelungen; manche Partie scheint bei späteren Zusätzen wieder aus dem Leim gegangen zu sein. Wir wollen dem Verfasser auch Nichts von seinen eigenen Bemerkungen und Urtheilen schenken; denn sie sind immer am Platze, und wenngleich manchmal Reminiscenz, doch immer voll Geist und Gehalt, und oft überraschend durch Witz und Originalität und Lebenswahrheit: allein kürzer könnten sie sein und doch ihre Wirkung thun.

Die großen Vorzüge der Schiller'schen Biographie von Palleske übertreffen aber weit alle Mängel derselben. Durch fleißige Forschungen, offenbar unterstützt durch glückliche Umstände wie durch eine weitreichende Orts- und Personenkenntniß, ist es dem Verfasser möglich geworden, sehr Vieles zu bringen, was ebenso interessant als völlig neu ist. Erst durch diese Biographie liegt uns das Jugendleben unsers großen Dichters in all seinen Zügen vollständig klar und offen. Der Verfasser hat sich mit inniger Liebe in Schiller's Persönlichkeit versenkt: allein sein gesunder Menschenverstand hat überall die Augen offen behalten und der Psycholog ist nirgends sanguinischer Bewunderer oder schwarzblutiger Tadler geworden. So war Schiller, wie Palleske ihn schildert, das fühlen wir: so pulsirte sein feuriges Blut, so stürmten seine weltweiten Gedanken. Palleske hat für alle Zeit wesentlich dazu geholfen, daß nicht wenige irrige Ansichten über Schiller's Entwicklung beseitigt werden. Palleske aber ist auch selbst Dichter, er kennt die Bühne wie wenige Andere: gerade dies Beides befähigte ihn zu einem gesunden Urtheil über Schiller's Stücke. Wir sehen ihn nirgends im Faltenwurf der ästhetischen Toga, wir hören niemals von ihm weise Richtersprüche, denen man die unglücklichen Studien von Vischer's Lehre vom Schönen ansieht, — Palleske bleibt, wenigstens in der Regel, bei der Stange und spricht wie ein Mann von Geist und warmem Herzen für das Aechte und Schöne. Sein Vortrag endlich erfreut sich eines ansprechenden populären Stils, der immer edel bleibt. Wir glauben durch diesen kurzen Bericht unsere Leser hinlänglich angeregt zu haben, das vortreffliche Buch selbst zu lesen.

13) Morgenzeitung. Nr. 182.

Breslau, 6. August. N. Schiller's Leben und Werke von Emil Palleske. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 2. Band. Der Verfasser bringt in diesem sehr gut geschriebenen Buche eine Menge bisher entweder gar nicht oder nur wenig gekannter Einzeln-

heiten aus dem Leben Schiller's, welche auf die Beziehungen des großen Dichters zu den ihm nahestehenden und seine Entwickelung beeinflußenden Persönlichkeiten neue und interessante Lichter werfen. Der Versuch, den Zusammenhang der verschiedenen Phasen seines innern Lebens mit den Aenderungen in seinen äußeren Verhältnissen fortlaufend nachzuweisen und alle seine einzelnen bedeutenderen Geistesprodukte auf bestimmte äußere Anlässe zurückzuführen, ist deßwegen dem Verfasser des vorliegenden Werkes vielleicht noch in höherem Grade gelungen, als seinen vielen Vorgängern. Indem wir uns die Hervorhebung anderweiter Beziehungen für spätere Artikel vorbehalten, wollen wir heut auf die Schilderung jenes glänzenden Frauenkreises hinweisen, welcher in den achtziger und neunziger Jahren mit den Heroen unserer Literatur auf das Innigste verwebt war. All die Verbindungen, durch welche die schöngeistige Damenwelt des damaligen Berlin mit den Frauen am Hofe und in der Umgebung der Herzogin Amalie von Weimar, mit den Damen von Rudolstadt, Erfurt, Leipzig und Dresden verknüpft war, werden vor unsern Augen bloßgelegt. Wir sehen, wie diese Frauenwelt Heirathen anstiftend und Heirathen lösend, Männerbekanntschaften vermittelnd und Männerverstimmungen ausgleichend, literarisch anregend und literarisch mildernd, als ein Geflecht auftritt, durch welches die Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul, Humboldt, Körner u. s. w. äußerlich zusammengebracht und durch welches ihre geistigen Wechselbeziehungen erst ermöglicht werden. Sie war es, welche die Originale lieferte, nach denen die Heldinnen der Schiller'schen und Goethe'schen Dramen gebildet wurden. Der ideale und reine Sinn dieser Frauen ging auf die Literatur jener Epoche über und aus ihr später wieder ins öffentliche Leben, als beim Beginn dieses Jahrhunderts sich eine Wiedergeburt desselben vollzog. Wenn gegenüber einer späteren praktisch-politischen Periode in jenem Zeitabschnitt sich der deutsche Geist hauptsächlich die Aufgabe gestellt zu haben schien, die schöne Persönlichkeit zur Darstellung zu bringen, das Privat- und Familienleben zu verschönern und zu vergeistigen, so lag es in der Natur der Sache: daß eben die Frauen einen wesentlichen Antheil dieser Aufgabe vollbringen mußten. Jene mysteriösen Doppelbrautschaften, jene intimen Verhältnisse zu verheiratheten Frauen, jene mit aller Gemüthlichkeit vollzogenen Ehescheidungen, Dinge, die in Frankreich auf Zersetzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse hinweisen, traten hier in Kreisen auf, welche nach der höchsten sittlichen Vervollkomm-

nung rangen. Nur, wo man so rein und delikat empfand, konnte man ohne Schaden so tief und glühend empfinden und ungestraft in so nahe Berührung zu einander treten. Eine spätere Zeit hält vielleicht nur deswegen mit solcher Prüderie und Rigorosität an der Beobachtung mancher Formen und hat nur deßwegen äußerlich größere Schranken zwischen den Geschlechtern aufgerichtet, weil sie fühlt, daß ihre gröber und sinnlicher gewordene Empfindungsart solcher Zügel und Schranken bedarf. Die Beziehungen Schiller's zu seiner späteren Gattin Charlotte v. Lengefeld und deren Schwester, der Frau v. Beulwitz, sind in diesem Buch ausführlicher behandelt, als irgend anderswo. Auch auf Schiller's Verhältniß zu der unglücklichen Frau v. Kalb fallen einige neue Lichter, die diesen schon so viel behandelten Gegenstand noch weiter vervollständigen.

14) Gödeke, Grundriß der deutschen Dichtung. S. 1009.

39a) Schiller's Leben und Werke von Emil Palleske. Erster Band. Berlin. Fr. Duncker. 1858.

„Die letzte Biographie des Dichters. Ich konnte dieselbe bei meiner Darstellung nicht mehr benutzen, finde aber bei nachträglicher Vergleichung, daß der letzteren Wesentliches nicht fehlt. P. faßt Schiller's Jugendentwickelung anders auf als ich."

Erstes Buch.

Buch der Kindheit.

1759 bis 1773.

I.

Schiller's Bild im Volk.

„Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden, als kolossal." So sprach Meister Dannecker, als er des Freundes Tod erfuhr. Und mit schmerzensfester Hand ging er an's Werk, und das Werk ward, was er wollte, eine Apotheose. Kein verwirrendes Detail belastet, kein Zug gemeiner Wirklichkeit trübt den reinen Aether dieser Züge. Die Spur eines erhabenen Kampfes auf der breiten Stirn, auf den zusammengezogenen Brauen, den eingefallenen Wangen sagt, daß dieser Gott einst auf Erden gewandelt hat. Aber die Spur der vergangenen Unruhe erhöht nur die vollendete Ruhe, welche den Gott bezeichnet. Die ernste, selbsterstrittene Harmonie in diesem Antlitz fordert unwiderstehlich unsre Ehrfurcht. Aber sie weist jede Hingebung zurück, indem sie uns leise an alle die dunklen Sorgen erinnert, die uns noch im unruhigen Herzen klopfen.

Der Stein verschweigt den Menschen, um den Gott zu offenbaren.

Neidlos fromme Kunst des Meißels, die du alles Irdische verklärst, den sterblichen Leib in die Gestalt erlösest, die du, eine Hebe unter den Künsten, den ringenden Herkules der Erde in deinem Olymp empfängst, zu dir vor allen sollte der Biograph hinanblicken und fragen: ist es recht, das Geheimniß des Steins zu lösen? heißt es nicht, das Vollkommene in seiner Bedürftigkeit zeigen? Zürnt nicht der Genius über den Kühnen, der sich vermißt, aus den tausend zerstreuten Blättern das Buch seines Lebens zu sammeln?

Aber das Gesetz des Genius ist Wahrheit. Er half es begründen, er stellte sich selbst unter dieses Gesetz, oder er war nicht der große Geist, wofür ihn die Welt verehrt. Dieses unerbittliche Gesetz, niemals mächtiger, als jetzt, treibt jedes dürftige Brieflein, jedes unbedeutende Wort, jede kleine Schwäche aus den verborgensten Schlupfwinkeln. Dieses Gesetz schuf sich literarische Schergen der Gerechtigkeit, welche verdammt sind, jeden Fehler auszuspüren und ihn einzeln vor die Schranken der Geschichte zu stellen.

Die Wahrheit fordert, daß vor dieselben Schranken der ganze Mann zu stehen komme Und vor diese Schranken kann keiner der Unsterblichen mit freierer Stirn, mit größerer Ruhe treten, als Friedrich Schiller. Alle Herzen fliegen ihm entgegen, seine Ankläger finden taube Ohren, seine Vertheidiger sind zahllos. Sie sind auf dem Thron und in der Zelle des armen Studenten, sie drängen sich auf den Galerien der Theater und stehen auf der Kanzel; der Sol=

dat findet in ihm seine Schlacht und sein Lager, die zarte Jungfrau ihre reinsten Ideale, der Schüler seine Romanze, der Katholik sein Rom, der Protestant seinen Gustav Adolf, die Freiheit ihren Tell, fast jede Nation ihren Ruhm und die Menschheit ihre edelsten Güter. Jeder findet, was er am heiligsten liebt, in ihm, und was er nicht findet, sucht er in ihn hineinzulegen.

Es giebt Bücher genug, die seine Unvollkommenheiten grell beleuchten; aber wer viel unter Menschen kommt, kann sich überzeugen, sie drangen nicht in's Volk. Wie durch eine stille Uebereinkunft hat sich das Publikum verschworen, weder auf die strenge meisternden Kritiken, noch auf den Vorwurf des Heidenthums, noch auf das Gerede, er sei kein Dichter, zu achten. Keine von den karrikirenden Beschreibungen seiner Gestalt und seines Ganges bleibt haften. So oft die „Räuber“ über die Bühne gehen, wird jeder jüngste Kritiker an ihnen zum Ritter, aber das Haus ist voll. Die romantische Schule mäkelte an seinen Werken, ja Schiller selbst hat, ähnlich wie Lessing, gezweifelt, daß er ein geborner Dichter sei. Aber Goethe tritt dem entgegen, und mit seinem göttlichsten Grimm sagt er: „ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen Dichter zu halten, wiewohl die neuesten Imperatoren und Diktatoren gesagt haben, er sei keiner.“ Die Nachwelt erfüllte Goethe's Forderung. Sie gab und giebt ganz, was das Leben nur halb ertheilte.

Einer solchen allgemeinen Stimmung gegenüber hat

jeder Biograph eine herrliche, eine verzweifelte Aufgabe. Wenn er nicht gewiß ist, daß alle Schatten in seinem Bilde nur dazu dienen, das Licht zu erhöhen, so werfe er den Pinsel weg. Wenn er sich nicht bemüht, alle Schönheiten seines Helden zu verstehen, ehe er sich entschließt, einen Fehler desselben zu tadeln, so hat er umsonst gearbeitet. Und doch reizt vielleicht kein Dichterleben so zur Darstellung. Das Verständniß einer großen Persönlichkeit ist immer fördernd. Aber Schiller's Leben kann man nicht schreiben, ohne sich eines sehr praktischen Zweckes bewußt zu werden.

Ich theile nicht die Hoffnungslosigkeit der Zeit. Ich würde mich nicht werth halten, den Heldenlauf des muthvollsten aller Dichter zu schildern, wenn mich die trüben Stirnfalten der Gegenwart an der Zukunft irre machten. Und diesen Muth im Leser zu befestigen, unsere Jugend aus der elenden Epigonenverzweiflung zu reißen, dem Strebenden einen Kranz zu zeigen, dem Darbenden ein Beispiel, dem Erschlaffenden einen Sporn, dem Wankenden einen Halt, dem Gläubigen einen Freund dem Kämpfer für Wahrheit und Recht einen Führer zu geben, dazu ist kein Dichterleben so geeignet, als Schiller's.

Und zugleich ist dieses Leben fast von dramatischem Reiz, reich an außerordentlichen Vorfällen, ergiebig an Blicken in Kultur und Streben des vorigen Jahrhunderts, belebt durch unterhaltende Züge, erwärmend durch die herrlichen Rollen der Mitspieler; es redet an jedes Herz mit der treuen Stimme der Freundschaft, mit den Tönen der edelsten

Liebe; es ist erschütternd durch die Leiden des Helden und noch erschütternder durch sein Glück. Die erste Thräne, die dem Unglück des Edlen geweint ist, macht unser Herz geneigt, bei dem Erfolg und der Freude desselben die Quelle des Mitleids noch einmal zu öffnen.

Und Eine Eigenschaft macht es volksthümlicher als Goethe's Leben.

Goethe war ein Wunderkind, geboren im Schooße des Wohlstands. Eine große Kluft trennt die Masse der Leser von ihm. Die Glücksgöttin nimmt ihn auf ihre Arme und trägt ihn lächelnd an die Stufen des Throns. Sie bindet ihn dort mit Blumenketten fest Er deckt sein Innerstes auf in Dichtung und Wahrheit. Es spricht das herrlichste Herz daraus: seht, ich gehöre zu euch, ich bin ein Mensch wie ihr. Aber man glaubt dem großen Manne kaum, denn er schreibt als Knabe einen Roman in sieben Sprachen.

Schiller war ein normales Kind, normal in dem Sinn, daß die ungeheure Mehrzahl des deutschen Volks in kleinen Verhältnissen, mühsam, in strenger Zucht aufwächst, normal in dem Sinn, daß sich trotzdem Viele tüchtig durcharbeiten, deren Amme die Entbehrung, deren harter Erzieher der Mangel ist. Daher ein so hell klingendes „Mir nach!" in seinem Leben. Von dem unscheinbarsten Anfang ringt er sich empor, in dem Zwang der militärischen Zucht brütet er hochfliegende Plane, sein Herz, mit der Empörung eines schmählichen Zeitalters gesäugt, macht sich in den „Räubern" Luft, und an dem Riesenschrei der wilden Natur merkt das

Volk: dies ist unser Führer, und ruft ihm zu und sieht ihn mit Entzücken voranschreiten, fest und hoch die Fahne in der Hand, bis das Unglaubliche sich begab, bis der ungelenke Sohn des ehemaligen Feldscheers ebenbürtig neben Goethe stand und seine Muse die Goethe'schen Züge annahm. Vielleicht kein Mensch hat sich so umgeschaffen, wie Schiller, und wenige sind sich so treu geblieben. Er konnte zuletzt, was er wollte, und wollte, was er konnte: die höchste Stufe menschlicher Kraft.

II.

Geburt.

Die Stammbäume unsrer größten Dichter liegen in protestantischen Kirchenbüchern. Die vergilbten Blätter müssen sich aufthun, um den Großvater des berühmten Mannes herzugeben. Gustav Schwab hat sich der Mühe unterzogen, den Voreltern Schiller's bis in's siebzehnte Jahrhundert und darüber hinaus nachzuspüren. Sie waren ihres Handwerks ehrsame Dorfbäcker. Der Großvater väterlicher Seits, Johannes Schiller, trieb dieses Gewerbe in dem volkreichen Dorfe Bittenfeld bei der altwürtembergischen Stadt Waiblingen. Wir wissen von ihm, daß er auch Schultheiß und daß sein Vater Beisitzer des Gerichts war. Beide

Männer, darf man wohl schließen, besaßen Eigenschaften, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger erweckten.

Johannes Schiller starb 1733.

Er starb zu früh für seinen armen Sohn Johann Kaspar und hinterließ dem kaum zehnjährigen Knaben die dornenvolle Aufgabe, sich ehrlich und auf eigne Hand durch die Welt zu schlagen, was dieser denn auch auf eine so mannhafte Weise gethan hat, daß er der Ehre werth ist, Schiller's Vater zu heißen. Seit mehreren Generationen war Bäcker auf Bäcker gefolgt. Mit Johann Kaspar zerbricht die Gewohnheit vererbten Standes, und der verwaiste Knabe kommt zu einem Chirurgen in die Lehre. Die wichtigsten Operationen eines damaligen Chirurgen waren Zahnausziehen, Aderlassen und die Beseitigung der Barthaare. Es ist zu vermuthen, daß diese Künste Johann Kaspar's Herz nicht ausfüllten. Der Hang zur Schriftstellerei in seinen späteren Jahren, vor Allem die leichte und gewandte Versifikation eines noch erhaltenen, von ihm gedichteten Gebetes lassen schließen, daß sein Sinn auf höhere Dinge gerichtet war. Der Krieg, die große Lotterie für unruhige Köpfe, reizte auch ihn zum Einsatz. Nach überstandener Lehrzeit ging er, als ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, während des östreichischen Erbfolgekriegs mit einem bairischen Husarenregiment als Feldscheerer in die Niederlande. Das war im Jahre 1745, drei Jahre später gründete ein anderer Johann Kaspar, Goethe's Vater, in Frankfurt seinen wohlhäbigen Hausstand.

Wenn Eigenschaften sich vererben, so haben wir der rastlosen Regsamkeit und wahrhaft dämonischen Umwandlungskraft, welche Schiller's Vater in allen Lebenslagen bewies, die gleichen Tugenden des Sohnes zu danken. Es ist der Aufzeichnung werth, wie Johann Kaspar Schiller der Schmied seines Glückes wurde.

Da es im Felde wenig Wunden zu heilen gab, so suchte er „seinem Handwerk in die Hände zu arbeiten." Er ließ sich als Unteroffizier verwenden, wenn kleine Kommando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden. Er wäre ohne Zweifel schon jetzt diesem Aderlassen in größerem Maßstabe treu geblieben, wenn nicht der Aachener Friede seine Plane gekreuzt und ihn zu seinem Schnepper und Pelikan zurückgedrängt hätte. Doch nahm er seinen ungarischen Sattel mit völligem Reitzeug und seine Uniform von fahlfarbenem Tuche mit nach Marbach, wo er sich nunmehr ansiedelte. Ein ominöses Angedenken an seine Kriegsthaten.

Vorläufig indeß suchte er nach den Kämpfen im Felde die Kämpfe des häuslichen Lebens. Im Jahre 1749 führte er, sechsundzwanzig Jahre alt, Elisabetha Dorothea Kodweiß, die schlanke Tochter des herrschaftlichen Holz-Inspektors und Gastwirths zum Löwen, Georg Friedrich Kodweiß, heim.

Ein gutes Glück hat uns das Verzeichniß des „Beibringens" in „Liegenschaft" und „Fahrnuß" aufbewahrt, ein kleines Kabinetstück aus der guten alten Zeit, ein so leibhaftiges Kostümbild, daß ich mir nicht versagen kann,

meine Leserinnen und Leser zu einem Blick auf dasselbe einzuladen. Sie können ihn schon aufwenden, diesen Blick, denn auch die Kindesaugen von Friedrich Schiller haben ohne Zweifel noch auf manchen von diesen Gegenständen geruht. Um von der Braut zu beginnen, so steht unter der Rubrik: „Bar Geld" eine einfache Null. Dagegen können wir sie uns vorstellen in einer schwarzen sammetnen Haube mit „Silbernen Spitzen" oder in einer „blauen dito mit Goldspitzen" oder einer „schwartz Damasten mit Gold" und noch vier andern Hauben; außerdem hatte sie ein Perlen und Granaten Nuster, ein dito mit 3 Reihen Granaten und noch ein Nuster von Agathsteinen und Perlenmutter. Ein schwarztüchener Rock, ein dito „Creppponener", ein dergl. „Seidenzeugener" und manches Tüchle, ein „Beltzschlupffer" bezeugen, daß jene Zeit auch ihren Luxus hatte, während die Kleinigkeit von nur vier Paar weißen baumwollenen Strümpfen und ein Paar Winterstrümpfen mancher Leserin viel zu denken geben wird. An Betten und Leinewand ist die Ausstattung wohl versehen. Dagegen giebt die Rubrik Schreinwerk: „1 gutgehimmelte Bettlade, 1 gut doppelten Kleiderkasten, 1 älteren dito, 1 Frisur, 1 guten Tisch von hartem Holz, 2 dergl. Stühl, 1 Hang Wiegen sammt dem Bank, so noch anzuschaffen." Die „zwei ohngelehnt Sessel", die noch angeführt sind, werden die Behaglichkeit allein zu tragen im Stande gewesen sein, welche die übrigen Mobilien erzeugten. Uebrigens bekam die junge Frau ein Stück Acker und Gartenland

mit, und es erreichte ihre Mitgift den Werth von 385 Fl. 40 Kr.

Es erweckt eine günstige Meinung für den Ehemann, daß er über 200 Gulden „Paar Geld" solchen imponirenden Mitteln entgegensetzen konnte. Er steht leibhaftig vor uns in seinem ganz neuen „Stahlfarben tüchenen Rock, mit dem silberbeschlagenen Stock, einem Geschenk seiner Mutter, in seinem bordirten dreieckigen Hut, in seidenen Strümpfen und feinem Manschettenhemd von holländischem Tuch." Er besaß chirurgische Instrumente und „Waar an Handirung", d. h. Medikamente, bestehend in „gebrannten Wassern, Tinkturen, Spiritibus, Kräutern und andern Speciebus, aestimirt um 7 Fl. 30 Kr."

Sechs Bücher besaß er für die Werkeltage, sie handelten von Chirurgie, das siebente für den Sonntag, es war ein „würtembergisch Gesangbüchle." Daß er hierin ebenso gut zu Hause war, wie in den andern, werden wir weiterhin erfahren. Der junge Ehemann war noch nicht im Hafen. Unter seinen Zubringenschaften ist auch der ungarische Sattel sammt Reitzeug angeführt, Stücke, welche der noch anzuschaffenden Hängewiege und den ohngelehnten Sesseln wenig Gutes vorhersagten.

Nach einigen Jahren sah Schiller ein, daß er mit seiner Frau von dem Ertrag seines Handwerks nicht leben konnte und daß das Gebet: „unser täglich Brot gieb uns heute" aus einem Herzen kam, das in der Nachbarschaft des Magens lag. Dazu hatte Schiller nach acht Jahren

zum ersten Male Aussicht, die Hängewiege zu gebrauchen. Er sah beizeiten nach Hülfe aus. Sie kam in rauher Gestalt und reichte ihm vom Kriegsroß die eiserne Hand. Friedrich der Große regte sich zu seinem dritten Kampf für Preußens Ehre, und da der Herzog Karl Eugen von Würtemberg an diesem Kriege gegen Preußen Theil nahm, so griff Schiller zu und bewarb sich um eine Anstellung im Militär. Er ward Fähnrich und Adjutant beim Regiment Prinz Louis. Es war gewiß kein leichtes Scheiden, als er seine Frau verließ, um zu seinem Regiment zu stoßen. Er ließ zugleich ein Töchterchen zurück, welches am 4. September 1757 geboren wurde.

Der Theil der östreichischen Armee, zu welchem sein Regiment gehörte, marschirte nach Böhmen. Dort erlitt dieses Korps einen bedeutenden Verlust durch eine ansteckende Krankheit. Aber Schiller erhielt sich durch Mäßigkeit und Bewegung nicht nur selbst gesund, sondern besorgte auch, da es an Wundärzten fehlte, die Kranken; ja er vertrat auch noch die Stelle des Geistlichen beim Gottesdienst, indem er Gebete vorlas und den Gesang leitete.

Ich denke, diese Thatsachen zeichnen den Mann, den nur ein sauer sehender Zeitgenosse*) einen im Grunde schiefen und abenteuerlichen Kopf nennen konnte. Schiller's Verdienste wurden übrigens anerkannt, denn wir finden ihn im Herbst 1759 als Lieutenant beim Generalmajor Romann'schen Infanterieregiment. Karoline von Wolzogen erzählt, daß er jede Stunde der Muße benutzte, um durch

*) Petersen.

eigenes Studium ohne fremde Beihülfe nachzuholen, was ihm in früheren Jahren die Ungunst der Umstände zu lernen verbot.

Welch ein Wiedersehen, wenn der Gatte während der Winterquartiere sein verlassenes, einsames Weib besuchte, das, von ihm unterstützt, im elterlichen Hause zu Marbach lebte! Nicht oft erlaubte ihm sein Beruf diese Freude. Frau Schiller hätte wohl schwerlich im andern Fall sich selbst auf die Reise begeben, als im Jahre 1759 das Regiment ein Lager bezogen hatte, um die gewöhnlichen Herbstmanöver mitzumachen. Denn sie befand sich abermals in gesegneten Umständen, und der wackere Lieutenant mag nicht wenig in Verlegenheit gewesen sein, als seine Frau in seinem Zelte von den ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung überrascht wurde. Sie eilte nach Marbach zurück und ward hier — in dem Hause am Marktplatze, welches dem Sekler U. Schölkopf gehörte — von einem Knaben entbunden.

Ueber diesen Knaben sollten sich einst die Biographen streiten, ob er am 10. oder 11. November geboren sei. Wir lassen sie streiten und stehen voll Andacht an der Wiege des Dichters. Der Genius hat an die Pforte des Lebens geklopft unter Krieg und Unruh; beinahe wäre er auf der Wanderung, beinahe im Lager erschienen. Im Entzücken des Wiedersehens empfangen, von der einsamen Mutter mit Sehnsucht und Gottvertrauen genährt, ist seine Seele in die Welt gekommen zu ungewöhnlichem Beruf.

Wenn es der Geist ist, der sich den Körper baut, wer wird nicht gestehen müssen, daß dieses erste Werden trefflich zu dem reinen und ideellen Streben des großen Dichters stimmt.

Wir wissen nicht, welche Sterne bei dieser Geburt am Himmel standen, aber auf der Erde empfing ihn das ehrgeizige Gebet seines Vaters, und die unsichtbare Konstellation der Zeit, in deren geheimnißvollen Kreisen die guten und bösen Aspekte bedeutender Menschen ruhen.

Auf der einen Seite waren die Aspekte für einen großen Dichter günstig. Im Jahre 1759 beginnt Lessing, dreißig Jahr alt, seine Literaturbriefe, stürzt den Styl Gottsched's und schreibt das erste heroische Drama der Deutschen im Styl der Natur: seinen Philotas. Wieland beschäftigt sich eifrig mit Shakspere. Klopstock's „Messias", von welchem die ersten Gesänge 1748 erschienen waren, fängt an, unter dänischer Pension zu kränkeln. Kant ist im ersten Mannesalter und bereitet das philosophische System vor, bei dem auch die poetische Natur des Menschen nicht verarmt. Ekhof, der Vater der deutschen Schauspielkunst, findet in Lessing seinen Freund und Dichter. Iffland ist eben geboren. Goethe ist im Alter von zehen Jahren, eifrig beschäftigt, französisches Theater in einer deutschen freien Reichsstadt zu studiren. Es war gerade genug gethan und — genug übrig gelassen.

Schlimmer sah es für einen deutschen Poeten in der politischen Welt aus. Wenn auch Friedrich's des Großen Bild in den Hütten seiner Feinde hing und ein Held dem

Sänger nicht fehlte, so verlor doch in der Schlacht bei Kunersdorf 1759 ein edler deutscher Sänger für denselben Helden sein Leben im Kampf gegen deutsche Brüder. Das deutsche Reich vollends befand sich im Zustande eines unheilbaren Kranken, dessen Auflösung von ihm selbst und von den Seinigen als eine Gnade von Gott erfleht wird. Die Grundlage dichterischer Anerkennung, die Einheit der Empfindung, war noch weniger im religiösen Gebiet zu Hause. Im Jahre 1759 giebt Pombal das Signal zur Vertreibung der Jesuiten, und Friedrich der Große nimmt sie auf. Die Mächtigen überbieten sich an Aufklärung.

Glücklicherweise war noch ein Etwas vorhanden, aus dem in Deutschland sich das geistige Leben noch immer verjüngt und erneut: im Schooße des Volks eine rechtliche, gottesfürchtige Familie.

Es ist wohl von Werth, genau zu wissen, wie die Eltern beschaffen waren, welche einen Schiller erzogen. Die Mutter war, da der Vater im Felde stand, die ersten vier Jahre hindurch seine Pflegerin. Sie war nicht die fantastisch-schwärmerische Dichtermutter, zu der sie Gustav Schwab und andere Biographen gemacht haben. Sie war etwas Besseres. Es giebt Frauen von so ausgesprochener Seelengüte in den Zügen, von einer so unbedingten Weiblichkeit, daß man sofort auf ihren Werth schwören möchte. Nach allen Zeugnissen gehörte Schiller's Mutter zu dieser Gattung. Scharffenstein, ein Jugendfreund unseres Dichters, sagt von ihr: „sie war ganz das Porträt ihres Sohnes in

Statur und Gesichtsbildung, nur daß das liebe Gesicht ganz weiblich milde war. Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt." Das Porträt aber sah nach Streicher's Beschreibung so aus: „diese edle Frau war groß, schlank und wohlgebaut, ihre Haare waren blond, beinahe röthlich, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirn kündigte eine denkende Frau an." Andere bestreiten ihre Größe, wie natürlich, da groß und klein ohne Zollstock relative Begriffe bleiben. Sie gab ihrem Mann im Lauf der Jahre sechs Kinder, wovon zwei bald nach der Geburt starben. Sie war nicht blos eine zärtliche Gattin und Mutter, sondern, was noch mehr sagen will, eine zärtliche Tochter. Ihre Eltern verloren durch eine furchtbare Ueberschwemmung ihr ganzes Hab' und Gut. Der ehemalige Holzmesser mußte zufrieden sein, als Marbacher Thorwärter angestellt zu werden und fortan in einer noch so ärmlichen Wohnung am Stadtgraben leben zu können. „Was hat unsere gute Mutter nicht an unsern Großeltern gethan und wie sehr hat sie ein Gleiches an uns verdient!" schreibt Friedrich Schiller in späteren Jahren. Die gute Tochter macht, wie wir sehen werden, weite Fußwanderungen, um ihre Eltern zu besuchen, nachdem Schiller's von Marbach fortgezogen waren. Dazu war ihre eigene häusliche Lage bei dem geringen Einkommen ihres Gatten so beschränkt, daß es die aufmerksamste Sparsamkeit erforderte, die Familie „standesgemäß" zu erhalten und die

Kinder in allem Nothwendigen unterrichten zu lassen. Ist es zu verwundern, daß eine Frau in solcher Lage sich „gleichsam von beständiger Sorge nährt. Wenn sie auf der einen Seite keine mehr findet, so sucht sie sie mühsam auf einer andern auf." So schrieb der geflüchtete Sohn in einem Briefe an seine Schwester. Er sorgte wohl ein wenig dafür, daß sie nicht so mühsam nach Sorgen zu suchen brauchte. Sie war doch bei aller Aengstlichkeit tapfer genug, daß er sie zur Vertrauten seiner Flucht machen konnte, ohne daß sie ihm mit weibischem Jammer in den Weg trat. Sie liebte gute Bücher, besonders Uz'ens und Gellert's Gedichte, und war des einfachen und ergreifenden Wortes nach Frauenart mächtig.

Goethe hatte vom Vater die Statur, von der Mutter die „Lust, zu fabuliren." Umgekehrt scheint es bei Schiller gewesen zu sein. Schiller hatte wie Kant das Aeußere von seiner Mutter, dagegen vom Vater die rastlose Energie und den gewaltigen Sporn, „der Krieg zur Tugend macht", den Ehrgeiz. Die wenigen Striche, die noch zum Bilde des Vaters fehlen, will ich hier hinzufügen. „Von Person war er nicht groß, der Körper war untersetzt, aber sehr gut geformt." Besonders schön war seine hohe gewölbte Stirn, die durch sehr lebhafte Augen beseelt, den klugen, gewandten, umsichtigen Mann errathen ließ. Die Thätigkeit dieses seltenen, kraftvollen Mannes war auch außer seinem Berufe ganz außerordentlich. Sein Geist rastete nie. Er schrieb Aufsätze über ganz verschiedene Ge=

genstände. Wie innerlich sein Leben war, beweist folgende Stelle aus einem jener Aufsätze: „und Du, Wesen der Wesen, Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und Du hast mich erhört!"

Den Blick unausgesetzt auf das Zweckmäßige geheftet, beschäftigte er sich am liebsten mit Botanik und war zuletzt Oberaufseher über alle herzustellenden Gartenanlagen und Baumpflanzungen der Solitude. Er soll allmählich sechzigtausend Stämme gepflanzt haben und schrieb ein Werk über die Baumzucht, welches später in zweiter Auflage erschien. Der Herzog, der ihm endlich den Rang als Hauptmann ertheilte, schätzte ihn sehr hoch. Seine Untergebenen, die in großer Anzahl aus den verschiedensten Menschen bestanden, liebten ihn ebenso wegen seiner Unparteilichkeit, als sie seine strenge Handhabung der Ordnung fürchteten. Er war Herr im Hause und wie ein deutscher Mann voll Achtung und Zartheit gegen Frauen. Es wird ausdrücklich bemerkt, daß er nie von einem erlesenen Gericht zu essen vermochte, ohne es den Töchtern anzubieten. Wenn auch das „Er", womit er auch den berühmt gewordenen Sohn noch in Briefen anredet, nach der damaligen Sitte war, so zeigen seine Briefe neben großer Ruhe und Milde den Vater, der seine Rechte wie seine Pflichten kennt.

Wahrhaft groß und bewundernswürdig ist dieser Vater aber in einem Punkt. Er setzte dem stürmischen Lebens-

gange seines Sohnes nie einen brutalen Widerstand entgegen. Dafür ward ihm der Lohn, daß er bis in sein rüstiges Greisenalter mit reinster Freude dem Ruhmesfluge des Sohnes folgen konnte. War er doch selbst Dichter und vermochte die Dichtungen seines Friedrich zu würdigen.

Ich kann es mir nicht versagen, aus seinem selbstverfaßten Morgengebete die Hauptstellen anzuführen. Es fand sich unter den Papieren seiner Gattin mit der eigenhändigen Bemerkung: dies Gebet hat Papa selbst gemacht und alle Morgen gebetet. Es ist unbegreiflich, wie Hoffmeister dasselbe „etwas geschmacklos" nennen, wie Gustav Schwab „etwas von der kühlen Aufklärung" des Zeitalters bei einem Manne finden konnte, der also betet:

Treuer Wächter Israels, Dir sei Preis und Dank und Ehre,
Laut anbetend lob' ich Dich, daß es Erd' und Himmel höre.
Engel, Menschen, Thiere, Pflanzen, alle loben Gott den Herrn;
Heilig, heilig, heilig ist Er! Dies erschalle nah und fern.

— — — — — — — — — — — — — —

Wolltest Du, gerechter Gott, nur oft nach Verdienst belohnen
Und nicht täglich mit Geduld meiner trägen Schwachheit schonen,
O wie hätten Zorn und Flammen Deines Eifers mich bedeckt
Und in Moder, Staub und Asche, schon vorlängst dahingestreckt.
Dieses Deiner Langmuth Ziel laß mich heut zur Buße leiten,
Heute noch, denn ungewiß sind der Zukunft Stund' und Zeiten;
Ueberzählte Augenblicke sind vielleicht schon nicht mehr mein,
Darum laß mich mit der Buße keinen Pulsschlag säumig sein.
Aber laß mich nicht allein nur auf ein Bekenntniß treiben,
Oder nach der Heuchler Art bei der Reue stehen bleiben,
Nein! es müssen Geist und Leben der Gewohnheit sich entziehn,
Und in einem neuen Wandel Früchte der Bekehrung blühn.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber leider, und wie sehr, fehlt es mir an eigner Stärke.
Und wie werd' ich dann betrübt, wenn ich meine Schwachheit merke,
Wenn Gebet und Flehn und Thränen mir nicht meine Kraft verleih'n,
Und das eifrigste Bestreben, fromm vor Dir, o Gott, zu sein,
Bald durch Zufall, bald durch Netze, die mir der Verderber legt,
Wiederum vereitelt wird, und sich neue Bosheit regt.
Aber soll ich darum ganz an der Besserung verzagen?
Bei dem guten Gott nur stets über Unvermögen klagen?
Nein: ich will mich frisch ermannen; Geist der Gnade, steh' mir bei,
Daß mein Wandel heut und immer Dir allein gefällig sei.
Führe mich auf eb'ner Bahn, leite mich auf Deinen Wegen,
Gieb mir auch im Leiblichen: Nahrung, Kleider, Schutz und Segen.
Alles, was ich bin und habe, übergeb' ich Deiner Hut!
Mach' es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut.

III.

Ein Kind, wie andere.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde den zehnten November 1759 zu Marbach geboren. Wir feiern an diesem Tage zugleich den Geburtstag von Luther.*)

---

*) Beinahe wäre dieser schöne Bund zerrissen worden. G. Schwab nahm nach Auszügen aus dem Taufregister, in welchem der 11. November verzeichnet war, dieses Datum als den Geburtstag Schiller's an. Schon der Umstand, daß Schiller und seine Familie stets den 10. November feierten, machte diese Annahme zweifelhaft. Die Taufregister verzeichneten oft nur den Tag der Taufe, welche in der Regel am Tage nach der Geburt vollzogen

Die Namen Christoph Friedrich hat er von seinem vornehmsten Pathen, dem Obersten und Kommandanten des Regiments, bei welchem der Vater stand, Christoph Friedrich von der Gabelenz; den Namen Johann, den auch der Vater führte, erhielt er vielleicht nach einem andern Pathen, Johann Friedrich Schiller, der für den Bruder und Lehrer des Dichter gehalten, ja sogar mit demselben verwechselt worden ist. - Er war ein Verwandter der Familie, halb Abenteurer, halb Diplomat, der sich zu verfänglichen Sendungen gebrauchen ließ. Er hat unter Anderem Robertson's Geschichte von Amerika übersetzt und der Königin Charlotte in England gewidmet. Im Jahre 1784 besaß er eine Buchdruckerei in der ehemaligen Karthause zu Mainz. Er übersetzte eine Anthologie von Fabeln und Erzählungen aus dem Englischen und eine Haushaltungskunst des menschlichen Lebens

Wie weit sich diese Herren um ihren Pathen bekümmerten, ist nicht bekannt. Aber ein Pathengeschenk gab ihm sein Genius mit, das Glück, in der reichen Natur Süd-

---

wurde. Was aber allen Zweifel beseitigt, ist ein keinem der bisherigen Biographen Schiller's bekannt gewesenes Aktenstück, ein von Schiller's Vater eigenhändig geschriebenes, Solitude den 17. Mai 1789 datirtes, Curriculum vitae meum mit dem Verzeichniß der Geburtstage seiner Kinder. Hiernach ist Schiller am 10. November geboren. Auch andere Daten der Kindheitsjahre, welche in sämmtlichen Biographien falsch angegeben sind, lassen sich nach diesem Dokument berichtigen. Vgl. Weimarisches Jahrbuch, Bd. 6. S. 221.

deutschlands aufzuwachsen. Auf schimmernde Trauben, auf Berg und Thal, auf den lieblichen Neckar fiel der Blick des Kindes.

Mag sich die Freiheit des Menschen dagegen sträuben, den äußern Verhältnissen einen Einfluß auf den Charakter zuzuerkennen, für meine Vorstellungswelt ist es nicht gleichgültig, ob ich z. B. den Begriff Quell mit dem energischen Silberstrahl verbinde, der aus der grünumbuschten Felswand sprudelt, oder mit der leisen Spur verbinden muß, die aus dem Waldgrund nördlicher Ebenen sickert. Wenn man nach einem berühmten Ausspruch am besten von „Trümmern" lernt, so muß man wenigstens Trümmer haben. In Schwaben wird das Ohr von einer Fülle melodischer Volkslieder umtönt, die Phantasie durch Natur und Heldensagen gestimmt und der zehnte Mann ist ein geborner Dichter. Wer in Norddeutschland geboren ist, dem eröffnet sich eine neue Welt, wenn er zum ersten Male in die Fülle des Südens hineintritt. Er gewahrt, daß hier der Einzelne mit dem Volke schon durch die Sprache viel inniger verbunden ist und daß ein Poet hier eine Menge anmuthiger Wendungen, Rhythmen und Formen vom Volke geschenkt bekommt, die sich der Norddeutsche erst erarbeiten muß.

Daß dieses Geschenk verführerische Schatten hat, in denen sich die Trägheit behaglich niederläßt, ist nicht zu leugnen. Es war das Ziel seiner unsäglich kraftvollen Charakterbildung, jenen Schatten ganz zu entfliehn. Aber er wußte auch, was er seiner Heimath verdankte. Wir

werden bald im Gang unserer Darstellung erfahren, was sie schon dem Knaben war.

Dieser war vom frühesten Alter an ein zartes Kind. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten griffen seinen Körper hart an. Er litt oft an krampfhaften Zufällen, die jedoch seine gute Natur bald überwand. Vier Jahre zählte der Kleine, als sein Vater durch den Hubertsburger Frieden dauernd seiner Familie wiedergegeben wurde. Der kleine Fritz hatte nun Gelegenheit genug, neue Gegenstände in sich aufzunehmen; denn die Garnison des Vaters war zuerst Ludwigsburg, dann Cannstadt. Ueberdies trat er jetzt in ein Alter, wo alle erträglich begabten Kinder geborne Dichter und Redner, auch wohl Schauspieler sind.

In einem Briefe des Vaters heißt es, daß der Knabe einmal den Neckarfluß gesehen und sonach im Diminutivo „jedes kleine Bächgen ein Neckarle" geheißen; „wiederum, schreibt der Vater, hat er einen Galgen bei Scharndorf, als Mama mit ihm nach Schwäbisch Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen, weil er vor diesem Mäusefallen gesehen, die einem Galgen glichen." So dichten alle Kinder. Er war aufmerksam auf Alles, was man im Familienkreise vorlas; zum Morgen- und Abendgebet, das der Vater laut sprach, eilte er von seinen liebsten Spielen herbei. Besonders gern hörte er aus der Bibel lesen.

Mit ihm wuchs eine ältere Schwester, Christophine, auf, eine rechte Antigone, thätig, voll Aufopferung und Bewunderung für ihren Bruder. Der Genius hatte unbe-

wußt eine erste Jüngerin an ihr. Sie erzählt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieben Kindergesicht zu sehn. Die frommen, blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen, mit Inbrunst gefaltenen Hände gaben ihm das Ansehn eines Engelköpfchens."

Schöner noch und kräftiger ist eine andere Szene. Die Mutter war gewohnt, wenn sie Sonntags mit den beiden Kindern zu ihren Eltern ging, ihnen das Evangelium zu erklären, über welches gerade gepredigt wurde. „Einst, erzählt Christophine, da wir mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor!"

Ein neuer Ortswechsel begünstigte die Entwickelung solcher von der Mutter aus innerstem Drang gepflanzten Keime. Im Jahre 1763 schickte der Herzog von Würtemberg den Vater mit Hauptmannsrang als Werbeoffizier nach Schwäbisch Gmünd, erlaubte ihm jedoch, in dem nächsten würtembergischen Grenzort, dem Dorfe Lorch, wohnen zu dürfen. Bei den biedern Bewohnern dieses Ortes fand

die Schiller'sche Familie die liebevollste Aufnahme. Und wie gut wurde gar für den Knaben gesorgt! für seine Wißbegier, für sein von zartester Kindheit an so empfängliches Herz! Hier erhielt er in dem Ortspfarrer seinen Lehrer, in dessen Sohne, Chr. Ferdinand, seinen ersten Jugendfreund. Während Letzterer durch seinen sanften Charakter ihn anzog und bildend auf ihn wirkte, machte der stattliche, ernste und würdevolle Lehrer einen Eindruck tieferer Art bei ihm. Magister Philipp Ulrich Moser war ein wackrer, aber strenger Mann. Scharf sah er auf den Lebenswandel der jungen Leute seines Kirchspiels und ließ sie nach Befund auf dem Rathhause wissen, „wie viel ein Pfund Heller koste", das will sagen, er legte ihnen Geldstrafen auf. Moser, ein Freund des Schiller'schen Hauses, ließ den kleinen Fritz an dem Unterricht seiner eigenen Söhne Theil nehmen, machte schon im sechsten Jahre mit ihm einen Anfang in der lateinischen und hätte es auch mit der griechischen Sprache versucht, wenn nicht der Vater gegen so frühzeitige Gelahrtheit protestirt hätte. So tief prägte sich das Bild des Magisters in seine Seele, daß Schiller nachmals dem würdigen Geistlichen in den Räubern den Namen Moser gab, um das Andenken des geliebten Lehrers zu ehren.

Was war natürlicher, als daß sein höchster Knabentraum war, einmal ein solcher „Moser" zu werden, daß er fleißig zur Kirche und Schule ging und gelegentlich sich gefiel, die erträumte Predigerrolle nach Knabenart zu spielen.

In der Herberge zur Sonne, wo die Eltern wohnten, mußte man ihm „statt Mantel einen schwarzen Schurz und statt Ueberschlags ein Predigt-Lümpgen" anthun, er bestieg einen Stuhl und fing an zu predigen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn Jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Seine Vorträge hatten einen richtigen Sinn, eine gewisse Eintheilung, waren mit Sprüchen wohlversehen, kurz eine getreue Nachahmung der Wirklichkeit.

Das Kind als Redner und — Schauspieler. Denn wer wollte in einem so alltäglichen Vorgang mit Hoffmeister und Schwab „die tiefste Bestimmung zum Prediger vor der großen Menschengemeinde" finden, ohne einen kühnen Schluß aus dem Nachher zu machen. Hoven erzählt dasselbe Stück von einem höchst beschränkten Geistlichen, Namens Zilling, und von sich selbst. Der kleine Fritz war keineswegs ein Heiliger. Dem heranwachsenden Genie zum Trost können wir mittheilen, daß er trotz seiner Predigten die Schule schwänzte. Christophine und auch die Mutter waren sogar Mitwisserinnen; dem strengen Vater mußten solche Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung verborgen bleiben, und die List, die hiebei aufgeboten wurde, machte sie den Kindern doppelt reizend.

Und was verlockte die kleinen frommen Herzen zu solchen Unthaten? Was auch die graue Weisheit wieder

und wieder hinauslockt, der mächtige Zauber der Berge, der rieselnde Quell, die Krümmungen des Waldes,

„Der wiedertönt vom Gesang der Vögel"

„die schattigen Tannen, die hochdrohenden Eichen, der Holztaube Gegirr,

Ach, wie sie mir vorübergaukeln vor'm Phantasieblick
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Ist ein Blatt,
Worauf lebendig mich anspricht
Mein Knabengefühl!" —

So sang später Einer, der damals als kleiner Bursch mit Schiller umherstreifte, der Dichter Conz. Gehen wir einen Augenblick mit ihnen um die Schule und sehen uns die Gegend von Lorch näher an.

Wir sind in einem einsamen Thal. Der Remsfluß windet sich durch Wiesen an düstern Tannengebirgen vorbei, ernst schauen alte Klostergebäude von einer Anhöhe herab. Aus den Hügeln und Senkungen erhebt sich majestätisch der fast aus ebener Fläche schroff in Kegelgestalt emporsteigende hohe Stauffen. Gegen Südosten treten die schönen Rechberge brüderlich in seine Nähe. Sonst ist die Aussicht über jene reichen Gegenden mit ihren Feldern, Wiesen und Waldungen fast unbeschränkt. Man erkennt deutlich die rauhe Alp, und ein Nebelstrich bezeichnet den Schwarzwald. Das war die Zauberwelt, an der sich die Augen der Kinder ersättigten.

Am liebsten gingen sie, und oft auch in Begleitung des Vaters, dahin, wo Vorzeit und fromme Sitte das junge Gemüth mit heiligen Schauern umfing. Sie bestiegen den zwei Stunden entfernten, bei Gmünd liegenden Calvarienberg. Hier führte sie der Weg an den Leidensstationen vorbei. Mit greller Leibhaftigkeit stellte sich ihnen in bemalten Holzbildern die Geschichte des Heilandes dar, bis sie droben die Kreuzigungsszene empfing. Diese Denkmale sprachen zugleich von einem Bekenntniß, das nicht das ihre war.

Möchte sie hier die sittliche Größe des erhabensten Dulders beengen und erschüttern, so hatte auf einer näheren Anhöhe das Kloster von Lorch Stimmen für sie, unvernommen vielleicht vom Verstand des Verständigen, aber hörbare Sprache der erregten Seele des Knaben. In dem Kloster ruhen die Gebeine von Mächtigen der Erde; da liegt begraben der Gründer der Hohenstaufengewalt, der Stamm einer Reihe von herrlichen Kaisern. Der Vater wußte sie zu nennen; gedrängt von den unruhigen Fragen des Kleinen begann er zu erzählen, bis die vieltheure Gestalt Konradin's mit einem tragischen Fall ohne Gleichen schloß. Die uralte Linde, welche droben vor dem Kloster stand und viele Geschlechter der Menschen überdauert hatte, mochte den tiefen Seufzer des aufathmenden Knaben empfangen und stimmte ohne Zweifel mit einem sympathetischen Säuseln ein. Zogen ihn hier mit Harnisch und Helm, mit Hermelin und Krone angethan, die Gestalten

des Mittelalters in eine graue Ferne, sprach mancher verfallene Thurm und manches Burggemäuer von den Bauernkämpfen und dem dreißigjährigen Kriege, so blinkte ihm die Sage der Heimath, dieses Gold der deutschen Gebirge, aus dem tiefen Schacht des Volksgeistes entgegen. Dazwischen trat die gewaltige Gegenwart in Scenen des siebenjährigen Krieges, die der Vater als Augenzeuge wiederzugeben vermochte, ja, zu denen er das Kostüm leibhaftig hinzuthat, indem er den Knaben zu den militärischen Uebungen mitnahm. Auch die Förster der ringsum waldigen Gegend wurden in ihrer für jeden Knaben so reizvollen Idylle besucht. Alles dies lieferte der kindlichen Phantasie einen Stoff, den sie in der Abgeschiedenheit des elterlichen Hauses durchbrüten konnte.

Dieses Haus war ganz durchweht vom Geist der Liebe der Gottesfurcht, der Ordnung, der Mäßigkeit, die nach Streicher's Zeugniß damals im Würtembergischen Volke allgemein war. Die Kinder zeigten sich außer jenen kleinen „Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung" stets wahr, gewissenhaft und gehorsam. Nur ein Charakterfehler trat bei Friedrich entschieden hervor, der freilich mit der Tugend so innig verschwistert war, wie Fritz mit Christophinen. Der Knabe bekommt eine wahre Leidenschaft, Alles zu verschenken, Bücher, Kleider, ja sogar Stücke von seinem Bett. Einst bemerkt der Vater, daß die Schuhe des kleinen Burschen nur mit Bändern zugebunden sind. Er stellt ihn zur Rede, und Fritz erwidert: „ich hab' die Schnallen

einem armen Jungen gegeben, er trägt sie nur am Sonntag; ich hab' ja für die Sonntage noch ein Paar andere." Der gerührte Vater straft ihn diesmal nicht.

Doch nicht immer war der Fall von so bezwingender Liebenswürdigkeit. Das Verschenken der Schulbücher fand weniger Gnade. Aber die Strafe, die den Bruder bedrohte, entwickelte eine Charakterschönheit der Schwester. Denn Christophine, die einen gleichen Hang zum Verschenken und noch mehr Liebe zum Bruder hatte, gab sich als Mitschuldige an und duldete Scheltworte und Züchtigungen für ihn und mit ihm. Am liebsten stellten sie sich mit einem offenen Geständniß unter die sanftere Gerichtsbarkeit der Mutter.

Uebrigens hatte Schiller's Vater damals auch wahrlich nichts zu verschenken. Denn mit dem Werbegeschäft und der damit gewöhnlich verbundenen Plusmacherei stand sein ganzes Wesen im Widerspruch. Ihn beschäftigte schon damals die Beobachtung der Bodenkultur und ein Werk darüber*), dessen Entstehen auch dem Knaben einen Begriff von der Schriftstellerei geben konnte. Aber diese schönen Bestrebungen brachten nichts ein, und der Hauptmann in Amt und Würden bezog während dreier Jahre nicht den mindesten Sold. Er lebte von seinem Vermögen und, wie es heißt, von der Unterstützung einiger Verwandten. Dazu

*) Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg; aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier. 4 Stücke. Stuttgart. 1767 – 1769

kamen noch Sorgen, die sich im Gewande der Freude einstellen. Im Januar 1766 ward die zweite von Friedrich's Schwestern, Luise, geboren.

Alle diese Umstände zusammengenommen bewogen den Vater, eine nachdrückliche Vorstellung beim Herzog einzureichen, daß er auf diese Art unmöglich länger als ehrlicher Mann auf seinem Posten bestehen könne. Er wurde abberufen und 1766 in die Garnison Ludwigsburg versetzt. Der rückständige Sold wurde ihm nachgezahlt.

Der Knabe nimmt Abschied von Lorch und von den goldenen Tagen der ersten Kindheit. Friedrich war im siebenten Jahr. Er war kein solcher Allerweltsjunge, wozu ihn die nachgesprochene Lüge gemacht hat. Die Anekdoten, die ihn auf Dächer steigen und beim Gewitter ins „Arsenal" der Schöpfung schauen lassen, gehören ins Reich der Fabel. Das Verdienst, diese Erfindungen zuerst als solche erkannt zu haben, gebührt Eduard Boas.

IV.

Kirche und Schule.

Wie ungestüm dem grimmen Landexamen,
Des Buben Herz geklopft,
Wie ihm, sprach itzt der Rektor seinen Namen,
Der helle Schweiß auf's Buch getropft.

Der Ort wechselt in dieser Darstellung so oft, wie in einem historischen Drama. Aus der Stille des Gebirges folgen wir dem Helden in eine lärmende Residenz. Aber nicht blos von außen hat Schiller's Leben dieses unruhige dramatische Ansehen. Der junge Goethe hat von Jugend auf ein Centrum inne, von wo aus er sich in immer wachsender Peripherie alle Gegenstände und Personen ordnet und zurechtlegt. Nicht die große Frage der Knabenwelt: was werden? bewegt ihn; er ist Dichter und wird, und wächst als Dichter in's Leben. Schiller ist fortwährend in der Peripherie; weit herumgeführt um eine ihm noch verhüllte Sonne, versenkt er sich ganz in die Gegenstände; er will Theolog werden, Jurist, Schauspieler, er wird Mediziner, und endlich erreicht er sein Centrum: die dramatische Dichtung. Die leidenschaftlichste Hingebung an Personen, an Freunde und Lehrer zeichnet ihn schon in der Kindheit aus. Der Epiker kann ohne sie bestehen. Sie ist das Leben und Blut des dramatischen Genius.

Der Knabe fand im Pfarrer Moser sein Kindheitsideal und — wollte Pfarrer werden. Die Mutter war, wie fast jede Mutter, durch diese Wahl beglückt. Der Vater war ihm um so weniger hierin entgegen, als dieser Stand in Würtemberg sehr hoch geschätzt wurde, auch viele seiner Stellen ebenso ehrenvoll als einträglich waren.

Um sich zu diesem Berufe vorzubereiten, mußten die Knaben die lateinische Schule durchmachen. Aus der lateinischen Schule traten die, welche Theologie studiren wollten, im vierzehnten Jahre in die Klosterschulen ein, nachdem sie in Stuttgart mehrere Male die jährliche Prüfung in dem sogenannten Landexamen vor dem Konsistorium bestanden hatten.

Schiller kam also in Ludwigsburg in die lateinische Schule. Sie führte ihren Namen nicht umsonst. In der untersten Klasse wurde nichts als Latein gelehrt; nur am Freitag fastete man von diesem Fleisch der damaligen Kultur in der herberen Kost unserer Muttersprache. Religion gab es desto reichlicher. Jede Lektion wurde mit Gebet eröffnet, Sonntags gab es Religionsunterricht in der Kirche. Der Neujahrswunsch des Kleinen, den er in deutscher und lateinischer Sprache abschrieb, ist noch vorhanden, er enthält die gewöhnlichen guten Vorsätze in schlechten Versen, und ist nicht als sein erstes deutsches Gedicht anzusehen; er ist gerade so künstlich und platt, wie dergleichen diktirte Wünsche zu sein pflegen. Gegen Ostern 1769 klopfte sein kleines Herz zum ersten Male dem grimmen Landexamen entgegen.

Er erschien dem hochgestrengen Examinator, dem Magister Knaus, Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, als ein hoffnungsvoller Knabe.

Bald darauf nahm ihn die zweite Klasse der Schule auf. Das Latein blieb alleinherrschend, die deutsche Sprache ertönte Freitags, aber nur aus strenggläubigen Büchern und in Katechisationen. Der Lehrer tadelte an diesem frommen Tage nur mit sanften Worten, aber er merkte sich die Delinquenten an und wartete nur die heidnischen Stunden ab, um diese deutsche Sanftmuth bei einem neuen Fehler den Unglücklichen in lateinische Prügel zu übersetzen.

Schiller hatte bei dieser strengen Schulzucht manchen Trost. Einmal war er sehr fleißig. Und dann hatte er einen lieben, neuen Herzensfreund an dem kleinen Wilhelm von Hoven. Die beiden Knaben schlossen sich um so inniger an einander an, da beide Theologie studiren wollten, beide von ihren Vätern gleich strenge zur Arbeit angehalten wurden und einige Zeit hindurch die Mauern desselben Hauses sie umschlossen. Schiller's und Hoven's Väter waren beide Offiziere, sie bewohnten das Haus, in welchem sich damals die Cotta'sche Buchdruckerei befand. Es giebt einen Witz der Umstände. Hier hatte zum ersten Male ein Setzer des Cotta'schen Verlags von Schiller's Hand Arbeit und Mühe, aber vorläufig blos, weil ihm die beiden Knaben die Lettern versetzten.

Schiller war nach Hoven's Zeugniß damals sehr muthwillig. In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft

ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die Jüngeren fürchteten den langen Burschen, und auch den Aelteren imponirte er, weil er niemals Furcht verrieth. Er neckte den, der ihm zuwider war, aber ohne Bosheit. Unter den Spielgesellen waren wenige seine vertrauten Freunde, aber an diesen hing er mit ganzer Seele und war ganz Aufopferung und Treue. Früher verschenkte er Schnallen und Bücher. Er gab sich jetzt schon, im edelsten Sinne des Wortes, selbst. Er war auch hierin ein Knabe, wie es, zur Ehre der Jugend, viele giebt.

Das abschreckendste Gesicht zeigte dem Knaben dasjenige Institut, dem er sein ganzes Leben zu eigen geben wollte. Die kirchlichen Dinge in Würtemberg waren ein getreues Abbild der Erscheinungen, welche seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die protestantische Welt erzeugte.

Für Schiller's ganze Entwickelung ist dieser Punkt zu wichtig, als daß man, bei dem Mangel zusammenhängender Selbstbekenntnisse des Dichters, nicht wenigstens aus dem allgemeinen Hintergrunde der Zeit sich einige Umrisse ziehen sollte. Der Pfarrer Flattich, so erzählt Hermann Kurtz, wurde in einer Gesellschaft gefragt, was ein Pietist sei. Darauf erwiderte er mit der Gegenfrage: „Gnädiger Herr, was thut Ihr Hund, wenn Sie ihn immer prügeln?" — „Er geht durch." — „Und was thut er dann?" — „Er sucht sich einen gelinderen Herrn." — „Nun sehen Sie: auf die gemeinen Leute schlägt Jedermann hinein, der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie

hinein, die Jäger schlagen auf sie hinein, die Pfarrer pauken auf sie hinein. Deshalb gehen sie endlich durch und suchen einen andern Herrn, bei dem sie es besser haben. Dieser Herr ist Christus, und wer Christum sucht, ist ein Pietist."

Dieser Antwort ist die innere Wahrheit nicht abzustreiten, daß die Vertiefung des religiösen Lebens im Verhältniß zur Bedrückung und Bedrängniß des weltlichen Lebens steht. Die Geschichte liefert die Beispiele. Die Propheten des alten Testaments verkündeten in der Zeit des Druckes den Messias, die Juden und Griechen gingen zur Zeit der Römertyrannei zu Christo, Wiklef, Huß, Luther führten aus dem unerträglichen Joch der zweiten Römerherrschaft das Volk zu Christo. Die Episkopalkirche und Karl I. trieben den Puritanismus zu Christo. Die Hofliderlichkeit rief in Deutschland eine erschrockene, engherzige Moral hervor, und der Zelotismus und Formelkram der „lutherischen Pfaffen", vereint mit der Geißel der Fürsten, den Pietismus.

Der feinsinnigste Jugendfreund Schiller's, Andreas Streicher, schildert diesen Pietismus, wie folgt:

„Ein nicht unbedeutender Theil der Bewohner Würtembergs konnte sich an derjenigen Religionsübung, welche in der Kirche gehalten wurde, nicht begnügen, sondern schloß noch besondere Vereinigungen, um den äußern Menschen der Stimme des Gewissens ganz unterthänig zu machen, damit dadurch schon hier die höchste Ruhe des Gemüths

und ein Vorschmack dessen erlangt würde, was das neue Testament seinen muthigen Bekennern im künftigen Leben verspricht. Aber es war keine müßige, innere Anschauung, welcher diese Frommen sich hingaben, sondern sie suchten auch ihre Reden und Handlungen ebenso tadellos zu zeigen, als es ihre Gedanken und Empfindungen waren. Für das Allgemeine hatten diese abgeschlossenen, stillen Gesellschaften die gute Folge, daß der würtembergische Volkscharakter als ein Muster von Treue, Redlichkeit, Fleiß und deutscher Offenheit gepriesen wurde und Ausnahmen davon unter die Seltenheiten gehörten. In diesem Lande, unter solchen Menschen lebten die Eltern des Dichters, und nach solchen frommen Grundsätzen erzogen sie auch ihre Kinder.“

Man vergleiche mit diesen Angaben die Szene am Ostermontag, das Gebet von Vater Schiller, sein Bibellesen. In dem Gebete wird ausdrücklich im Gegensatz zum Bekenntniß die gänzliche Umwandlung des innern Menschen, mit einem Worte das verlangt, was der historische Pietismus eines Spener und Franke gegenüber der Orthodoxie oder von ihr verlangte. Es ist keine Frage, daß hier Keime zu einer Trennung von Geistes- und Weltleben, zu einer Abstraktion im künstlerischen und sittlichen Dasein liegen, welche zwar mit der Organisation des Knaben zusammentrafen, aber ihm doch nicht geradezu angeboren waren. Wollte man hieraus folgern, daß Schiller's Poesie eine Frucht des Pietismus gewesen, so wäre das freilich ebenso voreilig, als wenn man leugnen wollte, daß die Hand

Luther's, die auf seinem Kindeshaupt ruhte, sein ganzes Wesen durchdrang und ihn weihte, die Reformation auf einem andern Gebiet wieder aufzunehmen; denn aus dem kirchlichen war sie durch die unwürdigen Nachfolger Luther's längst vertrieben.

Die kirchlichen Zustände von Ludwigsburg waren ganz von „dem lutherischen Pfaffen" regiert. Mit diesem Namen nannte das Volk den Spezialsuperintendenten Zilling. Dieser Mann war der Sohn eines Bäckers aus Ludwigsburg. Sein eigener Bruder war sein Küster. Er durfte ihm nie den Kirchenrock überziehen, ohne ihm eine tiefe Verbeugung zu machen. Sein Hochmuth ward nur übertroffen von seinem Verfolgungsgeist. Als der Dichter Schubart, der sein Organist gewesen war, im Kerker auf dem Hohenasperg saß, verbot Zilling dem dortigen Prediger, dem Gefangenen das Abendmahl zu reichen, wonach dieser dringend begehrte. Ein Geist der Angst regierte alle Untergebenen. Ein Geist der Angst trieb die Schweißtropfen auf des Knaben Stirn. Da gab es Angst vor dem „grimmen Landexamen", Angst vor dem Sonntag, Angst vor der Katechisation, Angst vor der „tiefumnachteten Zukunft."

Doch die Muse sorgte für ihren Erkor'nen. Sie erschien ihm zum ersten Male nach solcher Kirchenangst und wischte die bitteren Tropfen von seiner glühenden Stirn. Er hatte mit seinem Kameraden Gottlieb Elwert aus Kannstadt in der Kirche den Katechismus zu sprechen. Der Leh=

rer der zweiten Klasse, Zilling's getreuer Knecht, drohte sie furchtbar durchzupeitschen, wenn sie nur ein einziges Wort verfehlen würden. Mit zitternder Stimme fangen die Knaben an, sie bringen ihre Aufgabe ohne Anstoß heraus. Man giebt zur Belohnung jedem zwei Kreuzer. Die beiden Krösusse wissen nicht, wohin mit all dem Gelde. Fritz hat einen großen Gedanken: wir essen kalte Milch im Hartenecker Schlößchen. Aber o hartherziges Harteneck! Nicht einmal der profane Abkömmling der Milch, nicht einmal ein Vierling Käse, ist von ihren Schätzen zu erschwingen. Sie sollen vier Kreuzer für einen Vierling Käse bezahlen; ihnen bleibt nichts zu Brod übrig. Niedergeschlagen wandern sie nach Neckarweihingen. Sie fragen herum, was hier eine Schüssel Milch kostet, und, o Freude! sie bekommen für drei Kreuzer nicht blos eine vortreffliche Milch, sondern auch silberne Löffel dazu. Der vierte Kreuzer verschafft ihnen noch einen herrlichen Nachtisch von Johannisträubchen. Voll Jubel über solch schwelgerisches Mahl ziehen sie von dannen, Schiller in dithyrambischer Begeisterung. Sie steigen auf einen Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen übersehen kann, und Schiller ertheilt in wahrhaft dichterischem Schwung dem milchentblößten, käsekargen, brodvergessenen Orte seinen Fluch, dem andern seinen gefühltesten Segen.

Der Dämon seiner Zukunft kam ihm noch in anderen Gestalten nahe. Der Dichter Schubart war Organist der Kirche. Wenn Zilling's Predigt verhallt war und die Orgel erbrauste, ging Schubart plötzlich zum Entsetzen des

Spezials in weltliche Melodien über, was von dem gesangbuchfesten Knaben sicher nicht unbemerkt und ungefühlt blieb.

Einen gewaltigeren Stoß bekam seine Phantasie durch das Leben der Residenz selbst. In Ludwigsburg sah er zum ersten Male ein Theater. Er verdankte dieses Ereigniß einem Bruche zwischen dem Fürsten und seinen Ständen. Der Herzog von Würtemberg, der durch unmäßige Verschwendung sein Land und namentlich seine Hauptstadt zu drohenden Klagen trieb, verlegte, um die Stuttgarter zu strafen, seine Residenz und seine Neigungen nach Ludwigsburg und machte sich hier, um die Strafe zu schärfen, so viel Vergnügen als möglich. Wenn ein deutscher Fürst von damals schlecht sein wollte, so brauchte er auch dazu ein französisches Muster. Italienische Oper, französisches Schauspiel, Ballets, Seiltänzer und zur Karnevalzeit eine venetianische Messe, welche von Jung und Alt in der Maske besucht werden konnte, schufen die kleine Stadt zu einem Fontainebleau um. Besonders wurden die Opern mit allem Pomp aufgeführt, welchen diese anspruchsvolle Favoritin seichter Höfe verlangt. Hier wechselte vor den erstaunten Augen der Ludwigsburger Jugend eine Welt prachtvoller Dekorationen; die künstlichen Elephanten und Löwen, die nicht so galant waren, zu sagen, welcher Schnock in ihnen steckte, erregten einen behaglichen Schrecken; prächtige Aufzüge mit Pferden polterten über die Bühne. Die Ballette waren von Noverre eingerichtet, von dem berühmten Vestris

getanzt. Große Sänger, von trefflichem Orchester begleitet, machten die Sinnenbezauberung vollständig.

Daß ein Knabe solchen glänzenden Thaten gegenüber nicht unthätig blieb, ist zu begreifen. Schiller führte mit ausgeschnittenen Papierdocken dramatische Scenen auf. Er verbrauchte, wie das Schauspiel pflegt, sofort eine Schwesterkunst zu seinen Zwecken. Christophine, die eine talentvolle Zeichnerin war, mußte, während der Bruder die Trauerspiele lieferte, nicht blos die Coulissen, sondern auch die tragischen Helden malen. Leere Stühle vertraten den Kreis der Zuschauer. Er hatte wie Ekhof, der als Kind bei solchen Spielen alte Kleider vor sich aufhing, ein Gefühl, daß die dramatische Kunst den Zuschauer bedinge. Aber solche lustige Seitenzweige, die das junge Bäumchen trieb, sollten bald gestutzt werden.

Jetzt nahm die erste Klasse den Knaben auf. Hier war der Professor Joh. Friedrich Jahn der Hauptlehrer. Als ein vorzüglicher Schulmann, der von dem sprachlichen Unterricht nach allen Seiten in die übrigen Zweige des Wissens hineinführte, förderte er seine Schüler so, daß sie vorbereiteter, als alle andern zu den Klosterschulen abgingen. In seiner Klasse ward auch für die Theologen etwas Griechisch und Hebräisch gelehrt. Im Lateinischen las er Ovid's Tristien, die Aeneide und die Oden des Horaz.

Friedrich Schiller suchte sich in diese neuen Lehrgegenstände hineinzuarbeiten, namentlich trieb er fleißig Metrik und zeichnete sich im Anfertigen von lateinischen Versen aus.

Aber ob er Jahn's Ansprüchen nicht genügte oder was sonst die Ursache war, es kam zu einer „Collision" zwischen Lehrer und Schüler. *)

Der Knabe ward scheu und linkisch. Das Ungewöhnliche seines Wesens fing an, sich kund zu geben.

Er durchzog während der Freistunden einsam oder mit einem auserwählten Freunde die schöne Landschaft um Ludwigsburg, und Klagen über das Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft, Plane für die kommende Zeit entströmten seinem gepreßten Herzen. Wieder kam Neujahr und der unvermeidliche Wunsch, den er selbst ins Lateinische übersetzte. Wieder kam Ostern und das unvermeidliche Landexamen, wieder die Schulangst und eine gute Zensur.

Zwar wurde Jahn versetzt, aber ein nicht minder strenger Lehrer, der Oberpräzeptor Winter, trat an seine Stelle. Da Friedrich Schiller in der Fertigkeit, lateinische Verse zu machen, alle seine Mitschüler übertraf, so ward ihm die

---

*) Boas Jugendjahre I, 62. Gustav Schwab, Hoffmeister und Ed. Boas erzählen, daß Schiller's Vater 1770 nach der Solitude versetzt sei, daß der Sohn in Ludwigsburg geblieben und zu Jahn in Pension gegeben sei. Daß Schiller's Vater nicht 1770 nach der Solitude versetzt ist, erweisen schon die von Gustav Schwab herausgegebenen Urkunden, in welchen der Brief vom Jahre 1773, welchen Schiller's Vater an den Oberst Seeger schrieb, und der Revers von 1774, den Schiller's Eltern unterzeichneten, von Ludwigsburg aus datirt ist. Diese Umstände machen es mehr als zweifelhaft, daß Schiller bei Jahn in Pension gewesen ist. Uebrigens ward der Vater erst 1775 nach der Solitude berufen.

Aufgabe, den neuen Lehrer mit einer poetischen Begrüßung zu empfangen. Er brachte die geistreiche Wendung an, daß Winter den Schülern einen schönen Frühling verspreche. Aber dieses Kompliment verhinderte den biedern, leicht zur Hitze geneigten Winter nicht, wegen eines Mißverständnisses den Frühlingspropheten mit harten Stockschlägen zu züchtigen. Etliche Tage nachher erkannte zwar Winter seinen Irrthum und ging zu Schiller's Vater, um sich zu entschuldigen. Dieser wußte indeß nichts von der Sache, der Sohn hatte nichts geklagt. Die blauen Flecke auf seinem Rücken sprachen um so deutlicher.

Wie sehr die lateinische Poesie des Primaners bloße Formübung war, erhellt daraus, daß auch der Kirchentyrann Zilling in einem langen lateinischen Karmen feurig von ihm angesungen wurde. Es war eine offizielle Dankrede für gestattete Herbstferien. Es findet sich keine Spur, daß Schiller zu dieser Klasse von Geistlichen eine innere Beziehung gehabt habe. Er sollte konfirmirt werden. Kurz vor dem Zeitpunkt, wo er in der Kirche sein Glaubensbekenntniß öffentlich ablegen soll, sieht ihn die fromme Mutter theilnahmlos auf der Straße umherschlendern. Sie ruft ihn zu sich, macht ihm Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit und stellt ihm mit eindringlichen Worten die Wichtigkeit des kommenden Tages vor. Er zieht sich in die Einsamkeit zurück, und durch die lateinische Rinde, welche die Schule um sein Herz gelegt hat, quillt sein wahres Gefühl in einem deutschen Gedicht hervor. Das,

fühlte er in bitterem Drang, mußte die Mutter von einer Empfindung überzeugen, die er vor der Kirche und den Menschen unter einem gleichgültigen Wesen verbarg. „Bist Du närrisch geworden, Fritz?" unter solchen Worten verbarg der Vater seinerseits auch eine Empfindung, als er das erste deutsche Gedicht seines Sohnes zu Gesicht bekam.

Je näher die Zeit heranrückte, in welcher dieser in die Klosterschule aufgenommen werden sollte, um so angestrengter wurde sein Eifer. Das dritte Landexamen drohte; aber der Körper des dreizehnjährigen Knaben war durch schnelles Wachsen geschwächt, sein Fleiß wurde dadurch gehemmt, und so erhielt er diesmal eine weniger günstige Zensur. Als aber seine Gesundheit sich kräftigte, lag er so anhaltend über seinen Büchern, daß ihm die Lehrer befehlen mußten, hierin Maß zu halten. Seine außerordentlichen Fortschritte im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen erwarben ihm bei jeder Prüfung ein doppeltes A.

Man sieht, eine äußerst gewöhnliche, aber äußerst naturgemäße Entwickelung. Der Fleiß des Schülers hatte den richtigen Instinkt, daß ohne Fleiß keinerlei Meisterschaft zu erringen ist. Allein dieses rastlose Streben, diese Erfüllung von Allem, was er in seinem Kreise leisten konnte, sprengten, wie wir sehen werden, eben diesen Kreis. Es traten Strömungen ein, welche seinen kleinen Lebenskahn aufnahmen, aber er hatte ihn sich selbst gezimmert. Daß

er sich von seinem theologischen Beruf abbringen ließ, beweist nur, daß dies nicht sein Beruf war, wie sehr er selbst und Andere sich auch darüber täuschten. Die Personen und Ereignisse, die eine solche Wendung in dem Leben unsres Helden hervorbrachten, sollen uns zunächst beschäftigen.

Zweites Buch.

In der Militär-Akademie.

1773 bis 1781.

I.

Karl Eugen, Herzog von Würtemberg.

Zwei bedeutende Fürstengestalten stehen am Ein- und Ausgange von Schiller's Leben. Sie haben bei aller Verschiedenheit zu Gunsten Karl August's eine Aehnlichkeit des Jahrhunderts, der Schicksale, der Neigungen. Beide waren, noch ganz jung, nach dem Urtheile Friedrich's des Großen die hoffnungsvollsten Fürsten. Beide überkamen in jugendlicher Kraft ihre Länder aus der Hand verwittweter Mütter. Beide waren im Geist der Aufklärung erzogen. Begabte Naturen, mit starker Sinnlichkeit, große Jäger vor dem Herrn, liberal im Verkehr mit dem Volk, liebten und hegten Beide den Geist. In Einem sind sie ganz verschieden: Karl August wehrte sich gegen die Circe der Leidenschaft mit tapfrem Schwert. Wie Odysseus behielt er stets seine Menschengestalt. Karl Eugen ward schmählich verwandelt. Aber, wie es von den Gefährten des Odysseus nach der Entzauberung heißt:

Alsbald wurden sie Männer und jünger, denn sie gewesen,
Wurden zugleich weit schöner an Wuchs und höher an Ansehn,

so erschien Karl Eugen, von der Circe noch einmal berührt, in desto edlerer Bildung; je wüster vorher seine Verwandlung war.

Karl Eugen war 1728 geboren. Sein Vater, Karl Alexander, war zur katholischen Religion übergetreten. Er starb eines plötzlichen Todes, und hinterließ seinem unmündigen Sohn einen tiefen Zwiespalt zwischen dem Thron und den Landständen. Bei der vortrefflichen Erziehung, die dieser während der Regentschaft seiner Mutter, der Herzogin Wittwe, in Berlin unter den Augen Friedrich's des Großen genoß, schien nichts von ihm zu befürchten, als er durch die Verwendung Friedrich's und die Bemühungen eines gewandten Unterhändlers am kaiserlichen Hofe, in einem Alter von kaum sechszehn Jahren, zur Regierung kam.

Das Zeugniß seines Erziehers, Friedrich's des Zweiten: „daß er fähig sei, noch größere Staaten zu regieren als diejenigen, welche die Vorsicht seiner Sorgfalt anvertraut", bewahrheitete der Schüler vorläufig nur durch eine philosophische Schrift: „über die Tugenden und Laster."

Er stand am Scheidewege

Die Landschaft hielt es für nöthig, eine Warnungstafel aufzustellen. Sie schützte die evangelische Landesreligion vor dem katholischen Fürsten durch einen Revers. Kirchen = und Unterrichtswesen wurden dem jungen Weltweisen versperrt. Das philosophische Ideal war nicht stark genug, um die mit dem Machtgefühl unbändig erwachende Sinnlichkeit des werdenden Jünglings in die Bahn der

Tugend zu reißen und sie zum kraftvollen Diener des Geistes zu machen. Die Hand, welche ihm die Ehe bot, war nicht stärker. Seine junge Gemahlin war schön, aber hochmüthig. Karl liebte das Volk, sie verachtete es. Eine Trennung endigte das Bündniß.

Nun reichten die Geister des Verderbens von allen Enden her ihre Hände um den Fürsten rasch und dienstfertig die dunklen Nachtpfade des Lasters zu führen. Jener geschickte Unterhändler am kaiserlichen Hofe war ein gewisser Montmartin, Freiherr und Reichsgraf. Er war bald nach der Thronbesteigung des Herzogs ins Land gekommen. Eine einschmeichelnde Feinheit und eine Dienstfertigkeit, die auch die niedrigsten Wege nicht scheute, machten ihn als Minister dem Fürsten unentbehrlich. Die Thaten, denen er zu feige war seinen Namen zu leihen, überließ er dem Obrist Rieger, einem offenen und feurigen, aber gewaltthätigen Manne. Der Dritte in diesem Bunde war Wittleder. Vom Handwerksburschen zum Kirchenrathsdirektor emporgestiegen, hatte er dem Stellenhandel eine unerhörte Organisation gegeben. Er hatte zu Ludwigsburg eine Bude errichtet, wo alle Landesämter vom höchsten Range bis hinab zum Nachtwächterdienst gekauft werden mußten. Denn der Herzog brauchte Geld, Geld und wieder Geld.

Er bewies, daß er im Stande sei, noch größere Staaten zu -- ruiniren, als die, welche die Vorsehung ihm anvertraut hatte. Feste, Oper, Ballet, kostbare Reisen, italienische Maitressen verschlangen das vom Volke erpreßte

Geld. Das Wild, das in ungeheuren Heerden gehegt wurde, zerstörte die Saaten des Landmanns. Der Soldatenhandel fraß, wie in Hessen, die Söhne des Landes. Auf einen „Subsidienvertrag" zahlte Frankreich drei Millionen Livres. Sie rannen in die bodenlose Kasse des fürstlichen Haushalts.

Die Landschaft protestirte, die Hauptstadt murrte. Der Herzog verlegte seine Residenz von Stuttgart nach Ludwigsburg. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, kämpfte er mit offenem Visir gegen den besseren Geist seiner Jugend. Er stellte vierzehntausend Mann gegen Friedrich den Großen ins Feld, bei deren Aushebung der Obrist Rieger die tausendfachen Flüche des Landes auf sich lud.

Sie sollten sich erfüllen. Der finstre Geist des Despotismus hat in seinem Gefolge das Mißtrauen. Montmartin empfand die Ansteckung zuerst und theilte das Gift dem Herzoge mit. Gegen Ende des siebenjährigen Krieges ließ dieser seinen Günstling Rieger in eine der drei Zwing-Uri's werfen, welche auf den schönsten Höhen des gottgesegneten Ländchens ragten. Rieger schmachtete Jahre lang im Kerker zu Hohentwiel. Seine Schöpfung, das Soldatenspiel, blieb. In die Portion von Macht und Schlechtigkeit, welche durch seinen Sturz frei geworden war, theilten sich Montmartin und Wittleder. Jetzt wurde die Landschaftskasse angetastet, neue und einträglichere Steuerplane ersonnen, deren jeder ein Eingriff in die Landesgesetze war. Neue Protestationen von Seiten der Landstände. Karl antwortete mit der Verhaftung des berühmten deutschen Rechts-

lehrers, des Landschaftskonsulenten Moser; er warf ihn in den Kerker zu Hohentwiel. Da brach der zu stark gespannte Bogen. Das patrizische Institut, der engere Landesausschuß, der die Konstitution in den oft langen Zwischenzeiten der Landtage vertrat, erhob sich nun. Die Landstände machten ihrem Herzoge den Prozeß bei Kaiser und Reich; durch Preußens und anderer Staaten Verwendung kam ein Vergleich zu Stande. Montmartin und Wittleder wurden entfernt, die Verfassung hergestellt. Wenn Karl nicht innerlich dieses Treibens satt war, hätte er wohl wenig nach dem Prozesse gefragt. Aber der Sturm hatte ausgerast. Ohne Steuer trieb der wilde Segler einsam auf dem Meere der Leidenschaften; eine letzte, hochgehende Woge warf ihn in den Hafen.

Er entführte die schöne und geistreiche Gattin eines alten Mannes, des Baron von Leutrum. Er machte Franziska zur Gräfin von Hohenheim; sie machte ihn wieder zum Menschen. Der Herzog liebte sie und erhob sie zuletzt zu seiner Gemahlin.

Jetzt verwandelte sich der goldbetreßte, Soldaten- und Opern-lustige Luxus in die schlichte Gestalt bürgerlicher und erziehender Tugend. Die Lichter in Karl's Charakter traten hervor. Er war versöhnlich, wie alle kraftvolle Menschen. Als Moser auf Befehl des Reichshofraths freigelassen wurde, erklärte ihn der Fürst für schuldlos und setzte ihn wieder in sein Amt ein. An Rieger verlieh er den Kommandantenposten auf dem Asperg. Nur seine Liebe zu

Franziska durfte nicht mit seiner Versöhnlichkeit in Konflikt kommen. Schubart, der durch Spottreden sein Verhältniß unzart berührt hatte, ward auf eine für den Herzog ewig schmachvolle Weise auf würtembergisches Gebiet gelockt und auf dem Asperg ohne Spruch und Urtheil in qualvoller Gefangenschaft gehalten.

Vor Allem faßte Karl Eugen die Aufgabe des Regenten als eines Erziehers scharf ins Auge, und nichts charakterisirt ihn besser als seine Schöpfung: die militärische Akademie. Sie enthält alle Erscheinungen, welche bei einem so schroffen Uebergange, bei der Erinnerung an frühere, eigene Studien, bei seiner militärischen Erziehung und seinem liebebedürftigen, eigentlich braven Herzen natürlich sind.

Im Jahre 1770 errichtete Herzog Karl auf der Solitude unter dem Namen „militärisches Waisenhaus" eine Erziehungsanstalt für Söhne armer Eltern, hauptsächlich Soldatensöhne. Bald aber erweiterte sich der Plan der Anstalt, der zuerst darauf hinausging, — man erinnere sich des vom Herzog ausgestellten Reverses, — in Tanz, Gesang und andern Künsten Unterricht zu bieten. Jetzt sollten auch Söhne aus höheren Ständen, besonders Offizierssöhne, aufgenommen und aus der militärischen Pflanzschule, wie sie jetzt hieß, eine allgemeinere und höhere Erziehungsanstalt werden, welche auch Studirenden zu einer Vorbereitungsschule dienen könnte. Darum wurden Lehrer für den Unterricht in der Geographie, Geschichte u. s. w., darum wurde unter andern der tüchtige Jahn von der lateinischen Schule

zu Ludwigsburg berufen, und zu Ende des Jahres 1772 die Pflanzschule zur Akademie erhoben.

Um talentvolle Zöglinge für die Solitude zu gewinnen, ersann Karl ein eigenes Werbesystem, das oft nicht weniger gewaltsam in der Güte war, als das soldatische in Zwang und List. Schon hatte Schiller's Freund, Wilhelm von Hoven, diesem Werbesysteme sammt seinem Bruder folgen müssen. Jetzt kam auch an Schiller die Reihe.

Es pflegte von Zeit zu Zeit bei den Lehrern der übrigen Schulen nachgefragt zu werden, welche Schüler sich am meisten auszeichneten. Dies geschah auch in Ludwigsburg, und Friedrich Schiller ward von sämmtlichen Lehrern für einen vorzüglich begabten Knaben erklärt. Sofort wendete sich Herzog Karl an Schiller's Vater mit dem Erbieten, seinen Sohn in die Akademie aufzunehmen, auf fürstliche Kosten unterrichten lassen und in Allem freihalten zu wollen. Große Bestürzung in der Familie. Die Theologie des Sohnes ist in Gefahr; denn für diesen Beruf hatte die Anstalt keinen Lehrstuhl. Der Vater sucht die ihm zugedachte Gnade durch eine freimüthige Vorstellung abzulehnen, die auch so guten Erfolg hat, daß der Herzog selbst erklärt: auf diese Art könne er in der Pflanzschule ihn nicht versorgen. Einige Zeit lang ist Alles still. Ganz unvermuthet stellt der Herzog noch zweimal an den Vater das Begehren, seinen Sohn in die Akademie zu geben; die Wahl des Studiums solle ihm freistehen, bei seinem Austritt solle ihm eine bessere Versorgung werden, als sie im geistlichen

Stande möglich sei. Freilich war hiermit stillschweigend und später durch einen schriftlichen Revers, den Vater und Mutter unterzeichneten, ausgesprochen, daß der Eleve „sich gänzlich den Diensten des Herzoglich Würtembergischen Hauses widmen müsse." Eine Bedingung, die in der Folge sehr drückend wurde.

Die Freunde der Familie, sowie diese selbst, sahen nur zu gut, was zu befürchten wäre, wenn dem dreimaligen Verlangen des Herzogs nicht Folge geleistet würde. Mit zerrissenem Gemüth fügte sich endlich auch der Sohn, um seine Eltern, die kein anderes Einkommen mehr hatten, als was die Stelle des Vaters abwarf, keiner Gefahr auszusetzen. Aber Alle merkten sich das Versprechen des Herzogs, daß eine besonders gute Anstellung in herzoglichen Diensten dem jungen Schiller einst gewiß sein würde.

Was noch weiter zur Beruhigung der Mutter beitrug, war die Nähe des Instituts, die Gewißheit, den Sohn jeden Sonntag sprechen zu können; dann die große Sorgfalt, welche man für die Gesundheit der Zöglinge anwendete, und die vertrauliche, sehr oft väterliche Herablassung des Herzogs gegen dieselben, durch welche die strenge Disziplin um Vieles gemildert wurde.

Der Hauptmann dankte mit einem schwungvollen Schreiben an den Intendanten von Seeger, worin es lautet: „Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsre Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen,

werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: das haben wir dem großen Karl zu verdanken!"

Was konnte der „große Karl" dafür, daß dieses Entzücken nicht so ernst gemeint war? Er glaubte dem ehrlichen Hauptmann. Der dreizehnjährige Knabe wählte zu seinem Beruf die Jurisprudenz. Professor Jahn fand ihn genügend vorbereitet, nur sagte seine Zensur: die Handschrift sei mittelmäßig.

„Mit einem blauen Röcklein, nebst Camisol ohne Ermel", funfzehn lateinischen Büchern und einer Baarschaft von 43 Kreuzern ging Friedrich seiner neuen Bestimmung entgegen.

II.

Der Eleve.

Die Botaniker legen die Pflanze, um ihre vollständige Charakteristik zu gewinnen, in ihrer Blüthezeit ins Herbarium. Wir wollen es mit der Akademie, der seltsamen Erziehungspflanze des Herzogs, machen wie die Botaniker, ihre Blüthezeit abwarten und dann ausführlich beschreiben. Als Schiller am 17. Januar 1773 aufgenommen ward, war das Institut zwar militärisch eingerichtet, aber es fehlte ihm die großartige Ausdehnung, die es nachher gewann.

Der fleißige Zögling der lateinischen Schule ward bald im Lateinischen Meister, er gewann auch in der griechischen Sprache durch eine Erklärung äsopischer Fabeln den ersten Preis. Der Geschichte, Erdbeschreibung und Größenlehre konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Kränklichkeit lähmte überdies seine Kräfte, und etwas Anderes leitete sie auf eine andere Bahn. Jetzt drängte sich mit energischer Strömung die Quelle hervor, welche sein erstes deutsches Gedicht in ihm aufgegraben hatte. Der erste Anblick der Muse ist gewiß bei jedem Künstler von heiligen Schauern begleitet. Die Ahnung von einem himmlisch schönen Lebensgut zuckt wonnig durch die junge Brust. Da winkt aus rosigen Wolken unverlierbar ein Eden von Glück, das ihm gehört, in das er zu jeder Stunde aus dem Alltäglichen flüchten kann. Aus diesem freudigen Bewußtsein quillt mächtig ein Gefühl der Freiheit, der Andacht, des Muthes, mit keinem andern zu vergleichen, als mit dem Gefühl der gläubigen Seele gegenüber den Bedrängnissen der Welt.

Bei der Wiedergeburt der Poesie vermischen sich auch in der Geschichte religiöse und dichterische Stimmung. Ich habe im vorigen Buche angedeutet, welche Erneuerung theilweise das religiöse Leben in Deutschland durch den Pietismus empfangen. In England war dies in noch kraftvollerer Weise durch den Puritanismus geschehen, und dieser erschuf sich zuerst eine geläuterte Kunstform. Während in Deutschland die Lieder eines Paul Gerhard die Bedürfnisse der gläubigen Seele im innigen Volkstone vortrugen, hatte

der Geist des Puritanismus mit Milton's ernstem Gedicht ein nüchternes Jahrhundert „an die große Aufgabe der Menschheit zurückgerufen." Die tieferen Geister des deutschen Volkes bildeten eine unsichtbare Kirche, welche ähnliche Rufe mit Begeisterung vernehmen konnte. In ihr sammelte sich eine Zeit lang Alles, was vorwärts wollte in Prosa und Versen, die predigend reisenden, Liebe beweisenden, Wonne verheißenden Lavater, Jung Stilling, Jacobi; Goethe verstehend und bindend, Lessing polemisirend, Herder reinigend und belebend. Selbst Potsdamer Gardeoffiziere hatten unter Knebel's Anleitung einen religiösen Verein.

Auch in Schiller's Seele begaben sich diese Wunder der Zeit. Ihn wandelten Schauer des Entzückens an. Er ergoß sich oft in Gebeten und hielt auch in Gemeinschaft mit Andern förmliche Andachtsstunden. Sie waren schon ernster gemeint, als jenes kindliche Predigen vom Stuhl. Dabei haßte er jeden Schein, er vermied die Betbrüder und „Pietisten."*) Natürlich! denn einem so gestimmten Gemüth ist nichts innerlich genug, als es selbst.

Auf ein so gestimmtes Gemüth traf Klopstock's Messias in dieser Zeit, wie auf einen guten Acker ein Same, von dem auch nicht ein Korn verloren ging. Hier war die innige Hingebung an die erhabenste Persönlichkeit zur dichterischen Kraft emporgewachsen. Hier war aus einem Nichts

*) Hier in der schmähenden, nicht historischen Bedeutung des Wortes

an Sinnlichkeit und Erfahrung eine Welt geschaffen. Der religiöse Inhalt machte den Gesang unsterblich, zu einem Sieger der Zeiten. Milton hatte den Sündenfall besungen, Klopstock die Erlösung; Saul hatte Tausend, David Zehntausend geschlagen. Die Erhebung, die Liebe zum würdigen Gegenstand galt fortan als die anzurufende Muse. Alles dies, wie bezaubernd, wie verführerisch für alte und junge Nachahmer! Die Literaturgeschichte hat unter den vielfachen Versuchen in diesem Felde die Noachide Bodmer's, seine Sündfluth, seinen Jakob und Joseph, Moser's Daniel, Wieland's geprüften Abraham aufgeführt. Während Goethe sich an den menschlich schönen Stoff von Joseph machte, ist es für Schiller charakteristisch, daß er eine politisch-religiöse Figur von gewaltigem Ideeninhalt, den Moses, sich zum Helden erwählte. So sehr dieses verloren gegangene Epos eine sklavische Nachahmung des Messias gewesen sein mag, so sehr beweist es doch, wie der letztere auf den jungen Schüler wirkte. Er ahmte die Form nach, aber der Stoff war seine eigenste Wahl.

Klopstock blieb noch lange sein stillgefeierter Meister. Und er ist ein Meister in seinen Oden, wie ihn ein Jünger auch heut zu Tage noch gern studirt. Hölderlin und Platen haben herausgefühlt, was Herder von den schönsten Oden sagte, daß zu jeder eine eigene „Bereitung" gehört, daß über jeder ein andrer Duft und Geist weht, der sich auf den kleinsten Zug, auf Länge und Kürze der Perioden, Wahl des Silbenmaßes, beinahe bis auf jeden härteren oder

weicheren Buchstaben verbreitet. Schiller empfand diese Schönheiten, er naschte nicht an der Poesie, er forschte, verglich, deklamirte und trug sich Tag und Nacht mit seinem Vorbilde herum.

Was müssen diese wundervollen Geschenke des Genius damals gewesen sein, wo noch nicht der bestechende Klang des Reimes in solcher Fülle der Natürlichkeit sich ergoß, wie in Bürger's und Goethe's Gedichten. Und Bürger, der auf Schiller's Lyrik einen großen Einfluß gehabt hat, begann erst mit den siebziger Jahren seinen poetischen Flug. Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß um dieselbe Zeit der Göttinger Dichterbund beschworen wurde. Die Zeit muß sprechen, wo das Leben des Helden schweigt. Bei den Gelagen dieser Jünglinge lebte Klopstock und starb Voltaire. Sie brachten die Sommernächte im Freien hin und dichteten im Mondschein; sie lagerten sich beim Rheinwein auf Rosenblätter. Vaterlandsliebe, innige Freundschaft, Religion und alles Edle war in ihnen lebendig. Ungekannt gehörte der junge Genius auf der Solitude zu ihrem Bunde.

Bald fand er auch einen Leitstern in die dramatische Poesie. Ein Freund sprach ihm mit Begeisterung von Gerstenberg's „Ugolino"; er las das Stück, und der Eindruck war ein so nachhaltig mächtiger, daß er es noch in späteren Jahren in Ehren hielt. Das Stück ist jetzt beinahe vergessen. Lessing schreibt in einem Briefe an Gerstenberg: „Sie haben ein Sujet gewählt, dessen Kontextur sich aller dramatischen Form zu verweigern scheint; aber es

hat müssen werden, was Sie gewollt haben. Meine Rührung ist mehr als ein Mal durch das Erstaunen über die Kunst unterbrochen worden." Er erklärt in demselben Briefe, das Stück habe ihn so furchtbar erschüttert, daß er es in der Absicht, sich der Täuschung zu überlassen, nicht zum zweiten Male lesen wolle. Ein solches Stück war die tägliche Nahrung für die jugendliche Phantasie unseres Schiller.

Ugolino ist ein dramatischer Laokoon, nur daß die Schlangen durch den Hunger ersetzt werden und daß noch ein Sohn mehr in der jammervollen Umstrickung sich windet. Dazu liegt die Schuld des Helden, wenn ja eine vorhanden, vor dem Stücke, es ist eine Erschöpfung des Mitleids, wie die Messiade eine Erschöpfung der Andacht. Aber „es hat müssen werden, was der Dichter gewollt." In dieser Beziehung ist vom Ugolino etwas zu lernen, was der Dramatiker lernen kann, und Schiller hat nicht blos die starken Dosen des Furchtbaren, er hat die Autonomie des Dichters über den Stoff aus dem Ugolino gelernt. So mußten nachher seine Räuber, seine Maria, sein Tell werden, was er gewollt. Vorläufig schrieb er ein Trauerspiel: „die Christen"; ohne Zweifel ein Werk, das ihm Gelegenheit bot, durch die Darstellung der Verfolgungen, die über die ersten Christen ergingen, Grausen und Mitleid, und durch die todesmuthige Glaubenstreue derselben Erhebung und Bewunderung zu erwecken. Auch hier ist die Wahl des Stoffes bedeutsam genug, indem er Alles entbinden mußte, was die jugendliche Seele erfüllte, Ugolino und Messias. An welche zierlichen

Lappalien haben andere Dichter ihre ersten Kräfte verschwendet!

Die Abgeschiedenheit seines Aufenthalts auf dem einsamen Waldschloß, von dessen Höhe der Blick in ungemessene Weite schweifte, mußte solche Bildung des Talents begünstigen. Der Besuch Lavater's im August 1774, welcher die militärische Akademie zu physiognomischen Zwecken ausbeuten wollte, konnte für Schiller keine andere Bedeutung haben, als daß er eine Berühmtheit sich irren sah. Lavater hielt den gutmüthigsten Eleven für einen Erzschelm.

Am meisten beschäftigte den funfzehnjährigen Eleven nächst seinen poetischen Lehrmeistern sein fürstlicher Erzieher. Die Zöglinge vergötterten ihn; und dem mächtigen Manne that es wohl, von der Jugend vergöttert zu werden. Er suchte die Liebe da, wo ihre Quelle am reichsten fließt, wo das Wort der Huldigung und des Danks aus dem Herzen kommt. Wenn er mit der Gräfin Franziska nach Stuttgart hinüberfuhr, dann sah man die herzogliche Kutsche nicht selten von innen und außen ganz vollgepfropft von Eleven, welche zu der Lustreise mitgenommen wurden. Mußten die Jungen nicht den Abstand vergessen? mußten sie den Mächtigen, — und die Jugend weiß kleine Liebesbeweise mehr zu schätzen, als große — mußten sie den Vater in dem Mächtigen nicht vergöttern, und sich zum Dank nicht sammt und sonders in die idealisch schöne Franziska mit den funkelnden Augen verlieben?

Aber dergleichen Verhältnisse haben etwas Gefährliches,

und die Tragödie, die zwischen dem Herzog und Schiller spielte, nimmt hier ihren Anfang. Der Mächtige nimmt das enthusiastische Wort der Jugend für die ganze Persönlichkeit. Die Jugend hingegen kennt nicht die Tragweite des Wortes und glaubt mit einem Worte noch nicht den ganzen Menschen zu vergeben.

Schiller liebte seinen Erzieher. Er liebte den „großen Karl", dessen Größe aus dem dunklen Hintergrund einer wilden Vergangenheit um so energischer den Jünglingen in die Augen trat. Er liebte ihn als den Gott, von dem Wohl und Wehe seiner Eltern abhing und der ihnen sehr wohl wollte. Er sprach dies mit der schönen Ueberschwenglichkeit der Jugend aus. Solche Huldigungen waren dem Herzog eine süße Kost. Er rief sie absichtlich hervor. So gab er unter andern spitzigen Thematen den Eleven auf, eine Charakteristik von sich und jedem Mitschüler zu entwerfen. Als besondere Eigenschaften, die nicht übergangen werden durften, waren verzeichnet: Christenthum, Betragen gegen Lehrer und Genossen, Gesinnung gegen den Herzog. Karl wußte, was er im letzten Punkte zu erwarten hatte. Es war die Provokation des alten Lear an seine Töchter, und Schiller hütete sich wohl, die Rolle der Cordelia zu spielen, ohne daß man sagen kann, er habe weniger wahr empfunden. Aber es waren keine Regan's da, die er zu beschämen hatte.

Hier ist das Wesentliche seines Bekenntnisses an den Herzog: Er fühlt den ganzen Umfang seines Glücks, die

Gnade des Fürsten gegen seine Eltern. „Dieser Fürst, schreibt er, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen. — Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt." Sein Vater hat ihm seufzend diese Dankbarkeit auf die Seele gebunden. Sie soll ihm fortan zum heiligsten Gesetz werden. „Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden, aber ist es denn nothwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht anbete; oder sollte ich noch gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters." Er nennt sich, die Urtheile der Mitschüler über ihn aufs feinste durch Selbstbekenntniß entkräftend, eigensinnig, hitzig, ungeduldig, aber er ist sich seiner Aufrichtigkeit, seiner Treue, seines guten Herzens bewußt. Daß er seine Gaben nicht gut angewendet, schiebt er auf Körperschwäche. Er klagt sich der Unreinlichkeit an. Er hofft von der Gnade des Herzogs Verzeihung. „Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wissenschaft der Rechte angenommen habe; es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wann ich durch dieselbe meinem

Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit steht." Neue rührende Anklagen, neue heiße Gelöbnisse, neues Entzücken über die Großmuth seines Erziehers: „Welche Großmuth herrscht in Ihren Zügen! — — — Lassen Sie mich, Durchlauchtigster, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien und Ihnen vor mein Glück danken — — lassen Sie mich zwischen mein Vaterland treten und mit demselben Ihnen, mein Vater, zurufen: Er lebe! Lassen Sie mich endlich seufzen, daß ich nicht danken kann!"

Man kann dem Herzog nicht als Schuld anrechnen, daß er hiernach nicht sofort seinen Zögling entließ und ihn zum Theologen machte. Dieser leise Wunsch nach Freiheit wurde von beiden Seiten nicht verstanden. Aber man begreift es, daß der Herzog auf die Klagen der Rechtslehrer über Schiller antwortete: „Laßt mir diesen gewähren; aus dem wird etwas."

Die Urtheile der Mitschüler über Schiller enthalten wenig, was wir nicht schon wüßten. Sehr lebhaft und lustig nennt ihn der Eine, sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst als äußerlich vergnügt nennt ihn der Andere. Seine Kränklichkeit, sein Hang zur Theologie wird bestätigt. Ein Eleve machte die geistreiche

Entgegenstellung: Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich. Ein anderes Urtheil rühmt ihn als sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig.

Auch die äußere Erscheinung Schiller's ist uns aus dieser und aus späteren Lebensepochen überliefert. Da andere Biographen die Schilderung von Scharffenstein mit Vorliebe aufgenommen haben, so bin ich wohl schuldig, zu sagen, warum ich diese und ähnliche Schilderungen für unvollkommen halte.

Ein großer Dichter könnte wohl verlangen, daß man ihn nach der Regel der Dichtkunst, das heißt nach der natürlichsten Regel sprachlicher Darstellung male. Ein Haus und eine Gegend mag man topographisch, einen Leichnam anatomisch beschreiben, aber eines Menschen Beine, Hals, Perrücke, Nasenspitze beschreiben, heißt nimmermehr ein Bild dieses Menschen geben. Wenn der geistvolle Lewes Goethe's Haltung schildert und dann von Schiller sagt: „er ging wie ein Kameel"; so ist das eine grausame Verzerrung, da man in der Vorstellung nicht zugleich die schöneren Eigenschaften beisammen hat, die solchen ekelhaften Vergleich aufheben, und da wir wissen, daß Schiller von unsäglichen körperlichen Leiden gebeugt war. Wenn Andere dem Dichter nacherzählten, er habe seiner Nase auf der Akademie durch Zupfen die gebogene Form gegeben, so gehört diese Aeußerung allenfalls unter die Rubrik: Schiller's Humor im vertraulichen Kreise, aber nicht in die Beschreibung seiner Gestalt.

Am widrigsten aber haben die Mitschüler des jungen Dichters, Petersen und Scharffenstein, die Grenzen der plastischen und sprachlichen Malerei in ihren Zeichnungen seiner Gestalt verwirrt. Namentlich Scharffenstein, der mit dem Pinsel umzugehen wußte, zeichnet überall Einzelheiten von Schiller, aber nie ein Bild. Kann es eine abgeschmacktere Vergegenwärtigung eines lieben Freundes geben, als wenn Scharffenstein sagt: „er war für sein Alter lang, hatte Beine, beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Kaliber, war sehr langhalsig, blaß, mit kleinen rothumgrenzten Augen. Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf" — — — wo bleibt denn hier das Bild? Wo bleibt das freundliche Gesicht? Wo das anspruchslose Wesen, das einen Andreas Streicher bezauberte? Wo das unsagbare Etwas, das der Herzog in der hagern Gestalt und der kränklich blassen Miene las, wenn er sagte: aus dem wird etwas.

Das Wichtigste, was ich aus der Beschreibung Scharffenstein's entnehme, ist, daß das bittre Gefühl des Franz Moor: „Warum mir diese Bürde von Häßlichkeit?" dem Eleven mit den rothen Haaren und Sommersprossen sehr wohl bekannt war. Die Witze seiner Mitschüler, ein unparteiischer Blick in den Spiegel konnte ihn belehren, daß die Uniform, auf welche Andere sich freuten, seine Gestalt, die auf keine Bologneserniedlichkeit, sondern auf großartige Verhältnisse angelegt war, in all ihrer Unfertigkeit zeigte.

Das Selbstgefühl der Bösewichter, das Bewußtsein der

Häßlichkeit, hätte bei jedem weniger edlen Herzen weit schlimmere Folgen haben müssen, als es in der That bei Schiller hatte. Er gab nur, nach einer vortrefflichen Taktik, die Sorgfalt auf den verlornen Posten auf und konzentrirte alle seine Kraft in einem Punkt, von wo aus er sich sein Selbstgefühl und endlich auch seine körperliche Bedeutung eroberte, auf den Geist. Er ließ die Fluth schmutziger Schimpfnamen ruhig über seinen unreinlichen Anzug dahingehen, und ich denke nicht jeden köstlichen „Schweinpelz", den der Oberaufseher Nieß ihm entgegenbrummte, von dem funfzehnjährigen Burschen abzuputzen. Aber so viel ist gewiß, daß in Nießen's Kamaschenseele die Begriffe von Sauberkeit von der subtilsten Art waren und daß der Anzug der Zöglinge eine unbillige Masse Platz für Stäubchen und Flecke darbot.

Alle Offiziersföhne steckten für gewöhnlich in Uniformen von blauer Farbe, mit Kragen und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch. Die übersilberten Knöpfe, die weißen Achselschnüre, die weißen Westen, weißen Hosen mit weißen Strümpfen, dazu noch Schuhschnallen von übersilbertem Metall, welches Feld für die Augen eines Unteroffiziers! Und vollends die kunstvolle Frisur! Die Haare waren auf dem Scheitel abgeschoren, an beiden Seiten wurden sie ohne Puder aufgerollt, Alles trug sehr lange falsche Zöpfe. Der Paradeanzug hatte mehrere Abstufungen, darunter eine mit vier Papilloten auf jeder Seite in zwei Etagen und mit Puder. Ein kleiner dreieckiger Hut war der natürliche

Abschluß der zierlichen Ornamentistik, deren Fundamente wir in der Akademie ausführlich betrachten wollen.

III.

Die Militär-Akademie.

Es lag in des Herzogs Charakter, Alles, was er that, ganz zu thun und so lange damit zu warten, bis es ganz gethan werden konnte. Mit stiller Genugthuung sah er die angesehensten Familien bemüht, ihre Söhne auf der Solitude unterzubringen. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Aufnahmsgesuche. Karl Eugen dachte einen Augenblick ernstlich daran, ein neues Gebäude errichten zu lassen; aber um die Pflanzschule von Grund aus zu dem zu machen, was sie seinem Entwurfe nach werden sollte, wartete er noch einige Jahre und verlegte sie dann nach Stuttgart. Am 18. November 1775 marschirten die Eleven mit ihren Vorgesetzten und Lehrern in Uniform und militärischer Ordnung von der Solitude ab. Nachdem sie der Hauptstadt sich bis auf eine halbe Stunde genähert, stellte sich der Herzog, der ihnen feierlichst entgegengeritten war, zu Pferde an ihre Spitze. Langsam, in Paradeschritt, von einer großen Menschenmenge begleitet, zogen sie in Stuttgart ein. Alle Fenster waren mit Zuschauern besetzt Unter einem Blumenregen, umbraust von donnernden Lebehochs auf den Herzog, ging der Zug

durch die Straßen. Am Eingange des Akademiegebäudes standen die Eltern und Angehörigen der Eleven und begrüßten die junge Schaar mit freudigem Zuruf.

Fürst und Hauptstadt waren versöhnt.

Wir wollen uns die Anstalt betrachten, in welcher unser Schiller seine Lehrjahre verleben sollte. Das Akademiegebäude lag außerhalb der Stadt hinter dem Residenzschlosse, welches jetzt der Neckarstraße zugewandt ist. Es war ursprünglich eine Kaserne mit zwei Flügeln, an welche soeben ein dritter angebaut wurde. Aus der Mitte des Baues ragte eine Kirche mit niedrigem bleigedecktem Thurme empor. In den obern Etagen der Flügel waren die Schlafsäle und der imposante Speisesaal, in den unteren die Lehrsäle und der Rangirsaal. Außerdem umschloß das weitläuftige Gebäude ein Theater, eine Bibliothek, ein Naturalienkabinet, Ateliers für Künstler, ein Winterbad u. s. w. Ein Garten, Schwimmbassins, Reitbahnen zeichneten am besten den großartigen Maßstab des Ganzen.

Die Schlafsäle ruhten auf zwei Reihen von dorischen Säulen; je zwei Säulen schlossen das offene Gemach des Zöglings ein. In den Gemächern standen die Betten, sehr sauber gehalten und mit Gittern umgeben. Auf den Säulen las man den Namen des Zöglings, dem das nächste Bett gehörte; zur Seite war, mit einem kleinen Bücherschrank, der Wandkasten, worin der Eleve seine Habseligkeiten verschloß. Von der freien Wand des Schlafsaals schaute das Bild des Herzogs herab.

Die Lehrsäle waren hell und geräumig, verziert mit allegorischen Darstellungen jedesmal der Wissenschaft, zu welcher ein Saal bestimmt war. Des Herzogs Porträt hing in jedem. Der Rangirsaal diente zur Musterung. Der Speisesaal, welcher zur Zeit des Umzuges noch nicht vollendet war, lag über dem Rangirsaal. Zweiundachtzig Säulen in ionischer Ordnung traten aus der Wand hervor und trugen eine ringsum laufende Galerie. Zwischen den Säulen waren die Büsten berühmter Männer angebracht. Die Plafonds enthielten schöne Gemälde vom Direktor Guibal. Zweifache breite Flügelthüren führten in den Saal. Neben dem Speisesaal lag ein sehr elegantes, kuppelförmiges Gemach, „der Tempel" genannt. Hier hielt fast regelmäßig der Herzog mit Gräfin Franziska die Abendtafel.

Die Eintheilung und Einrichtung der Eleven war folgende.

Sämmtliche Zöglinge waren nach ihrer Herkunft in zwei Hauptklassen, in „Cavaliers" und „Eleven", übrigens in mehrere Abtheilungen rangirt. Zur ersten gehörten nur Cavalierssöhne, deren Eltern diese Absonderung forderten. Sie standen unter einem bürgerlichen Chef. Die folgenden Abtheilungen umfaßten Studirende, Kunstbeflissene und jüngere Zöglinge, bürgerlichen und adligen Standes ohne Unterschied. Die letzte Abtheilung war aus Schauspielern und Tänzern gebildet, meistens armen Knaben, die auf Kosten des Herzogs erzogen wurden. Jede Abtheilung hatte ihren eigenen Schlafsaal, ihre eigene Speisetafel im Speisesaal, und ihre eigenen Vorgesetzten, einen Hauptmann, zwei

Lieutenants, zwei Aufseher. Natürlich veränderten sich alle diese Einrichtungen mit der zunehmenden Ausdehnung des Instituts. Die Aufsicht über das Ganze führten ein Intendant, zwei Majors und ein Oberaufseher, der dem Intendanten Rapport abstattete, Ronden machte u. s. w.

Wir wollen nun die Lebensordnung eines Tages mit Schiller durchmachen. Morgens sechs Uhr stand man auf, Jeder machte sein Bett, reinigte seine Kleider. Dann: Gegenseitiges Frisiren, Marsch in den Speisesaal, Gebet, Frühstück, bestehend aus einer gebrannten Mehlsuppe oder geschmälzten Brodsuppe. Schlag sieben Uhr begannen die Lehrstunden, denen die Eleven in Hauskleidern von beliebiger Farbe beiwohnten und welche um elf Uhr endigten. Man begab sich in die Schlafsäle, um sich in die uns bereits bekannte Uniform zu werfen. Die Toilette mußte gegen zwölf Uhr vollendet sein. Jede Abtheilung wurde nun von ihren Aufsehern in den Rangirsaal geführt, wo sie so geordnet wurde, wie sie im Speisesaal sitzen mußte. Der Herzog, oder in seiner Abwesenheit der Intendant, hielt eine genaue Inspektion, ertheilte hier öffentlich Lob und Tadel. Diejenigen, welche Rüge verdienten, hatten ein „Billet" in Händen, welches ihr Vergehen enthielt.

Nach der Besichtigung marschirten die Eleven in den Speisesaal. Hatte ein Jeder seinen Sitz erreicht, so erscholl das Kommando: Rechtsum, Linksum. Die Eleven kehrten sich der Tafel zu. Neues Kommando: Zum Gebet! Hierauf legte Alles die Hände zusammen; der Zögling, den die

Reihe traf, bestieg eine Art von Kanzel, welche zwischen den beiden Flügelthüren aufgestellt war, und sprach das vorgeschriebene Tischgebet. Wieder ein Kommando. Taktmäßig wurden die Stühle angezogen und in einem Ruck saß die ganze Gesellschaft. Das Essen war für Alle gleich. Nach der Suppe gab es Rindfleisch, dann ein Zugemüse, mitunter ein leichtes Backwerk als Dessert. Es wurde weißes Brot vertheilt und aus Karavinen goß man den Eleven so viel guten, aber nicht starken Landwein ins Glas, als ihrem Alter und der Jahreszeit angemessen war. Die Mahlzeit dauerte dreiviertel Stunden. Dann wurde zum Aufstehn kommandirt. Dasselbe Rücken der Stühle. Ein Gebet machte den Beschluß. Die Knaben erhielten noch Weißbrot, auch wohl Obst, zum Einstecken. Endlich Abmarsch auf Kommando. Im Schlafsaal zog man wieder die Hauskleider an. Bis zwei Uhr war Freistunde. Gewöhnlich ging man in den Garten hinab und vergnügte sich mit Ringen und Ballspiel. Jeder Eleve hatte ein Stückchen Gartenland, das er selbst bebaute. Auch hier waren die Aufseher zugegen. Mit dem Schlage zwei Uhr begannen die Lektionen wieder und dauerten mit den häuslichen Arbeiten bis sieben Uhr. Nochmals ging es in Uniformen zum Abendessen. Dieses brachte eine Suppe, Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder eine leichte Mehlspeise, Brot, dagegen keinen Wein. Um neun Uhr ertönte das Kommando zum Schlafengehen. Jede laute Unterhaltung im Schlafsaal war verpönt. Außer der Nachtlampe durfte kein Licht brennen.

Uns bleibt noch die jährliche Lebensordnung zu schildern. An Sonn= und Feiertagen wurde Vormittags in der Akademiekirche Gottesdienst gehalten, dem alle Zöglinge, Offiziere und Aufseher beiwohnen mußten. Des Nachmittags durften die Eleven Besuch von ihren Eltern empfangen, nur erwachsenen Schwestern war der Eintritt nicht gestattet. Vierzehn Tage vor dem Stiftungsfest, das auf den vierzehnten Dezember fiel, hörten alle Lektionen auf, und öffentliche Prüfungen nahmen deren Stelle ein. Es war den Eltern gestattet, hierbei zu erscheinen. Der Herzog hielt zum Schlusse eine Rede. Der Stiftungstag selbst begann mit einer kirchlichen Feier, welche der Herzog nie versäumte. Nachmittags marschirten die Zöglinge in den großen Rangirsaal *) und ordneten sich dort mit sämmtlichen Vorgesetzten und Lehrern. Nun erschien der Herzog, von zahlreichem Gefolge begleitet. Er trug die Uniform der akademischen Offiziere. Zwischen ihm und den Eleven stand eine lange Tafel, worauf die Orden und Preise lagen. Ein Professor trat vor und hielt die Rede an den Stifter. Dann las der Sekretär die Namen der Zöglinge, denen Preise zuerkannt worden, ab, der Intendant nahm den bestimmten Preis von der Tafel, überreichte ihn dem Herzog, und dieser gab ihn dem aufgerufenen Zögling, welcher, wenn er ein Cavaliers=

---

*) In Stuttgart scheint die Preisvertheilung im weißen Saal des neuen Residenzschlosses stattgefunden zu haben. Vgl. Wagner, Gesch. d. h. Karlsschule. I, 257.

sohn war, nach dem Empfang seinem fürstlichen Erzieher die Hand, im andern Fall den Rock küßte. Ein großes Festmahl, woran der Herzog und die Väter der Eleven Theil nahmen, während andere Personen theils die Tische umgaben, theils von der Galerie aus sich des Anblicks erfreuten, machte den Beschluß der Feierlichkeit. Die mit ihren Studien fertigen Zöglinge wurden an diesem Tage entlassen.

Außerdem wurden die Geburtstage des Herzogs und der Gräfin Franziska glänzend gefeiert. Ferien gab es nicht. Besuche im elterlichen Hause waren nicht gestattet. Doch gab es Erholungen anderer Art. Die Eleven wurden, freilich nur selten, außerhalb der Akademie spazieren geführt. Sie besuchten truppweise das Theater, wurden zur Stuttgarter Messe und sogar auf die Redoute kommandirt, wo sie mit den „Demoiselles" eines Mädcheninstituts zusammentrafen, welches unter der Protektion der Gräfin Franziska stand. Die Schönen benahmen sich wo möglich noch schüchterner, als ihre Ritter, wodurch diese Mönchs- und Nonnenzüge zu den spaßhaftesten Erscheinungen des ganzen Maskenballs gehörten.

An der Strenge der Strafen mißt man gewöhnlich die Barbarei eines gesellschaftlichen Zustandes. Um nichts zu einer vollständigen Charakteristik Dienliches auszulassen, sei noch der Preise und der Strafen erwähnt. Die ersteren bestanden in silbernen Medaillen mit dem Bildniß des Herzogs. Hatte der Zögling in einem Jahre acht Preise erhalten, so bekam er den akademischen Orden, ein goldenes, braun

emaillirtes Kreuz, mit doppeltem C. Bekam er im nächsten Jahre wieder acht Preise, so durfte er das Ordenskreuz am Halse tragen und erhielt einen silbernen Stern auf die Brust. In welchem Geiste aber Belohnungen ertheilt wurden, geht daraus hervor, daß diese Ordensritter, gleichviel aus welchem Stande, eine eigene Klasse der „Chevaliers" bildeten. Diese standen noch über den Cavaliersöhnen und hatten eine eigene Speisetafel. Die Strafen zeigten denselben Geist der Gerechtigkeit. Der Lehrer stellte dem sich vergehenden Eleven das erwähnte Billet zu. Beim Vorzeigen wurde dieser gefragt, ob die Beschuldigung wahr sei, seine Verantwortung angehört und, wurde er straffällig befunden, die Strafe diktirt. Er mußte „kariren", d. h. er bekam kein Abendbrot. Für Beleidigungen der Lehrer wurden Stockschläge, Ruthenstreiche, Carzer verfügt, was jedoch selten nöthig war. Die größte Strafe war Relegation. Sie kam wahrscheinlich nie vor.

Ich habe die Regel sehr ausführlich dargestellt. Es war nöthig. Man hat geglaubt, den Manen Schiller's gerecht zu sein, indem man gegen die Manen des Herzogs eine Faust machte. Giebt man zu, daß eine gemeinsame Erziehung für Jünglinge große Lichtseiten hat, — und wann wäre dies nicht zugegeben, — so muß man auch einräumen, daß gemeinsame Erziehung in großem Maßstabe nicht ohne Ordnung möglich ist. Ordnung aber erheischt Kommando. Ich will nicht behaupten, daß die Einrichtung des Instituts eine vollkommene war; sie hatte natürlich auch die Schattenseiten

der gemeinsamen Erziehung, aber für das vorige Jahrhundert und als Schöpfung eines Fürsten, der diese Vergangenheit hatte, war sie bewunderungswürdig.

Allein auch die beste Einrichtung kann durch den Geist der Leiter und Lehrer zu einer schlechten werden. War vielleicht die Ausführung solcher Pläne eine brutale? Galt ein geputzter Knopf mehr, als eine gute Antwort? Waren die Lehrer geistlose Pedanten? Schrieb der Herzog ihnen vor, nach einem unwürdigen Ziel hinzusteuern, die Ueberzeugungen niederzutreten? Nichts von alle dem. Der Geist des Instituts war ein durchaus liberaler. In der erwähnten Charakterschilderung seiner Mitschüler konnte Schiller die kriechende Demuth Einiger gegen ihre Vorgesetzten tadeln.

Vor Allem gab der Herzog selbst das Muster einer liberalen Behandlung. Er ließ den Professoren bei ihren Vorträgen volle Freiheit. Er ging mit den Eleven um wie ein Vater, in Strenge und Milde, in Ernst und Scherz. Wie weit dies ging, erhellt aus folgender Geschichte: Auf der Akademie befand sich ein junger Graf von Nassau, der viele tolle Streiche machte und dem deßhalb die „Billets" von allen Seiten regneten. Einst mußte er dem Herzog wieder eine ganze Ladung davon überreichen, als derselbe mit Franziska aus dem Garten kam. Herzog Karl las die Sündenregister und fragte dann den unbändigen Zögling: Sag' Er mir, was würd' Er wohl thun, wenn Er an meiner Stelle wäre. Der junge Graf, schnell gefaßt, gab der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuß und nahm ihren

Arm, indem er sagte: „Komm Fränzel, und laß den dummen Jungen stehn!“ Zwischen Zorn und Lachen schwankend, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiel, und die Sache hatte dabei ihr Bewenden. *)

Der Intendant des Instituts, Herr von Seeger, war ein wissenschaftlich gebildeter, wohldenkender Mann. Die Zöglinge liebten ihn aufrichtig. Als er von einer schweren Krankheit genas, besang Wilhelm von Hoven dieses freudige Ereigniß in einem begeisterten Gedicht. Von einem gleichen Schlage, wie der Intendant, war Major von Wolff, der vier Abtheilungen kommandirte. Ohne seiner Stellung etwas zu vergeben, förderte er das aufkeimende Talent der Zöglinge. Auch Schiller hatte ihm die öftere Mittheilung auserlesener Bücher zu danken. Am wenigsten konnte derjenige Mann von diesem liberalen Geiste besitzen und zeigen, der als Oberaufseher das Kommando bei Tische, die unvermutheten Ronden, die Rapporte beim Intendanten hatte. Nieß war denn auch ein „Esprit de detail“ sonder Gleichen, er führte ein Kommando, daß man in seiner Nähe kaum zu athmen wagte. Er zahlte indeß der Humanität seinen unfreiwilligen Tribut, indem seine kleine, dicke Figur und seine Stentorstimme eine treffliche Zielscheibe für den Witz und die Neckereien der Eleven wurden. Er war übrigens ein wackrer Mann.

---

*) Boas, Jugendjahre I, 156; Ludwig v. Wolzogen, Memoiren, 4.

Es wird manchem unter meinen Lesern als eine Barbarei erscheinen, daß das Tabackrauchen und Schnupfen verboten war, daß die Zöglinge sich keine Eßwaaren zubringen lassen durften und selbst das Geld abliefern mußten, das sie geschenkt bekamen. Mit der Kost der Eleven dagegen wird sich eine Mutter, die Moleschott zu ihrem Evangelium gemacht hat, einverstanden erklären. Aber auch den zärtlichsten Seelen kann zu ihrer Beruhigung gesagt werden, daß es einen wahren Virtuosen der Uebertretung in der Anstalt gab, den selbst Schiller „den allmächtigen" nannte. Er war der Generalspediteur für alle „Sünden." Mit diesem Namen bezeichnete man unschuldige Würste, Hefenknöpfe und Butterbrezeln, wie die dämonischen Geister des Tabacks. Die meisten seiner Kunden wurden heimlich Tabacksschnupfer. Wenigere wagten zu rauchen. Um so stärker rauchte der Frevler selbst, und um nicht entdeckt zu werden, rauchte er seine Pfeife meistens in einem Vorkamin des Schlafsaals, wobei er im Sommer die Vorsicht brauchte, nicht stark zu dampfen, „damit ihn der rauchende Schornstein nicht verriethe." Da die Lehrsäle in der untern Etage lagen, war es ihm möglich, an den kurzen Wintertagen einem kurzsichtigen Professor aus dem Fenster zu steigen. Er ist trotz dieser Heldenthaten kein Schiller geworden.

Der Glanzpunkt der ganzen Akademie war das Verhältniß der Eleven zu ihren Lehrern. Dieses beruhte wesentlich auf der Stellung und auf der Persönlichkeit derselben. Der Herzog verkümmerte seinen Lehrern nicht die Lust

an ihrem Beruf. Er trennte den Unterricht von der Beaufsichtigung. Er gab den Lehrern ihre rechte Lebensluft, Lebens- und Lehrfreiheit. Sie durften außer der Akademie wohnen, sie durften sich kleiden, wie sie Lust hatten. Nur an feierlichen Tagen trugen sie eine passende Uniform. Karl Eugen berief am liebsten jugendliche Kräfte, die zugleich die Freunde der Zöglinge sein konnten. Abel, Moll, Nast, Schott waren wenige Jahre älter als Schiller. Einsamkeit, Mangel jedes andern Umgangs schuf ein herzlich Vertrauen; der Schüler theilte dem Lehrer oft seine wichtigsten Geheimnisse mit und bat ihn um Rath über Dinge, die sonst dem Lehrer sorgsam verschwiegen werden. Oft erwarteten einzelne Schüler den Lehrer schon am Akademiethor, sie begleiteten ihn zum Auditorium und führten ihn nach der Vorlesung wieder zurück. Auf diesem Wege wurde über wissenschaftliche oder politische Gegenstände gesprochen, und manchmal setzte sich dann die Unterhaltung im Lehrsaal fort. Fing die Vorlesung dann auch später an, die jungen Herzen waren in jener freudigen Erregung, die der zweite Verstand des Menschen ist, und an die Jeder, der ein ähnliches Glück genoß, so gern zurückdenkt.

Schiller hat dieses vielleicht reinste Jugendglück, die Liebe zu einem edlen und begabten Lehrer, nicht entbehrt. Daß unter seinen Lehrern einige waren, von denen er nichts lernte, beweist noch nichts gegen sie. Zugegeben, daß Pedanten an der Anstalt waren, und an welcher wären sie nicht, so war der größere Theil der Lehrer durchaus besserer

Art. Professor Nast, der alte Sprachen und Literatur vortrug, zählte Schiller zu seinen besten Schülern. Professor Schott war in seinen Vorlesungen der Geographie und Geschichte klar, gründlich und beredt. Moll war ein genialer Mann und tüchtiger Mathematiker. Die französische Sprache war durch eine „Figur" vertreten. Uriot war Franzose, und zwar von Kopf bis Fuß, von den Opern und galanten Festspielen, die er in der wilden Zeit Karl Eugen's gemacht hatte, bis auf die Direktion des Theaters, die er noch besorgte. Alle diese haben Schiller gefördert. Professor Abel war sein Freund. Dieser „engelgleiche Mann" wie ihn seine Schüler nannten, war Humanist, er las Logik, Metaphysik und Moralphilosophie. Er blieb auch Schiller's Freund, als längst die Thore der Akademie sich hinter ihm geschlossen hatten.

Man sieht wohl, die Werkzeuge hatten ebensowenig etwas von Treibhaus und von Dressur an sich, als das Werk des Herzogs. Und in der That, man thut Schiller am meisten Unrecht, wenn man so in Bausch und Bogen den Grund zu seiner Freiheitsliebe in der Akademie sucht. Die Anstalt beförderte ja selbst die Kunst, und sie hat einen Dannecker hervorgebracht. Sie begünstigte das Genie, denn sie war die Schule Cuvier's, und wir können dreist hinzusetzen, sie leistete, was eine Schule überhaupt für einen Dichter leisten kann, sie gab uns einen Schiller. Sie leistete für ihn, was die Meißener Fürstenschule für Gellert, Rabener und Lessing, was die ähnlichen Anstalten von Klosterberga und

Pforte für Elias Schlegel, Wieland, Klopstock und Gaudy. Für den Dichter als solchen giebt es kein Atelier und keine Schule. Seine Schule ist die Tiefe des einsamen Ichs und die Fülle des Lebens. In dem ewigen Wechsel dieser beiden ruht seine Schule. Aus der Einsamkeit sehnt er sich in die Welt und aus der Welt in die Einsamkeit. Shakspere zieht in dunklem Drang von Stratford nach London und wird Schauspieler, er geht nach Stratford zurück, als dem Ziele seiner Sehnsucht. Goethe entflieht seinen Freunden nach dem Brocken, dem Hofe nach Italien und hält sich „ganz stille."

Die Akademie war vielleicht arm an Einsamkeit, aber sie bot ein Stück Welt für den Dichter dar, wie es nicht so leicht zum zweiten Male einem Dichter beschieden wird: einen Fürsten und was für einen! einen Hof, Theater, eine reiche Auslese von jungen und älteren Charakteren, Lehrer, Kleingeister, Fratzen, eine schöne, angebetete Patronin und, wie wir sehen werden, den Anblick von großen Zeitgenossen.

Also nicht aus der Akademie als solcher sog Schiller seine Empörung, und das ist der Anfang seiner Größe! Er haßte alle Selbstverzärtelung, alle schlechte Subjektivität, er lernte schon damals das Höchste seines Wesens, mit sich, wie mit einem Fremden, umzugehen. Er fühlte das Wehen der Zeit in den Mauern des Instituts, die murrenden Stimmen des Schultrotzes wies er zur Ruhe, um auf die abgebrochenen Laute zu lauschen, die ihm der Wind zutrug von draußen, von draußen, wo eine unheilbrütende Zeit

eine Schlacht ohne Gleichen begann. Sein scharfes Ohr vernahm den fernen Donner, und Kampflust brauste in wüthendem Jubel durch seine Adern. Er las wahrscheinlich keine Zeitung, und doch wußte er mit jenem Instinkt des Genius genau, wohin die Geister des Jahrhunderts wollten. Zwischen seiner Liebe zum Herzog, die er überschwenglich aussprach, und dem revolutionären Geist, den er arglos aus seiner Liebe zur Menschheit empfing, war kein Unterschied. Darum das spätere, gegenseitige Mißverstehen und die um so schmerzlichere Trennung. Aber um diesen Kampf in seiner ganzen Tiefe zu würdigen, müssen wir Karl Eugen so viel zugestehen, wie der versöhnte Schiller ihm achtzehn Jahre später an seiner Gruft zugestand, an der er tiefbewegt mit Wilhelm von Hoven verweilte. Schiller sprach: „Da ruht er also, dieser rastlos thätige Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch."

IV.

Von der Dichtkunst zur Medizin.

Der Herzog unterließ nichts, was seine Akademie ihres Namens würdig machen konnte. Er gründete 1775 die zur Medizin erforderlichen Lehrstühle. Er erließ die Anfrage, wer von den Zöglingen sich diesem Studium widmen wolle. Es meldeten sich sieben; unter diesen war Wilhelm von Hoven und — Friedrich Schiller. Man kann sich denken, wie unangenehm Vater Schiller überrascht war. Er hatte schon einmal solchen Uebergang zu verwinden gehabt, er hatte die zahlreichen juristischen Bücher für den Sohn erst seit einem Jahre angeschafft. Was konnte diesen bewegen, schon nach einem Jahre ein Studium zu verlassen, das er selbst gewählt hatte. Der Vater fügte sich indeß, als er erfuhr, daß des Sohnes Wahl mit dem besondern Wunsch des Herzogs zusammentraf, der seine Akademie mit Juristen überfüllt sah.

Ein neuer Freund Schiller's, der Eleve Scharffenstein, hielt diesen Berufswechsel für einen „Raptus." Wilhelm von Hoven wußte besser Bescheid. Beide hatten ein Jahr Juristerei getrieben und Beide hatten sich getreulich geholfen, nichts davon zu lernen. Schiller konnte seinem Wilhelm schon in der erwähnten Charakteristik der Mitleven das

Zeugniß geben: „hat eine Vorliebe für schöne Künste.“ Die andern Prädikate, welche er höchst unparteiisch anführte, als: „übergroßer Stolz, gehässige Eigenliebe, Dienstfertigkeit, Lebhaftigkeit, Ehrgeiz und Grobheit“, thaten der Freundschaft keinen Eintrag. Wilhelm von Hoven war durch Schiller's Vorbild zum Dichter geworden, und wir verdanken seinen damaligen Uebungen vielleicht die leichte Form der Selbstbiographie, welche nach seinem Tode erschien und worin wir ein durch Schiller's Freundschaft geschmücktes, reiches und ehrenvolles Leben überschauen.

Damals war er Schiller's treuer Kumpan auch darin, daß Beide jeden andern Weg zur Poesie näher hielten, als den Weg, der von dem Rechtsstudium ausging. Sie bedeckten also ihre stille Abneigung gegen ein Fachstudium mit dem Mantel einer besondern Zuneigung zur Medizin, und da sie nach kurzer Ueberlegung einsehen mußten, daß der Weg von der Poesie zur Medizin nicht weiter sein könne, als der Weg von der Medizin zur Poesie, so verweilten sie noch eine geraume Zeit da, wo es ihnen so wohlgefiel. Zwar wurden die anatomischen Studien eifrig betrieben, weil jedes Versäumniß darin sichtbar wurde. „Aber, sagt der treue Streicher, war es seine Schuld, daß er anatomische Zeichnungen, Präparate fast unmöglich in ihrer eingeschränkten Beziehung betrachten konnte, sondern seine Phantasie sogleich in dem Großen, Allgemeinen der ganzen Natur umherschweifte? Oder konnte er es seiner ihm so treu anhänglichen Muse verwehren, daß sie selbst in den Kollegien,

wenn er mit tiefsinnigem Blick auf den Professor horchte, ihm etwas zuflüsterte, was seine Ideen von dem Vortrag wegriß und seinen Geist auch den ernstesten Vorsätzen entgegen in dichterische Gefilde leitete?" Wenn nun gar der Professor selbst der Muse die Thür öffnete, wie Abel, der in seinen philosophischen Vorlesungen Stellen aus Dichtern mitzutheilen pflegte? Es wird etwa im Jahre 1776 gewesen sein (Schiller sagt selbst: in einem sehr frühen Alter), als Abel in einer psychologischen Vorlesung ein Beispiel aus einem Drama wählte und die betreffende Stelle vorlas. Schiller war ganz Ohr, er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Mit ausdrucksvollster Sehnsucht trat er nach geendigter Stunde zu seinem Lehrer und bat um das Buch. Es war Shakspere's Othello.

Schiller's eigenartige und eigensinnige, ich möchte sagen, grunddeutsche Natur zeigt sich nirgend in stärkerem Licht, als in seinem Verhältniß zu dem Briten. Während Lessing dem englischen Dramatiker wunderbar nachfühlte, er in Goethe eine Revolution erzeugte, so empörte er unsern Dichter durch „seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth durch einen Narren zu stören", die ihn bald da festhielt, wo seine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern stillgestanden wäre. Schiller giebt selbst die Erklärung hierzu. Er sagt: „Durch die Bekanntschaft mit neueren Poeten verleitet, in dem Werke den

Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. — Ich war noch nicht fähig, die Natur aus erster Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektirtes und durch die Regel zurechtgelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen von den Jahren 1750 bis etwa 1780 gerade die rechten Subjekte." Dennoch studirte er Shakspere, aber seine Liebe ward er noch nicht. Klopstock, Kleist, Uz, Haller, welche die Natur aus zweiter Hand, aus der Hand ihrer Empfindung und des Gedankens gaben, blieben die Beherrscher seines Geschmacks. Haller hatte das erreicht, was dem jungen Mediziner als sein Ziel vorschwebte, er hatte den Namen eines großen Arztes und Naturforschers und zugleich eines großen Dichters. Haller's großartige Bilder wurden mit Vorliebe rezitirt. Streicher erinnerte sich noch lange der Verse:

Du hast den Elephant aus Erde aufgethürmt
Und seinen Knochenberg beseelt.

Schiller dichtete selbst in dieser reflektirten Weise eine Ode „der Abend", welche im schwäb. Magazin im Jahrgang 1776 Stück X. erschien. Sie enthält die beiden Seiten der sentimentalischen Dichtung noch etwas spröde getrennt. Halb Begeisterung und halb Naturschilderung, theilt sie

bereits einen Vorzug Klopstock's, sein musikalisches Gefühl. Der Dichter beginnt malend:

Die Sonne zeigt, vollendend, gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht.

Aber schon tritt er selbst aus den Coulissen:

(Für andre, ach! glückseligere Welten
Ist das ein Morgenangesicht.)
Sie sinkt herab vom blauen Himmel,
Ruft die Geschäftigkeit zur Ruh',
Ihr Abschied stillt das Weltgetümmel
Und winkt dem Tag sein Ende zu.

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen.
Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel,
Mich über Sphären, himmelan gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt von paradiesischem Gefühl.
Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge.

Nachdem er so den ganzen Reichthum seines Gefühls ausgeschwelgt hat, kommt eine fortlaufende Schilderung, die in Bildern spielt, ohne kalt zu werden. Sie gehört ins Reich des „Einfach Schönen".

Das Thal beschwimmt ein Feuermeer;
Der hohe Stern des Abends strahlet
Aus Wolken, welche auf ihn glüh'n,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet

Um's Angesicht der Königin.

— — — — — — —

Vom Felsen rieselt spiegelhelle
In's Gras die reinste Silberquelle,
Und tränkt die Heerd' und tränkt den Hirt.
Am Weidenbusche liegt der Schäfer,
Deß Lied das ganze Thal durchirrt
Und wiederholt im Thale wird.
Die stille Luft durchsumst der Käfer;
Vom Zweige schlägt die Nachtigall,
Ihr Meisterlied macht alle Ohren lauschen,
Bezaubert von dem Götterschall,
Wagt itzt kein Blatt vom Baum zu rauschen,
Stürzt langsamer der Wasserfall, u. s. w.

Der Poet knüpft dann diese seine dichterische Schöpfung wieder an sich selbst und an den Schöpfer der Welt an, und endet mit einem feurigen Hinweis auf die Zeit und den Augenblick, wo keine Tageszeit, keine Zeit mehr ist, wo nur der Herr ist und Ewigkeit.

Mir scheint das echt Schiller'sche Wesen der Dichtung nicht in einzelnen Wendungen, nicht in dem Rousseau-mäßigen Seufzer nach den Urwäldern Amerika's, sondern in dem warmen und vollen Herzschlag zu liegen, dem musikalischen Fluß der Bilder und dem Zusammenklang zwischen Gedanken und Rhythmus. Letztere Eigenschaften rühmte er später an Matthisson. Die Natur athmet, sie erwarmt schon an seiner Brust und fängt an, seine Flammentriebe zu theilen. Der Herausgeber des schwäbischen Magazins, Balthasar Haug, Professor an der Akademie, kritisirte das Gedicht, wie folgt: „dies Gedicht hat einen Jüngling von sechszehn

Jahren zum Verfasser: Es dünkt mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum."

Unter den guten Autores, welche Schiller in jugendlichem Alter gelesen, haben ihn wenige mit so magischer Gewalt beherrscht, als der Fanatiker der Natur und der Zauberer des Worts, Jean Jacques Rousseau. Hatte doch der neue Blick in Himmel und Erde die Menschheit mit einem nie gekannten Enthusiasmus erfüllt, hatten doch die Schlüssel des Teleskops und Mikroskops die beiden Pforten der Unendlichkeit aufgethan. Waren doch die Theodiceen, die Naturhymnen, ja selbst Thomson's Jahreszeiten und Kleist's Frühling nur verschiedene Strahlen des Freudenlichtes, das sich über die Welt ergoß. Es sind viele Bedingungen der Geschichte wirksam, wenn ein Gedanke seine luftige Wohnung verläßt, um sich in den Kampf der Menschen zu mischen. Diese Bedingungen trafen in Rousseau aufs merkwürdigste für einen Naturkultus zusammen. Verfeindet mit der Gesellschaft durch das reizbarste Gefühl, flieht er in das Stillleben der Pflanzenwelt, er läßt seinen Nachen treiben im Spiel der Lüfte und Wellen und ruft aus: O Natur, o meine Mutter, hier sind wir allein, hier bin ich glücklich! Die Natur lügt niemals, sagt er, und verdammt die Kunst, welche lügt. Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt, Alles degenerirt unter den Händen der Menschen. Er kehrt sich gegen die Ungleichheit der Menschen, und das tiefe Gefühl derselben

wird zum Preise der heroischen Vorzeit, zur Kritik der Zeitgenossen und zum Schrecken des kommenden Geschlechts *). Hier liegt Rousseau's Uebergang in die Geschichte, Brutus und Cassius sind die Ankläger, das entartete Zeitalter der Angeklagte und Robespierre der Richter.

Es ist begreiflich, daß Kuno Fischer den jugendlichen Schiller ganz allein auf Rousseau zurückzuführen versucht sein konnte. Aber das Leben Schiller's zeigt uns eine Befruchtung so reicher Art, seine Werke eine solche Vielseitigkeit, daß wir viele Elemente in Anschlag bringen müssen, um sein Werden uns einigermaßen zu erklären. Die Lektüre des Plutarch machte ihn „zum Zeitgenossen einer kraftvolleren, besseren Menschenart", aber man darf nicht vergessen, daß Schiller durch das anhaltende Studium Shakspere's immer wieder auf den Tummelplatz des modernen Lebens, zu dem Menschen natürlichen Maßes zurückgelenkt wurde. Lessing's Schauspiele, namentlich Emilia Galotti, waren gleichsam gelindere, wohlverstandene, ins Deutsche übersetzte Shakspere's. Da war Natur aus erster Hand, aber durch Regel gemäßigt. Nun erschien 1773 Götz von Berlichingen, Natur aus erster Hand und ohne Regel und Schranke. Man schrie: hie Shakspere, hie Original! Die Ringenden faßten unerhörten Muth für ihr Zeitalter, für deutsche Kunst. „Mein letztes Hemd, sagte Schiller später scherzend, hätte

*) Discours sur l'origine et l. fond. d. l'inegal. parmi les hommes.

ich in jenen Tagen mit Freuden hingegeben, meinen jugendlich aufstrebenden Geist zu üben."

Indem ich an so glänzenden Vorläufern unseres Dichters rasch vorübergehe, zwingt mich die düstere Gestalt eines andern zum Verweilen, welcher schon durch die lokale Nähe, durch sein kühnes und lärmendes Auftreten und sein erschütterndes Schicksal von großer Bedeutung für Schiller gewesen ist. Es ist der Danton der Sturm- und Drangperiode, Christian Daniel Schubart. Er war auf einem Wege, auf dem auch Schiller zu gehen hatte, in den Abgrund gestürzt. Nach einer ungeberdigen und planlosen Lehrzeit war der Candidatus theologiae, dem die Natur die genialsten Anlagen für Poesie, Musik, Improvisation und Darstellung ihm zum Fluche gegeben zu haben schien, zu einer Lehrerstelle und einer braven Frau in der Ulmischen Stadt Geislingen gelangt, aus deren kleindeutschen Philisterverhältnissen er sich nur durch ein wüstes Kneipenleben und besser durch seine Verehrung für dichtende Zeitgenossen, wie Klopstock, Wieland, durch Korrespondenz mit seinen literarischen Freunden, zu denen auch Balthasar Haug gehörte, zu retten wußte. Durch die Vermittelung des letztern nach Ludwigsburg gezogen, ward er hier Organist. Aber bald verschlang Karl Eugen's damalige Residenz den leichtsinnigen, vielversuchten Mann in die Strudel ihrer Vergnügungen. Seine Frau verließ ihn und kehrte zu ihren Eltern zurück. Nun wechselten reumüthige „Selbstanklagen" mit den wildesten Orgien*).

*) Strauß, Leben Schubart's I, 271.

Seine Spottgedichte und sein Betragen gegen den „Pabst Zilling" hatten seine Verweisung zur Folge. Er reiste einige Zeitlang als Klaviervirtuose, wollte in München katholisch werden und blieb, nachdem dies durch seine Antezedenzien mißglückt war, in Augsburg hängen. Hier wollte er mit seiner deutschen Chronik gegen Pfaffen und Jesuiten, gegen alle Gewalt auftreten. Einen Hut voll englischer Freiheit bat er sich in der Ankündigung des Journals aus; der Bürgermeister sagte: „Auch nicht eine Nußschale voll soll er haben." So mußte er nach Ulm übersiedeln, wo er in Miller, der 1776 seinen Siegwart herausgab, einen duldsamen Freund fand. Nun schleuderte Schubart von der Tribüne seiner Chronik Fackeln der Erleuchtung und des Brandes in das Schwabenland. Bald war er der österreichischen Regierung und der Geistlichkeit ein Dorn im Auge; allerhand kleine Stiche, wie das bekannte Epigramm:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören mußt
Tyrann zu seyn,
Da ward er ein Schulmeisterlein,

derbe Ausfälle auf den Soldatenhandel und wohl am meisten mündliche und schriftliche Spöttereien auf Franziska von Hohenheim hatten auch den Herzog von Würtemberg gereizt, welcher, vielleicht in seiner Stellung als schwäbischer Kreisoberster von Oesterreich dazu angehalten, den Dichter gründlich zu bessern beschloß. Schubart ward durch einen Oberamtmann Scholl nach Blaubeuren gelockt und auf den

Asperg in Festungshaft abgeliefert, wo er das erste Jahr seiner Gefangenschaft ohne Mittel zum Schreiben in der gewölbten Zelle eines alten Thurms schmachtete. Das war zu Anfang des Jahres 1777. Die Frau Schubart's, die sich längst wieder mit ihrem Manne vereinigt hatte, lebte im Hause des Professor Haug.

Vielleicht um das Herz des Herzogs milder zu stimmen, ließ Haug in seinem Schwäbischen Magazin Jahrg. 1777 Stück II. einen religiösen Aufsatz erscheinen, der bisher fälschlich dem jugendlichen Schiller zugeschrieben und in alle Supplemente zu Schiller's Werken übergegangen ist. Er heißt: Morgengedanken am Sonntag. Der Verfasser ist Schubart. Dies ergiebt sich aus einem Briefe von Schubart's Gattin an Miller in Ulm vom 6. März 1777, in welchem sie schreibt: „Der Morgengedanke von meinem Mann ist in das Magazin gedruckt worden.“ Ein zweiter Aufsatz dieses Titels findet sich nicht im Schwäbischen Magazin. Nur auf Schubart paßt auch die Nachschrift, welche Haug jenem Aufsatz anhängte: „Man wird diesem Gebet wohl ansehen, daß der Verfasser ein Dichter ist; man wird aber auch sehen, wie schön, wie warm, wie rührend ein Dichter beten kann, wenn es ihm Ernst ist. Verschiedene Schicksale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben ihn so geläutert, daß er nicht nur von je zu je seinen Zustand fühlte, sondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entschluß für die Wahrheit. In einer solchen Stunde hat er dieses Gebet geschrieben, eine Frucht

seiner bessern Empfindungen und Ueberzeugungen; es ist aber nur der Anfang von mehreren, die folgen sollen: er ist aber an der Fortsetzung durch ein besondres Schicksal verhindert worden.“ Dies besondre Schicksal war Schubart’s Einkerkerung.

Solch ein Ereigniß, wie letztere, mußte Schiller’s jugendliche Seele zu der Ahnung des Kampfes vorbereiten, welcher auch ihm bevorstand. Und wenn auch das bekannte Versöhnungsmanifest, welches der Herzog im nächsten Jahre von allen Kanzeln verlesen ließ, seine Bewunderung für den strengen Erzieher von neuem beleben mochte, so erfüllten die Schrecknisse von Schubart’s Schicksal seine Phantasie mit den Gestalten gewaltthätiger Fürsten. Daß er sich wie Klopstock mit dem Thema von guten und bösen Herrschern vielfach herumtrug, ist aus einem Gedicht ersichtlich, welches er im vierten Stück des Jahrgangs 1777 im Schwäbischen Magazin veröffentlichen ließ. Es heißt: „Der Eroberer“, und beginnt:

Dir, Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedursts
Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angesicht!

Alle Bilder des Weltgerichts thürmt er auf einander zur Drohung gegen den Tyrannen, von dem er mit wildem Troste weiß, daß er unsterblich ist; er mahnt ihn an den Moment, —

Wenn des Weltgerichts Wag' durch den Olympus schallt,
Dich, Verruchter, zu wägen
Zwischen Himmel und Erebus, u. s. w.

Haug schrieb: „Von einem Jüngling, der allem Ansehn nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer bei Leibe nicht dämpfen; aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metathesen — wenn einst vollends die Feile dazu kommt, so dörfte er mit der Zeit doch seinen Platz neben — einnehmen und seinem Vaterlande Ehre machen." Wahrscheinlich, meint Boas, dachte Haug hier an den gefangenen Schubart und ließ dessen Namen aus, weil es gewagt war, ihn in so ehrenvoller Weise zu nennen.

Natürlich durfte auch Schiller's Name nicht im Schwäbischen Magazin genannt werden. Aber Einigen seiner Mitelevеn konnte es nicht verborgen bleiben, wer ein so gewichtiges Lob von dem Herausgeber erntete. So abgeschlossen Schiller sich in der Anstalt hielt, weshalb er für stolz gehalten wurde, so hatte er doch auch außer Wilhelm von Hoven einige vertraute Freunde, die ihm waren, was Ebert, Gieseke, Hagedorn ihrem Klopstock. Es bildete sich ein Dichterbund, wie zwischen Voß, Hölty, Hahn und Boie, freilich ohne die Mondscheinnächte im Freien, aber mit all der Leidenschaft und gegenseitigen zärtlichen Bewunderung, die in Klopstock's Oden athmet. Da war Georg Friedrich Scharffenstein, ein Elsässer, Sohn eines Goldschmieds, von dem Schiller in der Charakteristik seiner Mitschüler sagte: „Er ist die Zuflucht seiner Freunde; durch

Dienstfertigkeit, Redlichkeit, Treue weiß er sich ihnen gefällig und werth zu machen." Er wurde Soldat und hatte das Zeug dazu. Er hatte einen scharfen Blick und ein festes Benehmen. Einmal hatte er Gelegenheit, dieses feste Benehmen gegen den Intendanten zu beweisen. Schiller besang es in einer Ode, „die er für sein Meisterstück hielt." „Von dieser Epoque an, erzählt Scharffenstein, datirt sich unser intimer Anschluß und der völlige Wechsel unseres Innersten. Diese Freundschaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenstand seiner Lieder, wobei, wie ich mich dunkel erinnere und jetzo urtheile, die natürliche ungeduldige Gluth des Herzens wenig poetische Bearbeitung zuließ." Scharffenstein wußte, wie es Umworbenen zu gehn pflegt, „diese ungeduldige Gluth" nicht nach ihrem vollen, zarten Werth zu schätzen. Er liebte in Schiller's Gedichten „das starke, mit den Konventionen bereits in Fehde begriffene Gemüth." Aber er hatte die ganze Schonungslosigkeit einer plastischen Natur. Er hatte Neigung zur Malerei. Seine Beobachtungen sind genau, aber kleinlich und äußerlich. Das beweisen seine Beschreibungen von Schiller's Gestalt. Doch war er ein liebefähiges, ja ein liebebedürftiges Herz, wie wir in der Folge erfahren werden. Seine biographischen Aufzeichnungen über Schiller sind bei aller derben Anschaulichkeit und soldatischen Laune ein wenig anspruchsvoll. Er starb als Generallieutenant und Gouverneur von Ulm.

Außer Scharffenstein gehörte zu dem Bunde Joh.

Wilhelm Petersen aus Bergzabern in Pfalz Zweibrücken. Die erwähnte Mitschülerzensur nennt ihn einen lieb- und hülfreichen Freund, dessen Aufrichtigkeit ihn zum Rathgeber seiner Mitbrüder mache, einen begabten tüchtigen Menschen. Er neige sich zur Philosophie. Liebte Schiller in Scharfenstein die Kraftäußerung mit „ungeduldiger Gluth", so achtete er Petersen's Urtheil und hing treu an dem bei poetischem Streben anspruchslosen Gesellen. Es ist bezeichnend für Petersen, daß er dem vielbesungenen Konradin von Schwaben seine Begeisterung in einem Heldengedicht darbrachte, das niemals gedruckt wurde. Sein Werk über die Nationalneigung der Deutschen zum Trunk ruhte auf der Grundlage einer starken Privatneigung des Verfassers zu einem guten Glase, die in späteren Jahren folgendes Epigramm von Haug jun. veranlaßte:

Er hat zu seinem Symbolum
Das Wort sich aus der Passion
„Mich dürstet!" auserseh'n,
Und hält nach eignen Proben
Den Vers für unterschoben:
„Laß diesen Kelch vorübergehn"

Er starb als Bibliothekar zu Stuttgart. Seine Aufzeichnungen über Schiller sind zum Theil recht äußerlich und lückenhaft.

Wilhelm von Hoven war natürlich eine Hauptsäule des Ordens, der durch die Gefahren des Geheimnisses eine erhöhte Festigkeit und einen romantischen Reiz gewann. Denn so sehr der Herzog die Künste schätzte, welche er selbst in

seinem Institute pflegte, so wenig duldete er eine Kunst, wofür er kein Atelier gründen konnte. Die poetischen Werke gehörten darum wie die Butterbrezeln zu den „Sünden", die nur eine verwegene Kontrebande einzuschmuggeln wagte. Als Schiller einige Bände der Wieland'schen Shakspere-übersetzung durch Abtreten seiner Lieblingsgerichte von Hoven eingetauscht hatte, verschwand dieser Schatz plötzlich aus seinem Bücherschrank; man hatte den Shakspere, die Histoire de Gènes und einiges Andere mit Beschlag belegt. Indessen hatten vier Bücherschränke mehr Platz, als einer, und vier Köpfe mehr Listen, als der des Herrn Nieß. Der „Siegwart" drang in die klösterlichen Mauern ein. Wieland's Agathon und Siegwart finden sich unter den am häufigsten konfiszirten Büchern in den Annalen der Akademie. Schiller träumte, schwärmte mit ganz Deutschland. Er weilte einsam am vergitterten Fenster, über seinen Lilien, die er in Scherben zog. Freilich ein arger Abfall vom ritterlichen Götz, Scharffenstein's Liebling, der sie auf ihren seltenen Spaziergängen begleitete. Und er gehörte auch in die freie Natur, in deutsche Wälder und Berge, an kühle, krystallklare Bergquellen, wo der träumende und sehnsüchtige Bruder Martin nur als Gast erscheint und Götzen um seine Freiheit beneidet. Das junge Deutschland von damals war solch ein kranker Bruder Martin, der freilich für die Weisung aufs andere Leben schon nicht mehr gerne seiner Jugend Freuden hingeben wollte. Die junge Welt gefiel sich in der Rolle des Hamlet, wo sie melancholisch hinschmilzt.

Geh in ein Kloster! sagte man unter der Last eines ungeheuren Schmerzes, damit die Ophelien sagen sollten: o welch ein edler Geist ist hier zerstört! Die sehnsuchtsvolle, unsagbar liebende und unsäglich unglückliche, und etwas eitle Jugend fand in der Gestalt des biedern Götz noch keine Löschung für den tiefen, fieberheißen Seelendurst.

Da schrieb Goethe den Werther. Er schaffte sich mit dem Roman die Zeitkrankheit vom Halse. Was ihm Arznei ward, ward Andern zum berauschenden Gift. Alles weinte, jauchzte, zitterte. Der Werther war ein Todesstoß für die sentimentalischen Dichter, für die Klopstock's und Haller's, so sehr Klopstock darin gefeiert war. Er war ein unwiderstehlicher Angriff auf die damaligen Dramatiker, ja auf Lessing, der bis zu diesem Riesengrad das innere Leben des Menschen nicht erschöpfen konnte. Lessing hatte nie die Krankheit getheilt, und in der Literatur kann nur ein Arzt, der selber krank war, die Krankheit heilen.

Aber wie mußte solch ein Werk auf unsern Bund und auf Schiller wirken! Sie lasen, sie verschlangen es und — sie wollten auch einen Werther schreiben. Es blieb beim Plan. Schiller hat sich später die Natur dieser Eindrücke klar gemacht. Hier war ein durch und durch sentimentalischer Charakter von einem naiven Dichter mit aller Gluth, mit aller Freiheit von dieser Gluth, dargestellt. „Schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist, endlich die düstere, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt" —

kurz der ganze Zündstoff der Gefühle war hier mit so unerhörter sinnlicher Kraft in Flammen gesetzt, wie es nur der vollen Sicherheit des Dichters möglich war. Werther, „in seiner Unmöglichkeit, sich aus einem solchen Kreise zu retten", war so rund herausgearbeitet, wie eine dramatische Person, die nur in Szene gesetzt zu werden brauchte.

Schiller brannte auf einen Stoff. In jedem Selbstmord suchte man Werther'sche Motive. Da las er eines Tages in einem Zeitungsblatt die Nachricht vom Selbstmord eines Studenten. Er schrieb darauf los. Mit erster Herzenswärme warf er Szene für Szene hin. Aber — das Ganze genügte ihm nicht, es ward vernichtet. Der Student von Nassau blieb nur eine halb scherzhafte, halb frohe und stolze Erinnerung des Verfassers. War es vielleicht ein dramatischer Werther? — Er war noch nicht reif, dem Jahrhundert seine Regungen zu erklären, seinen Spiegel vorzuhalten. Und es war ihm bestimmt, der Tugend ihr Bild, dem Laster seine Züge zu geben, aus seiner vollen Menschenbrust, aus eben der Machtvollkommenheit von Gottes Gnaden, wie sie Goethe beschieden war.

Noch riß ihn seine eigenste Natur immer wieder „hoch in der Lüfte Meer". Der Bund mußte ja den Ossiansrausch absolviren. Hoven und Petersen übersetzten den Barden und griffen Schiller's englischen Sprachkenntnissen unter die Arme. Schiller rezitirte ihnen dafür mit der ganzen Wonne des Pathos die vollen melodischen Klänge: „Einsamkeit herrscht am Strande, wo sich die Woge bricht".

Er behielt noch lange eine Vorliebe für diese Kinder von Nebel und Macpherson. Er findet auch später im Ossian ächt dichterische Klage. „Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgemeinen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild der Unvergänglichkeit zu finden."

So erfüllt sich unser Held allmählich mit dem poetischen Inhalt der Zeit. Er besingt die Natur, Gott, seine Freunde in feurigen Oden. Die elegischen Gedichte, die seinem liebebedürftigen, zart gewissenhaften Herzen vielleicht ebenso entsprechend waren, erhält er in allen Gestalten von außen zugetragen. Diese Rolle, sieht er, ist bereits vergeben. Er greift immer tiefer in seine Brust, er sieht prüfender auf seine Genossen. Dazu verhalf ihm gewiß nicht am wenigsten Einer, der hier an seiner Stelle steht. Man vergesse nicht, daß Professor Abel den Shakspere besaß und daß Schiller, wenn sein eignes Exemplar konfiszirt wurde, von seinem freundlichen Lehrer zum Behuf seiner psychologischen Studien ein andres erhalten konnte.

V.

In der Schule von Sturm und Drang.

Schiller leitet in der Ankündigung der rheinischen Thalia die Auswüchse in den Räubern aus seinem Mangel an Menschenkenntniß her. Diesen Mangel giebt er der Akademie Schuld. Die Anklagen sind sehr verzeihlich. Aber sie dürfen uns darum noch nicht zu Führern dienen. Die Vierhundert, welche ihn umgaben, waren nicht so sehr „ein einziges Geschöpf", wie er nachmals behauptet. In ruhigerer Stimmung machte er entweder weit bescheidenere Ansprüche, oder so ungemessene, daß sie in Deutschland überhaupt nicht zu erfüllen waren. So schreibt er 1788 an Wilhelm von Wolzogen: „Haben Sie sich auch gefragt, ob es Ihnen darin nicht geht, wie Vielen und wie es mir selbst oft gegangen ist, daß Sie nur da nicht gerne sind, wo Sie sein müssen?" Und an Goethe schreibt er im Anfang ihrer Freundschaft: „In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innre bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von Innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde."

Goethe von mangelhaften Gestalten umringt! Merck, Lavater, Lerse, Basedow, Fritz Jacobi und Herder, mangelhafte Gestalten! Nach diesem Maßstabe war allerdings die ganze Akademie eine einzige mangelhafte Gestalt*). Aber nach dem billigeren Maßstabe deutscher Verhältnisse gemessen, war sie ein reicher Sammelplatz der verschiedensten Persönlichkeiten. Da gab es Zöglinge aus Deutschland, Frankreich, Italien, der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Rußland, England, ja selbst aus Ostindien. Dies gab Anlaß zu vielseitigem Verkehr. Keine Landsmannschaften, wie auf andern Universitäten, hemmten die freieste Berührung. Unbekannt mit der Verschiedenheit der Stände, unbekannt mit den Vorzügen, welche man den Adeligen vor den Bürgerlichen, dem Gelehrten vor dem Künstler damals einzuräumen pflegte, brachten die Zöglinge diese Ideen der Unabhängigkeit und Gleichheit ins gesellige Leben mit. Die Akademie war eine Schule der Freiheit und des praktischen Verkehrs; und es ist die Frage, ob Schiller, so hart ihm auch später in bittern Stunden diese Schule erschien, bei einer andern Erziehung jene Eigenschaften erlangt hätte, die ihn dem deutschen Volke vor Allem theuer gemacht haben. Die Akademisten wurden zu Weltbürgern erzogen, sie betrugen sich in der Folge als solche, wo sie hinkamen, und standen, wie ihr Stifter, in dieser Beziehung über dem Zeitalter.

---

*) Schiller hat später die Akademie nach ihrem vollen Werthe gewürdigt Briefwechsel mit Körner III, 165.

Eine in ihrer Art so einzige Anstalt ward darum der Gegenstand allgemeinster Neugierde. Sie lockte viele Besuche herbei, darunter einen, der für Schiller's Phantasie eine ganze Gallerie berühmter Männer aufwog. Es war der Stürmer und Dränger auf dem Throne, es war Joseph der Zweite. Im April 1777 reiste der Kaiser unter dem Namen eines Grafen Falkenstein nach Paris. Er wollte nur einen Tag in Stuttgart verweilen, allein die Akademie interessirte ihn so sehr, daß er seinen Aufenthalt um zwei Tage verlängerte. Er besah Alles auf's Genaueste, erkundigte sich nach der Einrichtung der Anstalt in ihren kleinsten Details, wohnte mehreren Vorlesungen mit größter Aufmerksamkeit bei und bezeigte dem Herzog unter vielen Lobeserhebungen sein Wohlgefallen. Neben dem stattlichen Herzog stellte der Kaiser nicht sonderlich viel vor; aber seine Einfachheit, fern von aller Affektation, seine Herablassung und Leutseligkeit, sein Verstand, der aus Allem, was er sprach, hervorleuchtete, zogen um so mehr an und machten den Zöglingen seinen Besuch unvergeßlich.

Die Anschauung einer solchen Gestalt in jugendlichem Alter, welch' eine Studie für historische Charaktere! Welch eine Aufforderung für die glühendste Freiheitsliebe, in Bewunderung umzuschmelzen! Die ganz eigenthümliche Mischung von sittlicher Scheu und wilder Kraftäußerung, welche Schiller's Charakter bezeichnet, traf aufs Eigenthümlichste mit der ganzen Zeit und den politischen Verhältnissen in Deutschland zusammen.

Während in Frankreich das Geschwür der Zeit sich immer mehr zu einem politisch kirchlichen Ausbruch zusammenzog, trat in Deutschland die literarische Revolution zu Anfang der siebziger Jahre bereits in ihre Konvent=Epoche. Mit Götz und Werther ist die Regel entthront, die Empfindsamkeit kehrt ihre andre Seite, die wüthendste Leidenschaftlichkeit heraus. Die Jugend besteigt die Tribüne. Die ruhig beweisenden Stimmen werden überschrieen, Parolen werden ausgegeben: Handlung, Kraft, Leidenschaft, Volksthümlichkeit und Natur um jeden Preis. Das geistliche Epos wird in den Winkel gestellt, Volkslied, Ballade, Familiendrama und dramatisirte Geschichte nehmen die ganze Breite der literarischen Bühne ein. Der fromme Inhalt schützt kein Gedicht mehr vor der Verdammung, während ein Titel wie „Sturm und Drang", wiewohl er einem mittelmäßigen Klinger'schen Stücke angehörte, Klang genug hatte, der ganzen Periode ihren Namen zu geben. Und in Wahrheit, es war damals ein Sturm der Gefühle und ein Drang nach Thaten in der deutschen Jugend, der die im geistlichen Gebiete stehen gebliebene Reformation wieder aufnehmen und im bürgerlichen Leben wie in der Wissenschaft und Poesie bis zum Ende durchführen zu wollen schien. Die Aufklärungsideen hatten von England nach Frankreich hinübergeschlagen, in beiden Ländern sprach die Literatur zum Volke, so weit es lesen konnte, aber diese Ideen gewannen in beiden Ländern mehr eine zweckmäßige, mehr aufs Handeln hinweisende, als eine künstlerische, den ganzen Menschen ergreifende Gestaltung.

Der deutsche Genius, als ihm die natürlichen Ansprüche des Menschen durch Rousseau, ein bestechender Zweifel durch Voltaire, eine sich ermannende Selbsterkenntniß durch Lessing, eine neue Welt voll handelnder Menschen im Shakspere ausgebreitet wurden, griff nach Allem, versenkte sich in Jedes, fing an, sich zu berauschen, vergaß die Leiden der wirklichen Welt und empfand, wenn auch nur dunkel, daß, ehe nicht das Leben von der Persönlichkeit aus sich anders gestalte, eine Staatsumwälzung nichts nützen könne.

Die Zweiseitigkeit der politischen Zustände kam diesem eigenthümlichen Ueberspannen und Einschränken der Persönlichkeiten sehr entgegen und erzeugte ein literarisches Schauspiel, das der menschliche Geist nie zuvor in dieser Energie aufgeführt hat und wahrscheinlich niemals wieder aufführen wird. Diese Zweiseitigkeit unsrer politischen Zustände ist für die Erklärung der Sturm= und Drangperiode höchst bedeutsam.

Neben dem launenvollen, verschwenderischen, von Maitressen und kostspieligen Liebhabereien beherrschten System, das nach Versailler Vorbildern in die meisten deutschen Regierungen eingedrungen war und wovon wir in Würtemberg ein so frappantes Beispiel sahen, hatte die Mehrzahl der protestantischen Staaten die Kräfte des Landes geweckt. Friedrich der Große wurde, nach einem trefflichen Worte Häusser's, zum Schaden der Mittelmäßigkeit der populäre Maßstab königlichen Werthes und Verdienstes. In Oestreich rang Kaiser Joseph vergebens gegen den Einfluß der Ari=

stokratie und der Geistlichkeit. Dagegen zählte Preußen eine Reihe von bürgerlichen Ministern. Hier spornte man das Volk zur thätigen Arbeit an, während man es anderwärts in plattem Sinnengenuß oder Armuth verkommen ließ. Die protestantischen Staaten gestatteten dem geistigen Leben, das man anderwärts niederdrückte, freien Spielraum genug, um die Ausbildung einer selbständig nationalen Kultur zu ermöglichen, sie ließen Jeden nach seiner Façon selig werden und zogen alle gedrückten und verfolgten Elemente, die brauchbar und arbeitsam waren, an sich heran, während man sie anderwärts in pfäffischer Verstocktheit ausstieß oder verfolgte.

Diese Erscheinungen, woran „die gute alte Zeit" reich war, mußten ebenso sehr die Revolution auf dem literarischen Felde beschleunigen, als von dem Staatsgebiet in die Gesellschaft und vor Allem in die Persönlichkeit zurückdrängen. „Nicht gerade eine Veränderung wünschten die Massen, aber das Bestehende war ihnen verletzend, mitunter verächtlich geworden, alles Alte in Ungunst gerathen. Unbestimmtes Sehnen nach einem unbekannten Neuen hatte bereits das Innerste des Familienlebens ergriffen, das Band der Verehrung, wodurch noch vor kurzen Jahren die Jugend dem reifen Alter, der Unterthan dem Herrscher verbunden, gelockert." Goethe schildert diese Stimmung mit etwas abgeblaßten Farben folgendermaßen: „Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und da gerade nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Druck

befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte. Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehn erregt und sich ehrwürdig gemacht. Für Deutschland fast noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavater's gegen den Landvogt gewesen.... Die Zeit war nahe, wo der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte."

Dieses erregbare deutsche Herz, voll Mitleid für alle Unterdrückten, voll Gluth für alles Große und Schöne, voll sittlicher Scheu vor einer verfrühten That, war ganz dazu gemacht, sein Feuer in derjenigen Kunstgattung auszuglühen, welche die Persönlichkeit in ihrem innersten Marke trifft, im Drama. Zudem waren die Sinne der Nation geschärft, das Bewußtsein neu belebt. — Wieland hatte an Leichtigkeit und Eleganz die Sprache der Franzosen erreicht und die höheren Stände erobert, Klopstock hatte ein wenn auch künstliches Vaterlandsgefühl geweckt und gleichzeitig der geistlichen Harfe, der Telyn der Barden und der Lyra der Griechen und Römer freie, kühne Weisen entlockt, Winkelmann hatte das Auge an einfachen, großen Formen gebildet, Lessing den innern Sinn durch die feinste Kritik gereinigt, Herder das Ohr für die freie Führung der Volksmelodie gewonnen, und wenn auch nur Wenige in solcher Originalität, wie Goethe und etwa Bürger, diese Schule benutzen

konnten, so waren doch Alle darin einig, daß die Kunst ein Genie, eine Persönlichkeit, dichterisch vom Wirbel bis zur Zehe erfordere, die unbekümmert um den Lohn der Welt, wie ein Wesen aus einer höheren Sphäre zu erscheinen, ihre Weisen zu spielen und nur den Einflüsterungen des Dämons zu gehorchen habe. Ganz im Gegensatz zu der bisherigen Ansicht verlangte man vor Allem vom Dichter, daß er ein „ganzer Kerl" sei. Viele nahmen daher solch ein Wesen äußerlich an, im Leben sprang man über alle Form hinweg, wie z. B. die Stollberge, welche am hellen Tage vor den Augen des Volks in den Schweizer Seen badeten, bis die Steinwürfe der Gassenbuben sie von ihrer genialen Nacktheit heilten.

In den Schriften bildete sich ein eigenthümlich derber, halb cynischer, halb dithyrambischer Styl aus, der weit über die Art hinausging, wie Lessing von der Leber weg zu reden pflegte. Der Gang ward zum Sprung, das Komma zum Ausrufungszeichen, der Gedanke oft zum Gedankenstrich, die Prosa zur Poesie und die Poesie oft zum Wahnsinn. Eine wahre Produktionsraserei ergriff die Nation; selbst so nüchterne Köpfe, wie Merck und Knebel, wurden davon angesteckt. Wer nicht singen konnte, rezensirte und kritisirte.

Es ist nöthig, sich dieses Babel von Stimmen recht zu vergegenwärtigen, um zu begreifen, was dazu gehörte, daß Schiller's Auftreten durchschlug und daß er der eigentliche Meister der losgelassenen Dämonen wurde, der Führer in das Land des Maßes und einer allgemeineren, ja, wie

er wollte, volkserziehenden Kunstbildung. Zuerst war sein Naturell in Zartheit und Gewaltsamkeit für eine solche Führerschaft wie geschaffen. Er machte nicht blos die Mode mit, wie Andere. Die Wahrhaftigkeit seiner Muse, das Mark eines unendlich liebefähigen Herzens, aus dem seine Darstellungskraft täglich neue Nahrung sog, fehlte allen Andern. Er liebte die Freiheit nicht, weil er selbst es besser haben wollte, oder wegen ihrer theatralischen Drapirung, sondern weil er die Menschheit glücklich, vollkommen, schön wissen wollte. Diese Forderung ward seine Leidenschaft, sie war der Kern seiner Reflexion, sie ist immer der ideelle Hintergrund seiner Kunstschöpfungen geblieben. (Daher schon in seinen ersten Dramen das strenge Gericht über seine Helden.)

Solche Ideale aber nimmt man nicht ganz aus sich selbst. Sie sind die Erbschaft, welche die großen erziehenden Geister der Menschheit dem Einzelnen hinterlassen. Es ist immer lehrreich, zu verfolgen, wie der Genius diese Erbschaft aufnimmt und verwendet. Leider ist es nicht festzustellen, in welcher Reihenfolge Schiller mit den kritischen und philosophischen Größen bekannt wurde. Ob er im Spinoza schon jetzt blätterte, ja ob er Plato und Aristoteles nur überhaupt las, ist nicht zu ermitteln, trotzdem sich in einigen Gedichten der folgenden Jahre platonische Ideen finden. Er scheint mehr durch Vermittlung der psychologischen Vorlesungen Abels, der Popularphilosophen Mendelssohn, Sulzer und Anderer, besonders auch durch Lessing's und Herder's kritische Schriften seine Ueberzeugungen befestigt zu haben.

Eine höchst bedeutende Anregung aber empfing er durch Ferguson's Moralphilosophie und Garve's Anmerkungen dazu. Aus Schiller's ersten philosophischen Versuchen noch mehr, als aus dieser ausdrücklichen biographischen Notiz, läßt sich erkennen, daß in gleicher Stärke, wie Haller auf seine physiologischen Ansichten Einfluß hatte, die sogenannte schottische Schule und ihr verklärteres Urbild, Shaftesbury, auf seine philosophischen wirkte. Das Wesen der Moralphilosophie war: die Sittlichkeit nicht aus der Religion, sondern aus der Natur des Menschen herzuleiten. Sie war die andere Seite des Deismus. Indem die Vermittlung Christi' zur Erlösung von der Sünde wegfiel, mußte ein Ersatz im Wesen des Menschen selbst gesucht werden. Dieses Wesen wurde von Shaftesbury so ideell wie möglich gefaßt. Er leitete zu einer sittlichen Vervollkommnung und Reinigung durch die Reinigung und Vervollkommnung des Schönheitsgefühls. Die Schöpfung als ein vollkommenes Kunstwerk anschaun war ihm das höchste Glück. Jeder sucht glücklich zu sein, und so wird jeder dieses Anschaun suchen. Aber dies geschieht nicht, ohne daß er zugleich durch das Anschaun des Vollkommenen gut werde.

Man wird diesen Sätzen in der weiteren Entwickelung Schiller's noch lange wiederbegegnen. Ja, er fand sich später mit Herder's Anschauung vom Universum auf demselben Wege, welchen der letztere von Shaftesbury aus gegangen war. *)

---

*) Vgl. Briefwechsel mit Körner I, 126.

Die Ansicht von der Natur des Menschen modifizirt sich bei der schottischen Schule zwar, indem sie mehr zweckmäßig, verständig oder selbst materialistisch wird. Aber in Schiller's ideeller Seele bleibt wesentlich ihre verklärtere Form haften, und die materialistische Ansicht giebt er sehr bald im Franz Moor dem Abscheu Preis.

Es ist bezeichnend für die mittlere Stellung der Stürmer und Dränger, daß ihre Hauptführer zwar das Christenthum fallen lassen, aber nicht zu der radikalen Gestalt der Aufklärung fortschreiten, die sie in Frankreich durch den Materialismus von Holbach und Robinet annahm. So viel ist wohl gewiß, mit dem dogmatischen Christenthum Schiller's war es bereits vorbei. Er behielt eine ästhetische und geschichtliche Würdigung auch seiner kirchlichen Formen und die zarteste Schonung für Gläubige; aber wer glaubt, daß er zu gleicher Zeit Deist oder später Kantianer und dabei verhüllter Christ geblieben sei, der befindet sich im Irrthum.

An die Stelle seines christlichen Glaubens trat die schöne Sittlichkeit. Er empfing somit sein konservatives Ideal von England, aus germanischem Boden. Sein revolutionäres Ideal empfing er von Frankreich, und zwar unmittelbar aus Rousseau's Schriften. „Auf seine Freiheit Verzicht thun, heißt Verzicht thun darauf, daß man ein Mensch ist. Nicht frei zu sein, ist daher eine Verzichtleistung auf seine Menschenrechte, selbst auf seine Pflichten.“ Diese Sätze des contrat social standen mit Flammenschrift in sei-

ner Seele. All den glühenden Haß gegen Pfaffenthum, Aberglauben, Verworfenheit der Gesinnung, das Prassen und Schwelgen bei öffentlichem Elend, gegen das Heer der kleinen Tyrannen und Müßiggänger, all diese Indignation, wie sie in dem nicht reformirten und despotischen Frankreich grollte und in den romanischen Staaten Deutschlands ihre reichliche Nahrung erhielt, durchbebt die ersten vier Dramen Schiller's mit derselben Gewalt, die später im französischen Konvent donnerte und guillotinirte.

Es ist erlaubt, schon hier zu erwähnen, daß Schiller's erste Dramen gerade in Frankreich und England ein lautes Echo fanden. Diese Sittlichkeits- und Freiheitsideale, ursprünglich ein und dasselbe, aber als Grundsäulen des Lebens, wie seines dramatischen Abbildes, immer zwiefacher Gestalt, fanden in Schiller's Seele den fruchtbarsten Boden. Das Naturell unseres Dichters hielt fest und war weich genug, um Wurzeln zu bilden. Seine Phantasie war von der höchsten Aneignungskraft. Die Sagen von der jüngsten Vergangenheit Würtemberg's, manches schreckliche Beispiel der Gegenwart, das ganze „Dinten kleckſende Säculum" stellte er sich zu einer Welt zusammen, die von der besten himmelweit entfernt war, und maß dieses widrige Geschöpf seiner Einbildungskraft an den Gestalten seines Plutarch und an seinem Urbild der vollkommenen Welt. Weder in Frankreich noch in England konnte ein Dichter erstehen, der die sittlichen Ideale der neuen Zeit künstlerisch gestaltete. Im erstern Lande stand man der Gährung zu nah, im

zweiten zu fern. Dies war allein in Deutschland möglich, Schiller ward dieser Dichter.

Eins springt hier sogleich dem Beobachter entgegen: die leidenschaftliche Hingebung, welche er seinen Eltern, seinem Lehrer, seinen Freunden, ja selbst dem Herzog bewies, hatte er seinem Stoffe gegenüber. Er machte ihn ganz zu seinem Erlebniß und konnte zum Gott des Zornes und zum Eroberer so glühend sprechen, wie andere Dichter nur zu ihren Geliebten. Ja, sein Jugendfreund Petersen behauptet sogar, daß diese Hingebung Schiller zum Dichter machte. Er rang lange um die Gunst der Muse, und da er sie nicht erhielt, um die Gunst der Natur. Auch diese war der Stein Pygmalions für ihn. Seiner „Flammentriebe" bedurfte es, bis die Stumme eine Sprache fand, bis sie ihm „wiedergab den Kuß der Liebe" und seines Herzens Klang verstand!

„Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall.
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall."

Petersen giebt folgenden prosaischen Kommentar zu diesen Worten: „Man wähne ja nicht, daß Schiller's frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen immer strömenden Einbildungskraft oder gleichsam Einlispelungen einer freundlichen Muse gewesen seien. Mit nichten. Erst nach langem Einsammeln und Aufschichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorstellungen, angestellter Beobachtungen,

erst nach vielen Bilderjagden und den mannichfaltigsten Schwängerungen seines Geistes, erst nach vielen mißlungenen und vernichteten Versuchen hob er sich etwa im Jahre 1777 so weit, daß scharfsichtige Prüfer mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen, als aus größeren Arbeiten den bedeutenden künftigen Dichter in ihm ahnten, so wie er auch selbst nicht früher als um diese Zeit sich der Inwohnung und schaffenden Wirkung des Dichtergeistes gewiß wurde."

Diejenigen, welche, nach Lessing's Vorgang, den Nichtdichter mehr in der Art des Schaffens als im Erfolge suchen, werden somit auch Schiller zu den Nichtdichtern stellen. Aber es ist etwas Anderes um das Fabriziren von Versen und um das Ringen nach einem zu hoch gesteckten Ideal. Schiller machte dieses Ringen bei jeder ernsteren Produktion durch. Unter Stampfen, Schnauben und Brausen brachte er seine Gedanken zu Papier, „eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo während seiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat. Mehr als hundert Male, erzählt Petersen, haben Schiller's Bekannte diese Erscheinung an ihm beobachtet, und völlig wahr ist folgende kleine Geschichte: Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer besuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als Schiller'n einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken, des noch lebenden Hofmusikus R. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, gerieth er dich-

tend in solche brausende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnsinn und Tobsucht verfallen sein.“ Auch in späteren Jahren behielt er eine ähnliche körperliche Unruhe. Er verwandelte sich recht eigentlich in Rhythmus. Das war das rechte Naturell für Sturm und Drang.

Wenn Petersen anführt, daß Pope und Hugo von Groot und viele Andere in ihrem achten und zwölften Jahre bessere Gedichte lieferten, als Schiller in seinem sechszehnten und siebzehnten, so fehlte jenen eben die ungeduldige Gluth des Herzens, die die Hauptsache, den Karton, ins Auge faßte. Wer nicht im Stande ist, sich zur Beurtheilung großer Linien oder bei der Anerkennung eines glühenden Kolorits zur Duldung von inkorrekter Zeichnung, von kühnen Fehlern zu erheben, wird auch jetzt nicht die Bewunderung begreifen, welche Schiller's erste Werke begleitete, und die sie noch jetzt verdienen.

Schiller wurde um diese Zeit seiner Dichterkraft inne. Er fing an, sich an Anderen zu messen. Klopstock's Autorität wurde abgeworfen. Er durchstrich in seinem Exemplar die Ode an die Genesung. Er meinte, hier sei nichts herauszulesen, als: wär' ich nicht genesen, so wär' ich gestorben und hätte die Messiade nicht vollenden können. In der Ode „mein Vaterland“ strich er Alles aus, was auf die Worte folgt: „ich liebe dich, mein Vaterland“. Aber er verwarf nicht etwa nach der Art der Jugend den einen Götzen, um ihn morgen mit einem andern zu vertauschen.

Die Elegie an Ebert, Bardale, die frühen Gräber, die Sommernacht, der Zürcher See blieben ihm immer theuer.

So wuchs dieses Naturell dem Charakter der Epoche und derjenigen Kunstgattung zu, die ihn am vollsten aussprach, dem Drama. Dieses quoll in Hunderten von Studien aus dem Boden der Zeit. Es stand ganz unter dem Einfluß der englischen Schule und nahm, je nachdem es sich mehr an die Begebenheit oder an die Leidenschaft anlehnte, zwei verschiedene Grundformen an. Die Vorbilder waren Götz von Berlichingen oder Emilia Galotti. Aeußerlich stellten sich diese Dramen nach Schink's Beschreibung ungeheuerlich genug dar: „Jetzt muß in einem Drama, wenn es dem Publikum behagen soll, alle Augenblicke ein Vorhang aufrollen, bald ein Schloß, bald eine Bauernstube, bald ein Gefängniß, bald eine Landstraße, bald ein Feldlager produziren. Entweder will man Kampf= oder Ritterspiele, in denen die Helden sich die Köpfe blutig schlagen, Blutschande, Ehebruch und alle mögliche Gräuel treiben, die Pfalzgrafen, Herzoge und Könige eine Sprache reden, als ob sie in der Schenke groß geworden wären, und sich geberden, als ob sie eben aus dem Stalle kämen; oder man will Ohnmachten, Fluch und Segen, Verzweiflung und laut wiehernde Freude, tragischen Bombast oder Burleskenspaß in ein und demselben Stücke."

Geschichts= und Leidenschaftstragödie, politisches und Familien=Drama waren die Pole, zwischen welchen die Zeit schwankte. So unbequem sie dem Theaterdirigenten sein

mochten, so achtungswerth sind diese Anfänge. Und es ist mehr als ein Kompliment, wenn Schiller im Jahre 1803 an seinen Schwager Wolzogen nach Petersburg schrieb: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor fünfundzwanzig Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich." Solch ein Ausspruch giebt dem Biographen wohl das Recht, Klinger's damaliger Bedeutung zu gedenken. Von Lessing war es nicht zu verlangen, daß er Klinger's Anfänge würdigte. Aber Goethe sagt von ihm: „In seinen Produktionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben, u. s. w." Dieses Urtheil bezieht sich mit auf Klinger's Romane, welche einer späteren Zeit angehören. Aber wenn man etwa seinen Konradin von Schwaben liest, so wird man diesen Ausspruch mit Befriedigung bestätigt finden. Als Zögling Rousseau's, dessen Emil sein Haupt- und Grundbuch war, stand er freilich mit seinem kräftig politischen Sinn weit über dem engherzig bürgerlichen Interesse der Zeit. Und seine Familientragödien, so sehr er die Nachtseite der menschlichen Natur darin zeichnet, sind bei aller Wildheit und, man möchte sagen,

weißglühender Leidenschaft, trotz ihres verbissenen Hasses und ihrer haarsträubenden Situationen von einem Maß in den äußern Mitteln, daß er von den beiden genannten herrschenden Richtungen des Drama's mehr in der Schule der Emilia Galotti als in der vom Götz von Berlichingen zu suchen ist. Er hat neben Lessing und Goethe wohl eine selbstständige Stellung zu beanspruchen. Alle drei stehen in der Nachahmung Shakspere's. Klinger ist theatralischer, als Goethe im Götz, seine Szenen brechen nicht ohne Durchführung ab, aber seine Kompositionen sind nicht halb so konsequent als Lessing's, und in seinen Charakteren erreicht er weder die Naturwahrheit des Einen noch des Andern. Aber ein Hauptgesetz des Drama's, die Bildung von schroffen Gegensätzen, von einem Kampf auf Leben und Tod, hat er immer erfüllt. Man muß etwa die Zwillinge, Otto, das leidende Weib, von ihm lesen, um die kühne Durchfahrt ganz zu würdigen, die Schiller nach solchem Entdecker zu seinem eigenen Drama hin auffand.

Es ist bezeichnend für den Geschmack jener Zeit, daß, als die Hamburger Theaterdirektion 1775 auf Bode's Anregung einen Preis auf ein bestes Trauerspiel ausschrieb, drei Stücke eingesendet wurden, welche das Thema des Brudermordes behandelten*). Darunter waren Klinger's „Zwillinge" und „Julius von Tarent" von Leisewitz. Beide

---

*) Der Preis wurde nicht auf ein Stück über Brudermord ausgesetzt. Vgl. Koberstein, vierte Auflage II, 1494.

Dramen spielen in Italien, dem Lande, wohin man gern die wildesten Geburten der Phantasie verlegte. Beide haben in der Komposition, sogar in der Diktion einige Aehnlichkeit. Thatendrang und Ruhmbegier, großgesogen an den Gestalten Plutarchs, leben kraftvoll in beiden. Zwei Brüder, unähnlich an Charakter, wenn auch nicht so weit entgegengesetzt, wie Karl und Franz Moor, lieben ein und dasselbe Mädchen, der Jüngere ermordet den Aelteren, und der Vater tödtet richtend mit eigener Hand den Mörder. So viel haben beide Stücke gemein. Das Klinger'sche läßt die Brüder Zwillinge sein. Es gewann den Preis. Schiller hielt es immer in Ehren. Aber Lessing zeichnete Julius von Tarent mit seinem liebenswürdigsten Lobe aus, und Schiller entschied trotz seiner Vorliebe für Klinger nach derselben Seite. Er kannte und verglich ohne Zweifel das Klinger'sche Werk mit Julius von Tarent, und er begrüßte in Leisewitz den ihm verwandteren Geist. Und in der That, kein Werk der Zeit hat so nachhaltig auf ihn gewirkt. Da war bei aller Regelmäßigkeit der Komposition, die nun einmal dem rhythmischen Geiste Schiller's wohlthat, eine Kühnheit der Leidenschaft, eine Spitzfindigkeit der Grübelei und ein Schmelz der Behandlung, der nur noch mit dem volksthümlichen Mark der modernen Freiheitstendenzen erfüllt zu werden brauchte, um Alles zu geben, was das Publikum der Stürmer und Dränger wollte. Allein die Volksthümlichkeit fehlte. Leisewitz hatte so wenig von ächtem Muth, daß er die Entscheidung des Theaterdirektors nicht überwinden konnte. Julius von

Tarent blieb seine einzige Arbeit. So großartig diese Entsagung auch aussieht, sie ist ein Zeichen, daß ihm die Herrschaft nicht gebührte. Aber es ist eine Entschädigung für den mangelnden Ruhm unvollendeter Geister, daß gerade sie es sind, welche mehr, als ganz vollendete, auf den Werdenden wirken. Hätte Leisewitz auch Nichts vermocht, als den Jüngling Schiller in einer verwandten Seite zu berühren, ihm gebührt dafür sein Platz im Andenken der Nachwelt.

Schiller wußte den Julius von Tarent beinahe wörtlich auswendig. Er sagte mit Julius: „In meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte!" Leise Reminiscenzen daraus begegnen in seinen späteren Werken. Jördens führt zwei an, wovon die erste in die Augen springt. Aspermonte ruft dem todten Julius ins Ohr: „Blanka! Blanka! — — da er das nicht hört, wird er nie wieder hören." In den Räubern rüttelt Schweizer den erhängten Franz mit den Worten: „He Du! es giebt einen Vater zu ermorden. — Er freut sich nicht — er ist maustodt."

Unter dem Eindruck dieser neuen Dramen — und er brauchte nach Streicher's schönem Wort mit einem dramatischen Gedanken nur angehaucht zu werden, um sogleich in Flammen der Begeisterung aufzulodern — schrieb Schiller ein neues Stück, Cosmus von Medici. So nennt Petersen den Namen desselben, fügt hinzu, daß es in Stoff und Handlung dem Julius von Tarent nachgebildet war und daß Szenen und Züge daraus in die Räuber übergegangen sind. Eduard Boas hat sich an den ersten Cosmus von Medici — es

gab deren mehre — gehalten, und weil in dessen Lebensgeschichte keine Situation vorkommt, die dem Julius von Tarent ohne Gewaltsamkeit nachgebildet werden kann, so vermuthete er, das Stück habe nicht Cosmus von Medici geheißen. Er fand vielmehr in dem Enkel jenes Cosmus, in Julian von Medici, den passenden Helden.

Wenn Petersen darin so unbedingt zu trauen ist, daß Cosmus von Medici eine Nachbildung des Julius von Tarent gewesen sei, sollte ihm im Titel des Stücks weniger zu trauen sein, sollte er einen Julian vergessen haben, der an einen Julius erinnerte? Boas nimmt an, daß dieser Julian von Medici zu einem poetischen Wettstreit bestimmt war, den die Mitglieder des Dichterbundes unter sich veranstalteten. Hoven lieferte einen Roman à la Werther, Scharffenstein ein Ritterstück in der Phraseologie des Götz, Schiller den Mediceer, Petersen ein rührendes Schauspiel; und Petersen sollte nicht den Namen vom Drama seines Nebenbuhlers behalten haben?

Folgende Briefstelle wird jeden Zweifel über Titel und Stoff des fraglichen Stückes beseitigen. Leisewitz schreibt am 21. Dezbr. 1779 an Reinwald in Meiningen: „Die erste Idee zu meinem Stücke (Julius von Tarent) nahm ich aus der Geschichte des Großherzog Cosmus I. von Florenz und seiner Söhne Johann und Garsias.“ *) Schiller, der diesen Zusammenhang schwerlich kannte, behandelte also den

*) L. Bechstein, Mittheilungen rc. S. 187.

ursprünglichen Stoff des Julius. Was Wunder, daß sein Cosmus mit dem Julius von Tarent große Aehnlichkeit hatte?

Schiller hat sein Stück vernichtet. Welchen Inhalts es war, ist eben so schwer zu bestimmen, als leicht zu vermuthen. Wir können uns mit beidem nicht aufhalten. Denn Schiller brütete schon über einem andern Stoffe, der den Julius von Tarent aus dem Italienischen und aus der fürstlichen Sphäre ins Deutsche und Volksthümliche übersetzte. Es waren: Die Räuber.

In Haug's Schwäbischem Magazin, Jahrgang 1775, Stück I, S. 80 ff., hatte eine Erzählung gestanden, als deren Verfasser man Schubart nannte. Sie führte den Titel: Zur Geschichte des menschlichen Herzens. Hier ist ihr Hauptinhalt:

„Wann wir Anekdoten lesen, womit wir von Zeit zu Zeit aus Engelland und Frankreich beschenkt werden; so sollte man glauben, daß es nur allein in diesen glücklichen Reichen Leute mit Leidenschaften gäbe. Von uns armen Teutschen lies't man nie ein Anekdötchen und aus dem Stillschweigen unsrer Schriftsteller müssen die Ausländer schließen, daß wir uns nur maschinenmäßig bewegen, und daß Essen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Kreis eines Teutschen ausmache, in welchem er so lange unsinnig herumläuft, bis er schwindlicht niederstürzt und stirbt. Allein, wenn man die Charaktere von einer Nation abziehen will; so wird ein wenig mehr Freyheit erfordert,

als wir arme Teutsche haben, wo jeder treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwischt, uns den Weg unter die Gesellschaft der Züchtlinge eröffnen kann.“ (Der Herzog von Würtemberg ließ sich das öffentlich sagen.)

„An Beyspielen fehlt es uns gewiß nicht, und obgleich wegen der Regierungsform der Zustand eines Teutschen bloß passiv ist, so sind wir doch Menschen, die ihre Leidenschaften haben und handeln; so gut als ein Franzos oder ein Britte. — — Hier ist ein Geschichtgen, das sich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe es einem Genie Preis, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland; sondern auf teutschem Grund und Boden eröffnet.

„Ein B... Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lärm des Hofes vorzog, hatte zween Söhne von sehr ungleichem Charakter. Wilhelm war fromm, wenigstens betete er, so oft man es haben wollte, war streng gegen sich selber und gegen Andere, wenn sie nicht gut handelten, war der gehorsamste Sohn seines Vaters, der emsigste Schüler seines Hofmeisters, der ein Zelot war, und ein misantropischer Verehrer der Ordnung und Oekonomie. Karl hingegen war völlig das Gegentheil seines Bruders. Er war offen, ohne Verstellung, voll Feuer, lustig, zuweilen unfleißig, machte seinen Eltern und seinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß, und empfahl sich durch nichts, als durch seinen Kopf und sein Herz. Dieses machte

ihn zwar zum Liebling des „Hausgesindes und des ganzen Dorfes; seine Laster aber schwärzten ihn an in den Augen seines catonischen Bruders und seines zelotischen Lehrmeisters, der oft vor Unmuth über Karl's Muthwillen fast in Galle erstickte.

„Beide Brüder kamen auf's Gymnasium nach B... und ihr Charakter blieb sich gleich. Wilhelm erhielt das Lob eines strengen Verehrers des Fleißes und der Tugend, und Karl das Zeugniß eines leichtsinnigen, hüpfenden Jünglings". Auf der Universität ist Karl ein vollständiger Tom Jones, er macht Schulden, wenn auch aus edlen Motiven. Ein unglückliches Duell bringt ihn vollends um die Gunst seines Vaters: er muß bei Nacht und Nebel die Akademie verlassen und nun liegt die weite öde Welt vor ihm, eine pfadlose Nacht. Er wird Soldat, in der Schlacht bei Freiberg verwundet, von Reue zerrissen, schreibt er an seinen Vater. Wilhelm unterschlägt den Brief. Durch den Frieden in neue Noth versenkt, tritt Karl als Knecht bei einem Bauern, anderthalb Stunden von dem Rittersitze seines Vaters, ein. Unter dem Namen des guten Hansen wird er seinem Vater bekannt, mit welchem er oft unerkannt spricht. Einstmal war der gute Hans mit Holzfällen im Walde beschäftigt. Plötzlich hörte er von ferne ein dumpfes Geräusch. Er schlich mit dem Holzbeile in der Hand hinzu — und welch ein Anblick! — sah seinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutsche gerissen, den Postillon im Blute liegen, und bereits den Mordstahl auf der Brust seines Vaters blinken.

Kindlicher Enthusiasmus entflammte jetzt unsern Karl. Er stürzte wüthend unter die Mörder hinein, und sein Beil arbeitete mit einem so guten Erfolge, daß er drei Mörder erlegte und den vierten gefangen nahm. Er setzte hierauf den ohnmächtigen Vater in die Kutsche, und fuhr mit ihm seinem Rittersitze zu.

„Wer ist mein Engel?" sagte der Vater, als er die Augen aufschlug.

„Kein Engel," erwiederte Hans, „sondern ein Mensch hat gethan, was er als Mensch seinen Brüdern schuldig ist."

„Welcher Edelmuth unter einem Zwilch=Kittel! — Aber sage mir Hans, hast du die Mörder alle getödtet?"

„Nein, gnädiger Herr, einer ist noch am Leben."

„Laß ihn herkommen."

„Der entlarvte Mörder kommt, stürzt zu den Füßen des Edelmanns nieder, fleht um Gnade und spricht schluchzend: „Ach, gnädiger Herr, nicht ich! Ein Anderer! — Ach, dürft' ich hier ewig verstummen! Ein Anderer!"

„So donnere den verfluchten Andern heraus", sprach der Edelmann. „Wer ist denn der Mitschuldige dieses Mordes?"

„Ach, ich muß es sagen. — Der Junker Wilhelm. Sie lebten ihm zu lang' und er wollte sich auf diese verfluchte Weise in den Besitz ihres Vermögens setzen. Ja, gnädiger Herr, ihr Mörder ist Wilhelm!"

„Wilhelm?" sagte der Vater mit dumpfem Tone, schlug die Augen zu und blieb unempfindlich liegen. Hans blieb wie eine Bildsäule des Entsetzens vor dem Bette seines

Vaters stehen. Nach einigen Augenblicken dieser schrecklichen Unempfindlichkeit erhob der Vater die brechenden Augen und schrie im Tone der Verzweiflung: „Keinen Sohn mehr? Keinen Sohn mehr? Ha, jene scheußliche Furie, mit Schlangen umwunden, ist mein Sohn — die Hölle nenne seinen Namen! Und jener Jüngling mit Rosenwangen und dem fühlenden Herzen ist mein Sohn Karl, ein Opfer seiner Leidenschaften — dem Elend preisgegeben — lebt vielleicht nicht mehr! — —"

„Ja, er lebt noch!" schrie Hans, dessen Empfindungen alle Dämme durchbrachen. „Er lebt noch und krümmt sich hier vor den Füßen des besten Vaters. Ach, kennen sie mich nicht? Meine Laster haben mich der Ehre beraubt, ihr Sohn zu seyn! Aber kann Reue, können Thränen —"

„Hier sprang der Vater aus seinem Bette, hob seinen Sohn von der Erde auf, schloß ihn in seine zitternden Arme, und beede verstummten. Dies ist die Pause der heftigsten Leidenschaft, die den Lippen das Schweigen gebietet, um die Redner des Herzens auftreten zu lassen.

„Mein Sohn, mein Karl ist also mein Schutzengel?" sagte der Vater, als er zu reden vermochte, und Thränen träufelten auf die braune Stirn des Sohnes herab. „Schlag deine Augen auf, Karl! Siehe deinen Vater Freudenthränen weinen." Aber Karl stammelte nichts, als: „Bester Vater!" und blieb an seinem Busen liegen. — —"

Der Vater will Wilhelm der Strafe überliefern, in=

deß Karl bittet für ihn und macht ihm zugleich einen hinlänglichen Unterhalt aus.

Der Verfasser fügt hinzu: „Diese Geschichte, die aus den glaubwürdigsten Zeugnissen zusammengeflossen ist, beweist, daß es auch teutsche Blefil und teutsche Jones giebt.“ Der Tom Jones von Fielding, worauf sich diese Bemerkung bezieht, wurde damals viel gelesen und auch Schiller blieb immer ein Freund davon. Es ist der uralte Stoff von den feindlichen Brüdern, von Edmund und Edgar im Licht der Aufklärungs-Epoche, welches noch greller in unsrer Erzählung und am grellsten in Schiller's Räubern leuchtet. Der Erzähler schließt mit den Worten: „Wann wird einmal der Philosoph auftreten, der sich in die Tiefen des menschlichen Herzens hinabläßt, jeder Handlung bis zur Empfängniß nachspürt, jeden Winkelzug bemerkt und alsdann eine Geschichte des menschlichen Herzens schreibt, worin er das trügerische Inkarnat vom Antlitze des Heuchlers hinwegwischt und gegen ihn die Rechte des offnen Herzens behauptet.“

Das war eine Mahnung, die in des jungen Dichters Seele griff. Hoven berichtet, er habe Schiller auf diese Erzählung aufmerksam gemacht. Der gütige Freund schenkte ihm auch die Idee. Hier könne dargestellt werden, meinte Wilhelm, wie das Schicksal auch auf den schlimmsten Wegen zur Erreichung guter Zwecke führe. Das war die Moral des Talents. Schiller bewies sich sofort als Genie. Er brauchte den Stoff als Motiv, um seine tragischen Empfindungen und Gedanken, den ganzen Gehalt seines Selbst,

seine spekulativen und medizinischen Kenntnisse, seinen Dichterbund und seine Bibel daran zur Geltung zu bringen. Er ließ Karl nicht unter die Soldaten gehen. Er machte ihn zum Helden von Sturm und Drang, zur revolutionären Persönlichkeit ohne Revolution. Darin liegt die unendliche Macht und die geschichtliche Bedeutung dieses Stückes. In ihm spielt unbewußt die Tragödie des deutschen Vaterlandes, angedeutet in den Worten eines neueren Dichters:

Wo nächtliche Diebe und Wilderer gehn,
Verschwindet des Deutschpaniers klagendes Wehn.

Hier ist im Gegensatz zu Hamlet, der so oft als Symbol für Deutschland gefaßt wird, eine That, ein Entschluß, aber eine rohe That, die keinen Plan erfordert, keine andern Helfer hat, als Verzweifelte und Lumpe, keine andern Ziele, als Rache und Raub, keinen Erfolg, als ein elendes Ende und die Selbsterkenntniß eines großen, aber zertrümmerten Herzens.

Brutus und Cassius, die Republikaner ohne Republik, sind die Helden, zu denen die Sturm- und Drangzeit hinanschaut. Aber auch sie sind unerreichbare Ideale für einen Karl Moor. Wollte er in der Geschichte seine Brüder suchen, so mußte er die Raubritter, die Götz von Berlichingen, kaum konnte er die Bauern, vielleicht einen Michel Kohlhaas, nimmermehr Thomas Münzer als seines Gleichen ansehen. In den Banden der Familie einem Zeitalter gegenüber aufgewachsen, das seiner nach einem Schwert greifenden Hand nichts als Feder und Dinte darbot, ohne Rechtsgefühl und

Rechtsschutz, mußte der Jüngling, den die Familie ausstieß, zu Dolch und Pistole greifen, die er, wenn er eine Werthernatur war, gegen sich selbst, wenn er ein Karl war, erst gegen die Gesellschaft und dann gegen sich selbst kehrte.

Das waren damals die Elemente einer möglichen deutschen Revolution, und aus dieser tieferen vaterländischen Bedeutung ist der Eindruck zu erklären, den das Stück selbst auf die Gebildetsten, wie Körner, Baggesen und tausend Andre machte. Was man übrigens zur Erklärung des Wunders herbeigezogen hat, „Rousseau, Plutarch und die Kerkerpforten der Akademie", — ich wage nicht, auf drei bis vier Bücher oder auf drei bis vier Begriffe eine Gährung abzuziehen, die immer ein Wunder bleibt, auch wenn der Dichter selbst gesagt hat, daß Karl Moor seine Grundzüge dem Plutarch und dem edlen Räuber Roque im Don Quixote verdanke. Das Stück führte auch den Titel: „Der verlorne Sohn." Schiller machte die Räuber zur Parole des Stücks. Als Schiller in dem „verlornen Sohn" diese Parole fand, erhob er das Familienstück zur sozialen Charaktertragödie und sich selbst zum weitüberlegenen Führer der Stürmer und Dränger.

Es ist mehrfach bezeugt, daß die Räuber im Jahre 1777 begonnen sind. Den Namen Karl behielt er aus seinem Stoffe bei, den Bösewicht Wilhelm — konnte er seinem Wilhelm von Hoven einen solchen Namensvetter geben? — taufte er in Franz um, vielleicht weil sich ihm die schwatzende, materialistisch raisonnirende Kanaille in die=

sen Lauten symbolisirte*). Die Arbeit zog sich indeß hin, wurde wahrscheinlich mit Ende des Jahres ganz aufgegeben und vor 1780 nicht wieder vorgenommen.

Die Kunstwissenschaft hat Schiller vorzugsweise zum subjektiven Dichter gestempelt. Karl Moor soll demnach der Dichter selber sein. Die Biographie, indem sie den ganzen Menschen giebt, hat solchen, übrigens sehr berechtigten, Abstraktionen gegenüber nachzuweisen, daß Schiller auch objektiv genug war, um Dichter zu sein. Alle Dichter haben im Grunde nichts als ihr Ich gegeben. Ob Shakspere sich in Romeo und Julie, Goethe sich in Weislingen und Götz, oder Schiller sich in Karl und Franz Moor vermummt, — ohne eine gewaltige Freiheit seinem Stoff gegenüber ist kein Dichter zu denken, und diese besitzt auch Schiller in hohem Maße. „Der Dichter trinkt den Kelch der Starkgeisterei tiefer aus, als Goethe, und geht dennoch ebenso nüchtern davon, als er.“ Dieses Wort von Gervinus wird durchaus durch Schiller's Leben bestätigt.

Wilhelm von Hoven stand in dieser Zeit dem Dichter sehr nahe. Er erwähnt nichts von einer räubermäßigen Empörung desselben. Der Vulkan warf nicht immer Feuer aus. Wäre der Verfasser der Räuber seinem Helden so ähnlich gewesen, so müßten, wenn er nicht ein Feigling

---

*) Daß Klinger's falsche Spieler, wie Gervinus und Andre wollen, auf die Räuber Einfluß gehabt, ist nicht gut möglich, da das Klinger'sche Stück erst 1780 im Druck erschien. Man kann auch hier ein Zusammentreffen in den Tendenzen annehmen.

war, mehr Uebertretungen, Liebschaften mit den Demoiselles, mit denen er Komödie spielte, Fluchtversuche und dergleichen Teufeleien zu melden sein. Nichts von alle dem. Die jährliche Anzahl seiner Subordinationsfehler, nach den Listen etwa fünf und weniger, ging nicht über den Durchschnitt hinaus. Geschah es, daß er mit einem oder dem andern seiner Vorgesetzten in Streit gerieth, so wußte er diesen durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der von seinen Gegnern selten, um so besser von seinen Freunden verstanden ward, abzubrechen. Nicht einmal die politischen Parteien, in die sich für und gegen die Nordamerikaner die Akademisten spalteten, konnten ihm ein Interesse abgewinnen.

Schiller nennt später seine Jugendlyrik wilde Produkte eines jugendlichen Dilettantismus. Aber bei keiner andern Kunst ist Liebhaberei und Schule so schwer zu unterscheiden. Es kommt nur darauf an, wie ernst es Jemand mit der Liebhaberei ist. Ihm war es Ernst damit. Sein Ehrgeiz ging auf einen großen Dichter, nicht auf einen großen Räuber.

Der Dichterbund hielt noch fest zusammen. Man theilte sich die Arbeiten, wie sie im Stillen entstanden, auch in tiefster Stille mit. Man kritisirte sich dann schriftlich, lobte und tadelte sich gegenseitig, das erste natürlich mehr als das letzte. „Unser ganzer Kram, sagt Scharffenstein, taugte aber im Grunde den Teufel nicht und es war schwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen, wahrscheinlich, weil es gar zu schön sein und paradiren sollte.“ Derselben Ansicht muß auch der Mitelene

Masson gewesen sein, der ihr geheimes poetisches Treiben und ihren poetischen Wettstreit kannte. Während Scharffenstein sich in Sprache und Umgang zu den Deutschen hielt, war Masson — auch ein Franzose — ganz Franzmann geblieben. Masson griff sie schonungslos an. Schiller muß frühe den Feind gewittert haben. Es heißt in seiner Schüler-Charakteristik von Masson: „zwar bedaure er den Verlust, ihn zu kennen, doch würde er vielleicht manches Unangenehme entdeckt haben, hätte er dessen nähere Bekanntschaft machen wollen." Jetzt machte er sie. Masson schrieb eine grobe, nicht ohne Witz erfundene Posse auf den Bund. „Jeder von uns, erzählt Scharffenstein, wurde in dem erwählten Gewand tüchtig und plump verklopft. Wir sahen uns etwas kleinlaut und verblüfft an und unsre Efferveseenz von Autorschaft hatte von jetzt ein Ende."

Scharffenstein mußte hier nicht im Plural sprechen. Seine Gluth ließ allerdings nach. Er hatte Neigung zur bildenden Kunst und ward um ihretwillen der Dichtung untreu. Er ging viel mit den Malern und Bildhauern Scheffauer, Heideloff, Hetsch, Dannecker um. Er war der Dilettant, der durch mißlungene Versuche und Unfertigkeit abgeschreckt, mit seinen eignen Produkten am liebsten auch die Anderer verurtheilt. Der Bund konnte Satire ertragen. Sonst hätte er schwerlich das Epigramm in Person des Eleven Christoph Friedrich Haug als neues Mitglied aufgenommen. Haug war ein Sohn von Schiller's erstem Rezensenten. Er besaß einen lebhaften Geist und verrieth schon damals durch

witzige Einfälle den späteren Epigrammatiker. Folgende Geschichte mag ihn und den ganzen Ton der jungen Witzbolde charakterisiren. Eines Morgens im Schlafsaal erzählte Haug beim Ankleiden, er habe in der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Ihm träumte, es wäre der jüngste Tag. Die Engel hätten mit aller Macht angefangen zu posaunen, die Todten angefangen zu erwachen. Aber es habe mit dem Auferstehen nicht recht vorwärts gehen wollen, die Engel hätten immer stärker posaunt. Hierauf seien zwar mehr Todte als zuvor auferstanden, allein es sei den Engeln nicht genug gewesen. „Es müssen hier weit mehr Todte begraben liegen, sagten sie, was sollen wir nun, um sie zu erwecken, anfangen, da all unser Posaunen nichts hilft?“ Dies habe ein eben auferstandener ehemaliger Akademist gehört und zu den verlegenen Engeln gesagt, er wüßte wohl Rath zu schaffen, wenn unter den Auferstandenen der vormalige Oberaufseher der Akademie (Nieß) wäre, denn dieser dürfte nur mit seiner bei Lebzeiten gehabten Stimme, mit der er in der Akademie „zum Gebet!“ zu kommandiren pflegte, jetzt „zum Gericht!“ kommandiren. Der Oberaufseher sei glücklich gefunden und auf sein Kommando habe es alsbald von Auferstandenen dergestalt gewimmelt, daß die Engel vollkommen zufrieden aufgeflogen, um dem Herrn Christus zu melden, daß nunmehr alles zum Gericht bereit sei.

Solch ein Kumpan brachte ein neues, erfrischendes Element in den Bund, wiewohl auch Schiller schon lange nicht mehr der verschüchterte, verschlossene Schüler war, als

der er aus der lateinischen Schule kam. Er trat mit Selbstgefühl auf und erschien denen, die ihn nicht kannten, durch seine stolze Haltung sogar hochmüthig. Als seine hohe Gestalt, die nur dazu zu dienen schien, das energische Antlitz um eines Kopfes Länge über die Menge emporzuheben, einmal dahinschritt, entlockte er einer Frau den Ausruf: der bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Würtemberg! Er konnte necken und spotten. Es war die Zeit der Stammbuchsmanie. Auch ihm, dem Dichter, überreichte ein schwärmerischer Eleve, der zugleich ein starker Esser war, sein Stammbuch. Und der Mephisto schrieb hinein: „Wenn du gegessen und getrunken hast und NB. satt bist, so sollst du den Herrn deinen Gott loben." Er hielt mit Haug förmliche Kampfspiele der Grobheit. Schiller that sein Bestes, aber Haug flüchtete sich, wie er pflegte, in die himmlischen Gefilde, von wo er mit Sicherheit und unerreichbar zielen konnte. Er schilderte die Göttin der Grobheit, wie sie in den Wolken schwebte und zu Schiller sprach: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Schiller erklärte sich für besiegt. Hatte der Wettkampf auch zartere Ziele, so mag doch die „Rosalinde im Bade", ein Thema, bei welchem Hoven, Haug, Petersen und Schiller um die Palme stritten, der Göttin der Derbheit nicht geringeres Wohlgefallen entlockt haben. Die ganze „Bande" sprudelte von Epigrammen, welche sich zum Theil in der Anthologie finden und bei denen die Vaterschaft schwer zu erkennen ist. Göttliche Grobheit, Jugendlust, Humor und — die Räuber in demselben Herzen.

Mit Herder's Uebersetzung von Volksliedern aus fast allen Sprachen empfing der Bund eine neue Anregung. Bürger hatte den Volkston meisterhaft getroffen. Man wollte nicht zurückbleiben. Vielleicht ist „Graf Eberhard" aus dieser Zeit.

Leider ist von Schiller's Versuchen nichts vorhanden. Ein Gedicht: „Die Gruft der Könige" fing an:

Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte.

Eine Ode: „Triumphgesang der Hölle" war regellos, unförmlich, jedoch voll grauenhafter Schönheit. Satan zählte darin all seine Erfindungen auf, die er vom Beginn der Welt bis zur Gegenwart gemacht, um das Menschengeschlecht zu verderben, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemischen Chören ein.

So brachten die Genossen nach und nach eine ziemliche Sammlung von poetischen Produktionen zusammen, welche nach ihrer Meinung wohl gedruckt zu werden verdiente. Sie standen vor der bangen Frage junger Schriftsteller: wo einen Verleger finden? Hoven mußte an einen Buchhändler in Tübingen schreiben, von welchem sie gehört hatten, daß er auch anonyme Schriften — denn die Zöglinge der Akademie durften sich nicht nennen — in Verlag nehme. Auf geheimem Wege ward der Brief abgeschickt. Es erfolgte keine Antwort. Ein zweiter Brief hatte nicht bessern Erfolg. Hoven hatte an einen Todten geschrieben. So blieb zwar die Sammlung ungedruckt, aber Einzelnes daraus wurde, wie Hoven erzählt, in die von Schwan in Mannheim redigirte „Schreibtafel" eingesandt oder für spätere Zeit aufbewahrt.

VI.

Von der Medizin zur Dichtkunst.

In solchem glücklichen Rausch schwand das Jahr 1777 den Jünglingen hin und beschenkte sie wahrscheinlich bei den öffentlichen Prüfungen, während es Preise an Fleißigere austheilte, mit einigen ernsthaften Reflexionen. Schiller hat inzwischen wohl öfter an seine Eltern gedacht, als wir. Die Familie hatte sich in diesem Jahre noch nach dreißigjähriger Ehe um eine Schwester vermehrt. Man sah den hoffnungsvollen Sohn als die künftige Stütze seiner Geschwister an. Grund genug für diesen, sich ernstlicher seinem Brotstudium zuzuwenden. Der medizinische Lehrkursus war auf fünf Jahre festgesetzt*). Die fünf Jahre waren mit dem Dezember 1780 vorüber. Man schrieb Dezember 1777. Die angefangenen Räuber wurden in den verstecktesten Winkel verpackt, und Schiller, energisch wie er war, um auch im Berufsfleiß etwas Großes zu leisten, legte es darauf an, schon in zwei Jahren seine Studien zu absolviren. Nur einer letzten Versuchung der Muse konnte er nicht widerstehen. Am 10. Januar war der Geburtstag der Gräfin Franziska. Hatte Schiller schon des Herzogs Geburtstag

---

*) Hoven S. 69.

durch ein launiges Festspiel: „Der Jahrmarkt“ gefeiert, um wie viel weniger durfte seine Huldigung fehlen, wenn sie der vergötterten Schutzpatronin galt!

War sie doch das einzige weibliche Wesen, welches die Akademie zu jeder Stunde des Tages betreten durfte. Gleich einer Fee schritt sie durch die einsamen Hallen und Gärten, verschlungen von den entzückten Blicken der Jünglinge. Ihr funkelndes Auge, ihre milde Stimme und der mystische Reiz ihrer Beziehung zum Herzog, die segensreiche Gewalt, die sie über ihn ausübte, das Alles mochte manche Phantasie entflammen, manches Herz in Enthusiasmus höher schlagen lassen. Fast jeder von den Eleven schwärmte für die glänzende Frau, die in dem für Jünglinge so reizvollen Alter von noch nicht dreißig Jahren stand. Fast jeder Eleve war in sie verliebt. Schiller verehrte in ihr das Ideal aller Tugend und Weiblichkeit. Sie hatte es in einer zweifelhaften äußeren Stellung durch Würde errungen, daß sie, die Geliebte des Herzogs, dem Lande wie der Akademie als die rechtmäßige Gemahlin galt. Und so und nicht anders verherrlichte sie auch der Dichter.

Unter alten Papieren aus der Akademie entdeckte man zwei Glückwünsche, vom Eleven Schiller verfaßt, welche den gemeinsamen Titel führen: „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Ihrer Exzellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim.“ Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie, wie Hoffmeister annimmt, ins Jahr 1778 fallen. Denn Schiller erscheint in dem einen Glückwunsch als Sprecher

der Demoiselles, und so viel Geltung als Poet der Akademie hatte er schwerlich vor Anfang dieses Jahres und so wenig Form schwerlich nachher. Franziska konnte eine jugendlich begeisterte Ansprache ertragen. Die Akademisten sagen ihr mit Schiller's Versen:

Ihr Anblick seelenvoll — wie Sonnenblick der Fluren,
Wie wenn vom Himmel Frühling niederströmt,
Belebend Feuer füllt die jauchzenden Naturen
Und alles wird mit Strahlen überschwemmt.

So lächelt alle Welt — so scheinen die Gefilde,
Wenn Sie, wie Göttin, unter Menschen geht,
Und Ihr fließt Segen aus und himmelvolle Milde,
Auf jeden, den Ihr sanfter Blick erspäht.

Ihr holder Name fliegt hoch auf des Ruhmes Flügeln,
Unsterblichkeit verheißt Ihr jeder Blick,
Im Herzen thronet sie — und Freudenthränen spiegeln
Franziskens holdes Himmelsbild zurück.

So wandelt Sie dahin auf Rosenpfaden,
Ihr Leben ist die schönste Harmonie,
Umglänzt von tausend tugendsamen Thaten
Seht die belohnte Tugend! — Sie! —

O Freunde! laßt uns nie von unsrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unser Herz Franziskens Denkmal sein!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unser Herz entweihn.

Die Ecole des Demoiselles ließ der Dichter einen ähnlichen Glückwunsch mit denselben Vorsätzen schließen:

Und feuervoller wird der Vorsatz uns beleben,
Dem Musterbild der Tugend nachzustreben.

Nun hemmte aber auch Nichts seine angestrengten Studien. In treuer Genossenschaft mit seinem Hoven lebte er sich in Haller's Physiologie ein, mit Bewunderung, aber ohne blinde Anerkennung für den großen Mann. Professor Consbruch, der Physiologie, Pathologie und Therapie las, ein Schüler des verstorbenen Professors Brendel in Göttingen, besaß dessen treffliche Kollegienhefte. Schiller verschaffte sich eine Abschrift davon. Doch auch hier trug bei aller Schätzung für den lebenden und todten Professor seine Einbildungskraft manche Gesetze in die Natur und Arzneikunst hinein, die vor der strengen Wissenschaft nicht bestehen konnten. Die beiden Poeten kamen nun in nähere Verbindung mit ihren medizinischen Kameraden, unter diesen vorzüglich mit Plieninger, Jacobi, Liesching und Elwert, demselben Elwert, mit dem Schiller einst als Knabe den Katechismus aufzusagen hatte. Zwar waren die Vier als fleißige Studenten den Beiden voraus, aber durch die wissenschaftlichen Unterhaltungen mit jenen gefördert, holten Schiller und Hoven sie bald wieder ein. Die Blüthezeit des Dichterbundes war vorüber, doch wurde Schiller noch einmal durch eine bittre Erfahrung an sie erinnert.

Der Jüngling hielt trotz seiner neuen Freunde treu zu den alten. Einen davon hatte er in Oden gefeiert, Einen umfaßte er mit aller Heftigkeit jugendlicher Freundschaft. Sein Scharffenstein wollte zum Dezember die Anstalt verlassen. Man sah sich vielleicht lange nicht wieder. Es war in einer jener treuherzigen Stunden, wo sich die

Jugend ihre Ideale gesteht, als Scharffenstein dem Freunde sein poetisches Glaubensbekenntniß ablegte. Vielleicht durch Masson's Satire herabgestimmt, verbreitete er sich mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannten Gedichte. Darauf verglich er sie arglos mit den Schiller'schen Erzeugnissen, wobei diese sehr in Schatten gestellt wurden, ja er fällte sogar ein nachtheiliges Urtheil über die von der ungeduldigen Gluth der Freundesliebe eingegebenen Oden. Das kränkte Schiller's Gemüth. „Denn dies, so erzählt Scharffenstein selbst, wurde gewiß mehr verletzt, als der poetische Egoism. Schiller wurde nicht kalt — denn kalt konnte er nicht sein, aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer sehr schmerzhaften denke; denn was einst ein Herz kränkte, ist in keiner nachfolgenden Zeit für kindisch und unbedeutend zu halten."

Vergaß der gute, aber anspruchsvolle Freund diese treffliche Moral nicht im nächsten Augenblicke, wenn er fortfährt: „Schiller selbst, der übrigens im Grunde nur eine kurze Zeit seines Lebens seinem Herzen, die übrige mehr seinen Lorbeern gelebt hat, würde mir gewiß immer gesagt haben, wenn dieses Vorfalls zwischen uns wieder erwähnt worden wäre: Du thatest meinem Herzen sehr wehe!" Schiller schrieb damals einen langen Brief, worin „seine ganze Seele in Aufruhr" war. „Nie, setzt Scharffenstein hinzu, ist eine totale Brouillerie zwischen Verliebten so affektvoll geschrieben worden. Ich antwortete verweisend, daß er meine Meinung falsch ausgelegt, aber sei es gegenseitige

mauvaise honte, oder was es sonst für eine Trutzerei gewesen, sei es, daß die Freundschaft in diesen Jahren mehr in der warmen Phantasie, als tief im Herzen steckt, die Verstimmung blieb, ohne daß wir ein Wort mehr mit einander sprachen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie."

Armer Schiller! Deine ganze Seele in Aufruhr! Von welchen Empfindungen zerrissen gingst du diesmal den öffentlichen Prüfungen entgegen, denen Er zum letzten Mal beiwohnte! Konnte dich ein zu hoffender Preis über den verlornen Freund trösten?

In der That hatte Schiller mit Plieninger, Jacobi und Elwert um den Preis zu loosen. Alle Vier hatten sich gleich gut gezeigt. Elwert siegte. Scharffenstein verließ die Anstalt, doch sollte ihn der Bruch der alten Freundschaft bald aufs bitterste quälen. Wir sehen ihn noch mit all der ungeduldigen Gluth zurückkehren, die er in dem edelsten Herzen verletzte.

Schiller's Persönlichkeit hatte schon damals eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Er hatte Verständniß für alle Tüchtigkeit. Zumsteeg, der in der Akademie Musik studirte und sich nachmals als Komponist auszeichnete, vergötterte ihn und setzte seine Gedichte. Der Sinn für diese Kunst ist dem Dichter, wie er selbst klagt, oft abgesprochen worden. Im Grunde hatte er nur einen sehr delikaten Geschmack. Gluck war sein Mann. Aber auch die rein sinnliche Gewalt der Töne versetzte ihn in dichterische Stimmung. Schiller

zeichnete auch und holte diese Liebhaberei später oft spielend hervor. Außer der Musik war ihm die Plastik der Akademie treu ergeben. Dannecker, der Sohn eines herzoglichen Stallknechts, hatte sich bei einem Volksfest zum Eintritt in die Pflanzschule gemeldet. Alle Welt weiß, wie er ihr Ehre machte. Er war Schiller's vertrauter Freund. Regte solcher Umgang und der Blick in verwandte Kunstgebiete den Dichter an, so fand er in dem kenntnißreichen Albrecht Friedrich Lempp, einem neu eingetretenen Eleven, einen reichen Ersatz für Scharffenstein, einen Führer in die spekulative Philosophie, zugleich im Erfassen praktischer Grundsätze. Schiller sprach noch später mit einer Art Kultus von ihm. Beide blieben dauernd in brieflichem Austausch.

Die Glückwünsche an Gräfin Franziska müssen gefallen haben. Denn zu dem im Januar 1779 wiederkehrenden Geburtstage derselben ward der Dichter zum Festredner erkoren. Herzog Karl hatte das Thema gestellt: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?" Schiller's Rede verneinte die Frage, aber das Nein war ein begeisterter Lobgesang auf Franziska und Karl. Unter den kühnsten Variationen klingt das Thema heraus: Tugend ist das harmonische Band zwischen Liebe und Weisheit! Der Redner schloß:

„Durchlauchtigster Herzog! Nicht mit der schamroth machenden Lobrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt), nein — frei, mit der offenen Stirne

der Wahrheit kann ich auftreten und sagen. — Sie ists, die liebenswürdigste Freundin Karl's! Sie, die Menschenfreundin! Sie, unser aller besondere Mutter! Franziska! — Nicht den prangenden Hof — die Großen Karl's nicht — nicht meine Freunde —, die alle glühend den Wink erwarten, in ein stürmendes Lob auszubrechen — nein, die Armen in den Hütten ruf' ich jetzt auf — Thränen in den Augen! Franziska! Thränen der Dankbarkeit und Freude! Im Herzen dieser Unschuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert, als durch die Pracht dieser Versammlung! — Wenn dann der größte Kenner, der schärfste Richter der Tugend Tugend belohnt! — Karl! — wo hat ihn je der Schein geschminkter Tugend geblendet? — Karl feiert das Fest von Franziska! — Wer ist größer, der so die Tugend ausübt oder der sie belohnet? — Beides Gott nachgeahmet! — Ich schweige; zu klein, Karl'n zu loben. Ich verhülle mich, schweige — aber ich sehe, ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre — ich sehe sie an diesem — und noch an einem Feste versammelt! Ich sehe sie irren in den Grabmälern der vorigen Edeln! — Sie weinen — weinen um Karl — Würtembergs trefflichen Karl! weinen um Franziska! die Freundin der Menschen!"

Mag die Rede auch so viel Ueberschwenglichkeiten haben, als sie Ausrufungszeichen hat, die kühne Hinweisung auf die Gruft ist eine erhabene Naivetät. Dem trefflichen Karl gefiel diese Sprache des Sohnes und er war damit einverstanden, daß seinem Zögling schon in diesem Jahre

die übliche Dissertation zu schreiben gestattet sein sollte, welche die Pforten der Akademie öffnete.

Schiller hatte an demselben Tage noch Gelegenheit, seine mimischen Talente zu erproben. Man führte ein Festspiel auf: „Der Preiß der Tugend, in ländlichen Unterredungen und allegorischen Bildern von Göttern und Menschen, zur Ehre der besten Frau, an Ihrem Geburts=Tag, FRAU Franzisca, Reichsgräfin von Hohenheim, gewidmet, auf gnädigsten Befehl Sr. Herzoglichen Durchlaucht durch Eleven der Herzoglichen Militär=Akademie auf und in Musik gesetzt und von ihnen nebst einigen Demoiselles des Erziehungs=Instituts dargestellt. Stuttgard, den 10. Januar 1779." *)

Das Ganze war eine höfische Schmeichelei im Rokkokostil. Bürger, Bauern, Schäfer, Götter, Cyklopen, Sylvanen, Faunen, Nymphen und viele andre Figuren traten darin auf. Im ersten Theil — das Ganze zerfiel in drei Theile — erschien Görge ein Bauer, Herr Schiller, sein Weib Herr Hopfenstock. Görge und sein Weib mit einem Korb traten in den „Schloßsaal", wo sie der „Anwalt" mit folgenden Worten empfing:

> Woher so spät? Gewiß aus einer Zeche?
> Ihr bringet doch was neues mit?

Darauf antwortete Görge=Schiller:

---

*) Ein Exemplar dieses Festspiels, auf 40 Quartblättern gedruckt, befindet sich im Besitz des Herrn Baron W. v. Maltzahn.

Wir aus der Zeche? Keinen Tritt:
Da warten wir schon ganze Stunden
Und fragen jeden Fremden aus:
Ist's auf dem Hof? Ist sie zu Hauß?
Ist unser Anwald schon herein?
Vielleicht kans gar in Stuttgard seyn?
Der eine sagt: ich weiß es nicht, der andre: nein,
Und endlich hab' ich ihn gefunden,
Den Hanßen da, der will was andres wissen,
Fragt ihr ihn selbst.

Die Rolle war hiermit zu Ende. Sie konnte ihm über seine schauspielerische Befähigung keine besondere Erleuchtung geben.

Aber diese Uebungen und Vorstellungen belebten die Einförmigkeit der Berufsstudien, zu denen unser Held mit verdoppelter Kraft zurückkehrte. Er hoffte in der That, in diesem Jahre seinen Kursus zu absolviren. Er mußte der Gewohnheit gemäß eine öffentliche, in Gegenwart des Herzogs zu vertheidigende Dissertation schreiben. Die Wahl des Thema's stand ihm frei. Sie bewies seine Neigungen. Die Dissertation führte den Titel: „Philosophie der Physiologie." Da diese Fragen wieder und wieder alle denkenden Menschen beschäftigen, so wird es meinen Leser nicht verdrießen, einen Blick in Schiller's Arbeit zu werfen. Er geht vom geistigen Leben aus. Die Bestimmung des Menschen sei Gottgleichheit. „Unendlich zwar ist dies sein Ideal, aber der Geist ist ewig. Ewigkeit ist das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachsen, aber es niemals

erreichen. Eine Seele, sagt ein Weiser dieses Jahrhunderts, die bis zu dem Grad erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist die glücklichste Seele. Ein ewiges, ein großes, schönes Gesetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menschen jener Bestimmung näher bringt, es sei nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergötzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn schmerzen. Was ihn schmerzt, wird er meiden; was ihn ergötzt, danach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit suchen, weil ihn Unvollkommenheit schmerzt; er wird sie suchen, weil sie selbst ihn ergötzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten, mit den wenigsten Unvollkommenheiten, ist Summe der höchsten Vergnügungen mit den wenigsten Schmerzen. Dies ist Glückseligkeit. So ist es denn gleichviel, ob ich sage: der Mensch ist da, um glücklich zu sein, oder: er ist da, um vollkommen zu sein. Nur dann ist er vollkommen, wenn er glücklich ist. Nur dann ist er glücklich, wenn er vollkommen ist. Aber ein eben so schönes, weises Gesetz, Nebenzweig des ersten, hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des Einzelnen, Menschen mit Menschen, ja Menschen mit Thieren, durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden. Liebe also, der schönste, edelste Trieb in der menschlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur, ist nichts andres, als die Verwechslung meiner selbst mit dem Wesen des Nebenmenschen." So lautet's im Anfang des ersten Kapitels, das

allein elf Paragraphen enthielt. Und es waren fünf solcher Kapitel. Es war ein förmliches Buch. Was wir davon besitzen, ist ein Fragment des ersten Kapitels.

Mag Shaftesbury's Moralphilosophie dieser Gedanken Mutter sein, mag die heutige Wissenschaft sie belächeln, es waren die Gedanken, die Schiller's Charakter zusagten. Er bekennt sich zu ihnen. Er konnte sich nicht genügen lassen, in seiner Dissertation ein Schulexerzitium zu liefern, er wollte den ganzen Umfang seiner sittlichen Ueberzeugungen geben.

Bruchstücke aus dieser Arbeit könnte Julius meinen, wenn er an Raphael schreibt: „Diesen Morgen durchstöbre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner Begeisterung .... mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterschob ihre Träume. Die wärmste war mir die wahre." In Julius' Theosophie heißt es dann: „Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. — — Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen... Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsres Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch unter einander." Als Karoline von Wolzogen später Shaftesbury las, fand sie die Aehnlichkeit mit Schiller's Ansichten heraus.

Wenn man ein System aufsuchen will, bei dem der Adel des menschlichen Geistes mächtig gehoben, bei dem Muth, Hoffnung gestählt, bei dem die ganze Menschheit des Gemeinen entkleidet und mit dem Glanze höchster Verklärung überströmt wird, man kann kein schöneres finden. Das christliche Gebot der Liebe ist in diesem System so aufgelöst, daß die Liebe als innerste Natur, die Tugend als Bedürfniß des Menschen, das Laster nur als ein Verkennen des Weges zur Glückseligkeit gefaßt wird*). Es ist die in den Willen der Menschheit aufgenommene, von ihrem Thron gestiegene Gottheit. Dieser Kern von Schiller's sittlicher Weltansicht bleibt, er wächst zwar in reichere Blätter und Früchte, aber aus ihm stammen sie.

VII.

Gedämpftes Feuer.

Die Professoren der Akademie, als sie die Dissertation zur Prüfung erhielten, „blickten ihrem flügge gewordnen Schüler unwillig erstaunt nach, als er plötzlich in alle Lüfte

*) Herrmann Hettner hat in seiner Geschichte der englischen Literatur ꝛc. Shaftesbury's Eudämonismus wieder in seine Rechte eingesetzt.

davon flog." Sie hatten zu begutachten, ob die Schrift zum Drucke tauglich sei. Sie verneinten es sämmtlich, der Chirurgien Major Christian Klein mit folgenden sprechenden Worten: „Zweimal habe ich diese weitläuftige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht errathen können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorieen und der gefährliche Hang zum beßer wissen, allzuviel anklebet, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe verfertigte Arbeit ist überstiegen, und daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllet. Dabei ist der Verfasser äußerst verwegen und sehr oft gegen die würdigste Männer hard und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den Viribus transmutatoriis handelt, greiffet er den unsterblichen von Haller, ohne welchen er doch ein elender Physiologius wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Ebenso redet er wider den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lektionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekrieget er alles, was nicht vor seine neue Theorieen passend ist. Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften und sein Alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternemenden, nützlichen Gelehrten."

Auf solche schwere Beschuldigungen hin und nachdem er die eingesandten Probeschriften gelesen, schrieb der Herzog an den Intendanten von Seeger, daß die Dissertationen des Eleven Plieninger und des Cavaliers=Sohn von Schönfeld ohne Anstand dem Drucke übergeben werden sollten. „Die Disputation des Reinhards, fuhr der Brief fort, solle nicht gedruckt werden und so auch diejenige von dem Eleve Schiller auch nicht, obschon ich gestehen muß, daß der junge Mensch viel schönes darin gesagt — und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm seyn, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu seyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann."

Aus Schiller's Verhalten bei ähnlichen Täuschungen, deren ihm von nun an noch manche beschieden waren, ist der Schluß erlaubt, daß auch nicht ein bittres Wort seinen Lippen entfiel, als ihm der Intendant dieses niederschlagende Ergebniß mitgetheilt hatte. Aber in ihm sah es um so öder aus. Es trat eine tiefe Abspannung ein. Er hielt sich für reif, er war geistig aus der Akademie getreten, er ward darin festgehalten. Sie ward ihm jetzt unerträglich. Seine Arbeit war mit dem Aufwand aller seiner Kräfte geschrieben. Sie wurde verworfen, und er verzweifelte an diesen Kräften.

Durch eine Reihe von wild entgegengesetzten Eindrücken, die sich in raschem Wirbel folgten, sank seine Stimmung bis zur Lebensmüdigkeit.

Wenige Tage nach der traurigen Entscheidung sah er zum erstenmal den Dichter des Götz, des Werther und — jetzt auch des Clavigo. Er sah ihn in der Fülle des Glücks, als Begleiter, als Freund des Herzogs Karl August von Weimar. Der Clavigo hatte noch mehr als Werther den jungen Dramatiker entflammt. Da war modernes Leben, ja noch lebende Personen waren mit Maß und doch voll Leben und Naturwahrheit dargestellt. Zwischen dem Weltmann und Dichter stand die Rechtschaffenheit, die berechtigtste Leidenschaft, wenn je eine berechtigt war. Beaumarchais war die reinste Gestalt edler Männlichkeit, die das Drama bis jetzt hervorgebracht. Sie war aus Schiller's Seele gestohlen. Nun sollte er den von ganz Deutschland vergötterten Dichter selbst sehen. Am vierzehnten Dezember 1779 — die Prüfungen waren eben vorüber — traten die beiden Gäste in den Speisesaal. Sie hörten die Rede des Herzogs mit an. Am nächsten Tage war Preisvertheilung. Man sah Goethe Vormittags in der Akademiekirche. Mittags speiste er mit seinem Fürsten an der herzoglichen Tafel. Am Abend stand Karl August, während der Preisvertheilung, zur Rechten des Herzogs, Goethe zur Linken, ein Apoll voll Kraft und Schönheit, die Drei eine herrliche Gruppe dichterischer und fürstlicher Genialität.

Welch ein Anblick für die ehrliebenden Jünglinge! Goethe

soll während der Rede des Professor Consbruch erröthet sein, vielleicht vor den Feuerblicken, welche ihn statt des Professors trafen. Wie mag Schiller's Herz geschlagen haben, wenn sein Name aufgerufen wurde, wenn er einen Preis empfing, wenn er dem Herzog dankend den Rock küßte. Der arme Eleve stand später statt seines Herzogs als Dritter in der Gruppe.

Schiller erhielt vier Preise, einen in der praktischen Medizin, einen zweiten in der materia medica, einen dritten in der Chirurgie, einen vierten in der deutschen Sprache und Schreibart. Seine Freunde hatten gleichen Anspruch an diese Preise. Es wurde geloost. Die Glücksgöttin, die Goethe begleitete, erkannte den jungen Genius und streifte ihn mit flüchtiger Berührung. Er blieb zwei Mal Sieger. Wie leicht wäre es ihm gewesen, durch eine Erklärung, einen Brief, wie sie so oft an den Verfasser des Werther gerichtet wurden, der Berühmtheit sein Dasein anzuzeigen. Diese Sucht der Zeit war Schiller fremd. Aus seinem Innern erwartete er seine Zukunft und seine Größe.

Diese Eindrücke waren noch nicht erloschen, als der zehnte Januar (1780), der Geburtstag Franziska's, von neuem herannahte. Der Herzog fand hier das Feuer des jungen Eleven nicht zu stark, er wählte Schiller abermals zum Festredner und stellte das Thema: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet." Schiller lebte ganz in den Ideen, die wir aus dem Anfang seiner Dissertation kennen. Diese Gedanken konnte er in jedes Gewand kleiden, und uner=

schöpflich strömten ihm Bilder und Worte. Vollkommenheit der ganzen Geisterwelt ist die äußere Folge der Tugend; die Freude an dieser Harmonie aller Wesen, die Glückseligkeit, ist der innere Lohn des Tugendhaften. Gellert, Haller, Montesquieu, Addison werden als die Wohlthäter der Menschheit, Lamettrie und Voltaire als ihre Schandsäulen dargestellt. Vorgefühle des Himmels giebt uns die Tugend. „So groß — schloß er — so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglückt! — Dieses Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu sein, dieses Gefühl — — Erlauchte Gräfin! Irdische Belohnungen vergehen — sterbliche Kronen flattern dahin — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt, ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche, innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige, gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!“

Die Rede fand wiederum vielen Beifall, und Professor Haug erwähnte sie im Schwäbischen Magazin. Der Gräfin wurde eine Abschrift derselben überreicht, die sie mit Pietät aufbewahrt hat. Aber unter welchen traurigen Empfindungen hielt Schiller diese Rede! Er, mit diesem liebenden Herzen, er, der in seiner Brust die ganze Menschheit empfand, er weilte mit seinen Gedanken am Schmerzenslager eines

Jünglings, den er, den alle liebten, die ihn kannten, in welchem die Akademie einen ihrer hoffnungsvollsten Eleven, und Wilhelm von Hoven seinen einzigen Bruder verlor. Er starb in einem Alter von achtzehn Jahren. Der Herzog beklagte ihn und bezeigte seine Theilnahme den Eltern in der herablassendsten und rührendsten Weise. Schiller's Seele blutete aus vielen Wunden. Mit seinem Herzblut schrieb er, dem Todten zu Ehren, seine „Leichenphantasie" und am 15. Januar an den unglücklichen Vater des Entschlafenen einen Brief, der selbst die Verzweiflung rühren mußte.

Die Leichenphantasie — sie lebt auf in der Erinnerung meiner Leser. Die Gewalt des Rhythmus, der mit der Empfindung mitschauert, jauchzt, in liebender Erinnerung hinschmilzt, gräbt sich unauslöschlich in die Seele. Hier ist Schiller so ganz er selbst, daß man dreist behaupten kann: Diesen Gesang hätte weder Goethe, noch Klopstock, noch Bürger machen können. Eine erbärmliche Krittelei mag sich an einzelne Bilder heften, aber selbst das ungeheure Wort: „Seine Silberhaare bäumen sich" ist eines Michel Angelo würdig. Schiller macht auch hier schon der Persönlichkeit keine Konzessionen, wenn es nicht in sein poetisches Ideal taugt. Er mußte Alles vollkommner machen, weil er es nur so lieben konnte. Hoven war ein sanfter Jüngling. Der Dichter macht ihn zu einem Ideal. Er stellt die Statue eines Gottes auf den Sarkophag des Freundes.

Stolz wie die Rosse sich sträuben und bäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,

Königlich wider die Zügel sich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürsten daher.

— — — — — — — — — — —

Geh, Du Holder, geh' im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollendung zu,
Lösche nun den edeln Durst nach Wonne,
Gramentbundner, in Wallhalla's Ruh'!

Gramentbundner! Diese grabesneidische Trauer klingt noch stärker durch Schiller's Brief an Hoven's Vater. Der Dichter wird Seelenarzt. Er beginnt damit, dem Vater die ganze Größe seines Verlustes zu zeigen.

„Sie verloren, sagt er, einen Jüngling, der es werth war, der Stolz seines Vaters zu sein und der würdigste unter uns allen war, länger und glücklicher zu leben. — — — Ja ich kann es fühlen, was es heißt, seine schönsten Hoffnungen, die Freuden seines Lebens in einem Sarge dahin tragen zu sehen, ich weiß, daß die Klagen eines untröstlichen Vaters gerecht sind, — und weiß, daß die Klagen des Vaters, zu dem ich jetzt rede, zehnfach gerechter sind, als aller anderer — denn ich empfand es, wie schwer es schon meinem eigenen zärtlichen Vater würde gefallen sein, wenn dieser Schlag mich getroffen hätte, da ich doch in keinem Stück auf den Werth Ihres lieben Sohnes Anspruch machen darf. Aber haben Sie denn Ihren Sohn verloren? — verloren? — War er glücklich, und ist es nicht mehr? Ist er zu bedauren, oder nicht vielmehr zu beneiden? Ich mache zwar diese Fragen einem geschlagenen Vater, dessen Seelenleiden ich freilich niemals nachempfinden kann, aber

ich mache sie auch einem Weisen, einem Christen, der es weiß, daß ein Gott Leben und Tod verhängt und ein ewig-weiser Rathschluß über uns waltet. Was verlor er, das nicht dort unendlich wieder ersetzt wird? Was verließ er, das er nicht dort freudig wiederfinden, ewig wieder behalten wird? Und starb er nicht in der reinsten Unschuld des Herzens, mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüstet, eh' er noch die Wechsel der Dinge, den bestandlosen Tand der Welt beweinen durfte, wo so viele Pläne scheitern, so schöne Freuden verwelken, so viele Hoffnungen vereitelt werden. — Das Buch der Weisheit sagt vom frühen Tode des Gerechten: „Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit ihm aus dem bösen Leben, er ist bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingerückt, daß die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre, noch falsche Lehre seine Seele betrüge.“ So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem er gekommen ist, so kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir später, aber auch schwerer beladen mit Vergehungen gelangen. Er verlor nichts und gewann alles.“

Weiterhin heißt es: „Tausendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor

wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier' ich von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, desto mehr wünschte ich als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode Ihres theuren Sohnes geizig sein, so aber gehört es einer Mutter und dreien, ohne mich hülflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen."

Er verweist den Vater auf seinen noch lebenden Sohn: „er strengt alle seine Kräfte auf den einzigen Zweck an und wird Ihnen zehnmal mehr leisten, als ich meinem Vater jemals versprechen kann. Könnte ich Ihnen, schließt er, in mir einen zweiten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohn einen Bruder schenken, so wollt ich stolz auf mich selbst sein. Aber es soll mehr an meinen Kräften, nimmermehr an meinem Willen fehlen. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hause in ewiger Gewogenheit und Freundschaft, und wünsche nichts mehr, als mich nennen zu dürfen

Wohlgeborner Herr, hochzuverehrender Herr Hauptmann

Dero gehorsamster Sohn

F. C. Schiller."

Es ist ein wunderlich Ding um die Jugend. Todessehnsucht, schrankenlose Hingebung, Reden mit den Zungen aller sieben Weisen man ist sich so überflüssig in der Welt, wie Lessing's Tempelherr, und — kann doch von sich

selbst nicht loskommen. Es hilft alles nichts, man ist dabei kerngesund. Derselbe Schiller, der diesen Brief schrieb, studirte in jenen Tagen ein Trauerspiel ein und — lernte eifrig an der Rolle des Clavigo. Das Lampenfieber hatte er, wie wir wissen, überstanden. Am 11. Februar war des Herzogs Geburtstag. Man pflegte ihn durch ein Schauspiel zu feiern. Bisher hatte Herr Uriot französische Komödien und Operetten mit den Zöglingen und Demoiselles aufgeführt. Jetzt waren die Eleven, die sich dem Schauspielerstande verschrieben hatten, so weit ausgebildet, daß die deutsche Schule sich zeigen konnte. Schiller war eine Autorität in Sachen des Drama's. Mochte er der Ansicht sein, daß der Herzog, welcher den Dichter des Clavigo kennen gelernt und ausgezeichnet hatte, durch ein Werk desselben erfreut werden konnte, oder war es eigener Antrieb, genug er wählte den Clavigo. Man überließ ihm die Direktion.

Er machte es nicht, wie die Direktoren pflegen, er nahm sich keine gute Rolle. Der Clavigo ist wohl eine der schwierigsten, aber nicht eine der dankbarsten, die es giebt. Das widerwärtige Gefühl, das ein schwankender und zweideutiger Charakter auf uns macht, legen wir so gern dem Schauspieler zur Last. Nur die gewandteste Sicherheit des Spiels ist ein Schild gegen diesen Vorwurf. Unter hundert Mimen, die alle mit Ehre auf den Brettern stehn, möchte kaum einer sein, der als Antrittsrolle, ohne Schule, den Clavigo erträglich spielte. Mit der Thatsache, daß Schiller sie unerträglich schlecht spielte, ist ihm keineswegs alles darstellende Talent

abgesprochen. Seine Festreden machten Eindruck, trotz seiner im Affekt kreischenden Stimme. Seine Freunde, die ein eben so reines Schwäbisch sprachen, als er, lachten nicht, wenn er ihnen Szenen aus den Räubern rezitirte (und sein Antlitz war, nach Scharffenstein's Wort, ganz affektvolle Sprache). Ebensowenig erwähnen Streicher und Karoline von Wolzogen, denen er oft vorlas, und Goethe, der ein feines Ohr hatte, daß Schiller's Deklamation so unerträglich lächerlich war, wie seine Darstellung des Clavigo den Stuttgartern erschien. Aber er that zu viel. Und er wurde ausgelacht. Daß er nicht sogleich, nachdem der Vorhang gefallen, mitlachte, ist sehr wahrscheinlich. Er hatte die Rolle ernsthaft angegriffen. Er konnte sie zu seiner Dissertation, zu seinen vereitelten Hoffnungen legen.

In demselben Schubfach — es ist das geheimste des menschlichen Herzens — lagen ohne Zweifel, nur um sie Nießens Augen zu verbergen, die angefangenen Räuber. Er schlug sie auf.

Jetzt war das Gewitter beisammen. Die vorhergehende Schwüle und Mattigkeit, die dumpfe Trauer hat es verkündet, es entladet sich mit majestätischer Gewalt.

Vielleicht kein Werk eines Dichters ist in solcher stürmischen Schaffenswonne ins Dasein getreten, wie die Räuber. Ob er sich wohl noch auf die Bahre strecken wollte, nachdem er zwei Akte geschrieben? Er deklamirte jede neue Szene, so wie sie entstanden, im Gefühl des Gelingens seinen Genossen. Er verhundertfachte sich den Triumph, er

genoß den Jubel, der erste Darsteller seines Werkes zu sein. Viele Stellen mußte er, wie Zettel im Sommernachtstraum sagt, „sanft brüllen." Nießens unvermuthete Ronden störten oft die Schaar auf, sie trafen sich in den Freistunden in einem Winkel des Gartens oder in einem vergessenen Versteck des weitläuftigen Gebäudes, oder auf einem Spaziergange an entlegener Waldesstelle, und schlürften im Fluge die Neige der köstlichen Zeit. Auch ließ sich der Verfasser einzelne Auftritte von den Freunden vorlesen, um als Zuhörer urtheilen zu können. Das Geheimniß mehrte die Intensität des Dichters. Es entstand im eigentlichen Sinne des Worts ein Nachtstück. Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Nur im Krankensaal war eine Lampe gestattet. Um die Nacht für seine Arbeit zu gewinnen, gab Schiller sich für krank aus. Manchmal visitirte der Herzog den Saal, dann fuhren die Räuber schnell unter den Tisch, und ein medizinisches Buch, auf dem sie gelegen hatten, mußte Karl Eugen in dem Glauben bestärken, daß sein Liebling mit einem wahren Fanatismus seinem Beruf ergeben sei, daß er sogar die Nächte für seine Wissenschaft benutze.

War eine Szene auf diese Weise unter Angst und innerm Jubel gewonnen, so ward sie am Tage den Freunden vorgelesen. Sie waren elektrisirt*). Je kühner, desto besser,

---

*) Schiller schreibt an Körner II. 20: „Als ich während meines akademischen Lebens plötzlich eine Pause in meiner Poeterei machte

und der Applaus spornte wieder den wilden Pegasus zu ungeheuren Flügen.

Manche Räubernamen z. B. von Moor, Schweizer, sind von Zöglingen der Akademie entlehnt, während andere als geistige Modelle zu den Charakteren benutzt wurden. Selbst Spiegelberg's Plan, nach dem gelobten Lande auszuwandern, ist eine Idee, womit ein Eleve oft zu prahlen pflegte. Folgende Szene überstieg selbst das, was die Freunde vertragen konnten. Franz hatte, wie er im dritten Akt gedroht, Amalien in ein Kloster gesperrt. Karl Moor läßt das geweihte Asyl von seiner Bande umzingeln und dringt mit Waffengewalt hinein. Die zitternden Nonnen beten, Karl steht der Geliebten gegenüber und fordert sie als sein Eigenthum zurück. Man will sie ihm weigern, doch er droht, von furchtbarem Zorne bewegt, bei dem geringsten Widerstande die ganze Kirche auf einen Wink in ein Bordell umzuschaffen.

Schiller hat nachmals diese Szene getilgt, vielleicht auch darum, weil sie an eine ähnliche Szene aus Julius von Tarent erinnerte.

---

und zwei Jahre lang mich ausschließlich der Medizin widmete, so war mein erstes Produkt nach diesem Intervall doch gleich die Räuber." Hiermit ist die Ansicht widerlegt, welche in Wagner's Gesch. d. Karlsschule S. 5 ausgesprochen ist, daß Schiller schon 1778 Hauptheile des Werkes vollendet und vorgelesen habe.

VIII.

Entlassung.

Die wiederaufgenommene Dichtung lockte den Jüngling auf verwandte Gebiete. Man sah ihn in den Homervorlesungen des Professor Nast, und während ihn früher Homer ebenso abstieß, wie Shakspere, so ward er jetzt tief und freudig erregt, als der Professor einzelne Gesänge aus Bürger's Jambenübersetzung mittheilte. Wahrscheinlich entstand in Folge dieser Anregung die lyrische Operette Semele. Wenigstens hat ihr Blankvers mit dem Bürger'schen große Aehnlichkeit.

Auch Drück's Vorlesungen über Virgil wurden besucht. Im schwäbischen Magazin von 1780, Stück 11, erschien unter der Ueberschrift: „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer" eine kühne Probe von Virgilübersetzung in Hexametern. Sie war von Schiller. Er that auch hier, wie als Clavigo, zu viel, aber als Vorläuferin der Uebersetzungen von Voß ist sie von Bedeutung. Außerdem las er geschichtliche und philosophische Werke, Search's „Licht der Natur", Herder's „Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit", Schlözer's „Vorstellung der Universalgeschichte" und mehrere Schriften von Sturz und Zimmermann. Den Stoff zum Fiesco scheint er schon jetzt ins Auge gefaßt zu haben.

Vielleicht brachten ihn solche, die Grenzen seines Berufs überschreitende, Nebenstudien, seine Räubervorlesungen, die heimlichen Zusammenkünfte bei den Vorgesetzten in den Verdacht gefährlicher Gesinnung. Dieser Verdacht trat so laut hervor, daß er sich genöthigt sah, ihn durch ein eignes Schreiben an den Intendanten zu entkräften. Die Veranlassung war folgende:

Er hatte, wie die älteren medizinischen Eleven bei ungewöhnlichen Fällen angewiesen waren, die Aufsicht über einen Kranken und die Verpflichtung, genaue Rapports über dessen Zustand abzustatten. Der Kranke, dessen Namen nicht bekannt ist, war Schiller's Freund. Sein Leiden war tiefe Hypochondrie. Schiller's Rapporte, indem sie den Zustand des Kranken schildern, geben ein interessantes Bild seiner eigenen geistigen Physiognomie. Er sagt im ersten Rapport vom 26. Juni*): „Die ganze Krankheit ist meinem Begriffe nach nichts anderes, als eine wahre Hypochondrie, derjenige unglückliche Zustand eines Menschen, in welchem er das bedauernswürdige Opfer der genauen Sympathie zwischen dem Unterleib und der Seele ist, die Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geister und der meisten großen Gelehrten. Das genaue Band zwischen Körper und Seele macht es unendlich schwer, die erste Quelle des Uebels ausfindig zu machen, ob es zuerst im Körper oder in der Seele zu suchen sei."

---

*) Zum erstenmal in Wagner's Karlsschule abgedruckt, I, 584.

„Pietistische Schwärmerei schien den Grund zum ganzen nachfolgenden Uebel gelegt zu haben. Sie schärfte sein Gewissen, machte ihn gegen alle Gegenstände von Tugend und Religion äußerst empfindlich und verwirrte seine Begriffe. Das Studium der Metaphysik machte ihm zuletzt alle Wahrheit verdächtig und riß ihn zum andern Extrem über, so daß er, der die Religion vorher übertrieben hatte, durch skeptische Grübeleien nicht selten dahin gebracht wurde, an ihren Grundpfeilern zu zweifeln. Diese schreckende Ungewißheit der wichtigsten Wahrheiten ertrug sein vortreffliches Herz nicht. Er strebte nach Ueberzeugung, aber verirrte auf einen falschen Weg, da er sie suchen wollte, versank in die finstersten Zweifel, verzweifelte an der Glückseligkeit, an der Gottheit und glaubte sich den unglücklichsten Menschen auf Erden. Mit dieser Unordnung seiner Begriffe verband sich nach und nach eine körperliche Zerrüttung (ich getraue mir nicht zu bestimmen, ob ein organischer Fehler im Unterleib zu Grunde liegt). Es folgten Fehler in Verdauungsgeschäften, Mattigkeit und Kopfschmerzen, welche, so wie sie Wirkungen eines zerrütteten Seelenzustandes waren, hinwiederum diesen Zustand rückwärts verschlimmerten."

Der Kranke hatte den lebhaften Wunsch, die Akademie zu verlassen. Nach Schiller's Rapport „vom 16. Juli" beharrte der Freund auf dem Gedanken, „„daß er schlechterdings nicht mehr in der Akademie genesen könnte. Alles sei ihm hier zuwider, Alles zu einförmig, um ihn zu zerstreuen. Alles wecke seine Melancholie nur desto heftiger.""

„Ich gab ihm, fährt Schiller fort, zu bedenken, wie er nirgends eine Aussicht in der Welt hätte, da er nicht ausstudirt, da er ohnehin einen siechen Körper hätte“ u. s. w. Aber, wiewohl sich der Kranke unter Schiller's Umgang besserte, der Arzt gerieth, wie er im Bericht vom 21. Juli mit Verdruß bemerkt, in den Verdacht, die Meinungen seines Patienten heimlich zu begünstigen. Sein Einfluß auf den Freund wurde gehemmt, und der Intendant sprach dem Patienten selbst sein Mißtrauen ziemlich unverblümt aus. Das war Schiller empfindlich.

Er schrieb an den Obrist von Seeger eine umfassende und nachdrückliche Rechtfertigung seines Verfahrens. Unter anderm heißt es: „Es würde mir unendlich gefehlt sein, wenn ich dazu schweigen müßte, da es für mich von Folgen sein könnte und meinem Charakter gänzlich zuwiderläuft.“ Er legt mit oft pathetischem Ausdruck dar, daß er den Freund vom Selbstmord gerettet. Er weist jede Zumuthung, als ob er ordnungliebende Eleven beim Patienten verdächtigt, heftig zurück, bald acht Jahre habe er das Glück, in der Akademie zu leben, und in dieser Zeit sei er noch keinem Menschen unter dem schändlichen Charakter eines „Ohrenbläsers“ bekannt geworden. Nachdem er seine Ansichten über die Akademie entschieden von denen des Kranken getrennt hat, erklärt er als Ursache des Verdachts den nothwendigen Kunstgriff jedes Arztes, die Sprache des Kranken zu reden: „Und jener Tolle, sagt er, der sich einbildete, er habe zwei Köpfe, war nicht durch ein diktatorisches Nein

überwiesen, sondern man setzte ihm einen künstlichen auf und diesen schlug man ihm ab.“ Sämmtliche Rapporte sind mit preisenden Bemerkungen über die väterliche Gnade des Herzogs durchflochten. Sie schwebte unverantwortlich, unantastbar über dem kleinen Staat, dem Schiller nur noch mit halber Seele und schlechtverhehltem Widerwillen angehörte. Gewiß sah er den herannahenden letzten Prüfungen mit Verlangen entgegen.

Er mußte eine neue Dissertation schreiben. Er gab an, der hauptsächlichste Gegenstand seines Studirens seien in diesem Jahr folgende Materien gewesen: I. Ueber den großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen. II. Ueber die Freiheit und Moralität des Menschen. Es war denn doch den Professoren um eine mehr medizinische, als philosophische Arbeit zu thun. Sie wählten also das erste Thema und gaben ihm, um den allzu Wilden bei der Stange zu halten, auf, noch eine lateinische Dissertation über den Unterschied der entzündlichen und der Faulfieber zu schreiben. Letztere Abhandlung fiel so aus, daß die Professoren sie nicht des Druckes würdig erachteten. Dagegen lag die deutsche Arbeit ganz in seinem Wege. Den Tadel des allzuvielen Feuers hatte er sich gemerkt. Mir scheint die neue Dissertation nur ein aufgewärmtes Gericht aus der reichen Tafel der alten zu sein.

Die Kapitelüberschriften der alten Dissertation lauteten: I. geistiges Leben. II. Ernährung. III. Zeugung. IV. Zusammenhang dieser drei Systeme. V. Schlaf und Tod. Nun

vergleiche man hiermit den Inhalt der uns erhaltenen späteren Arbeit: „Ueber den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur des Menschen.“

Auch hier steht wieder in der kurzen Schilderung des geistigen Lebens der Gedanke obenan: Vollkommenheit des Menschen liegt in der Uebung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans. Dann führt der Verfasser aus, daß die Thätigkeit der Seele an die Materie gebunden sei durch die Systeme der Empfindung, der Ernährung, der Zeugung. Dies nennt er physischen Zusammenhang.

Der Hauptabschnitt: Philosophischer Zusammenhang gelangt zu dem Satz: Der Körper also ist der erste Sporn zur Thätigkeit, Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit, aber die errungene Vollkommenheit des Geistes wirkt wieder aufs innigste auf den Körper zurück. Beide sind in ihrer Existenz durch einander bedingt. Dies wird der Inhalt von Kapitel IV. der alten Dissertation mit der Ueberschrift: „Zusammenhang dieser drei Systeme“ gewesen sein. Der Schluß beider Arbeiten fällt dem Inhalt nach ganz zusammen: Beide schließen mit: „Schlaf und Tod.“

Wenn man die spielende Ueberlegenheit, ja den genialen Uebermuth erwägt, mit dem die neue Dissertation geschrieben ist, so erscheint ihr Schlußsatz fast wie einer jener Sarkasmen, die Schiller nur für die Freunde verständlich seinen Gegnern zuzuschleudern pflegte. Er heißt, mit Bezug auf unsere mögliche Vervollkommnung nach dem Tode: „Wir

legen jetzo manches Buch weg, das wir nicht verstehen, aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser."

Der Verfasser zitirt alle seine Lieblinge: Shakspere, Gerstenberg und — es sieht fast nach einer Wette mit seinen Freunden aus, — die Räuber, unter dem Titel: Life of Moor, Tragedy by Krake. So gut maskirt der Löwe hier lag, so konnte er es doch nicht lassen, die Klaue vorzustrecken, und die Herren Professoren schnitten eifrig in die Krallen. „Tönender Wohlklang auf die Laute der Natur", „da grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwirkenden Merkur", solche und ähnliche Wendungen wurden getadelt, indessen die Arbeit mit einer erbaulichen Bemerkung über den großen Haller für druckwürdig befunden. Sie erschien mit einigen Aenderungen bei „Christoph Friedrich Cotta, Hof= und Kanzlei=Buchdrucker." Schiller nahm sie nicht in die Sammlung seiner prosaischen Schriften auf. Sie steht seit 1838 in der Cotta'schen Ausgabe, ohne die Zueignung an den Herzog, welche von Gefühlen der Ergebenheit und Dankbarkeit überfloß. Schiller nennt seinen Erzieher den Stifter seines Glücks. Er erkennt in seiner Erziehung „die Wege einer höheren Vorsicht", den Grund zu dem Glück seines ganzen Lebens, und setzt ahnungsvoll hinzu: „Und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine eigne Bestrebungen sich mit den Absichten des besten Fürsten durchkreuzen."

Sein Fürst war ihm gnädig gesinnt, er ahnte das Bündniß nicht, das sein Zögling mit dem Dämon des Jahrhunderts gemacht hatte. Er ahnte nicht, daß dieser Zögling

ihm innerlich so weit entfremdet sei, als er mit seinem Maß von sechs Fuß drei Zoll äußerlich aus dem Camisol ohne Aermel herausgewachsen war, mit welchem er auf die Solitude kam. „Laßt mir diesen gewähren! Aus dem wird etwas!" Das Wort des Herzogs hat sich erfüllt, aber auch in des Herzogs Sinn? „Der verlorne Sohn" hieß der andere Titel der Räuber. Armer Jüngling, indem du deinen Karl Moor vor die Nacht des Unglücks stelltest, bist du ein Seher deines eignen Geschickes gewesen.

Jetzt waren nur noch die mündlichen Prüfungen zu überstehen. Das Programm von 1780 (abgedruckt in Wagner's Geschichte der Karlsschule) sagt nichts davon, daß Schiller seine Dissertation vertheidigt habe. Dagegen opponirte er einem Professor in lateinischer Sprache*). Man kann sich den Eindruck, den Schiller's Persönlichkeit damals machte, nicht lebendiger und treuer vergegenwärtigen, als durch die Erzählung eines Augenzeugen, welcher sich am Tage dieser Disputation unter den Zuschauern auf der Gallerie befand und der in den nächsten Lebensjahren unseres Dichters eine so einzige Rolle spielt. Dieser Augenzeuge war Andreas Streicher, ein angehender Tonkünstler.

Es hat manches Freundespaar in alten und neuen

---

*) Streicher erzählt, die Disputation sei medizinischen Inhalts gewesen. Er verstand schwerlich so viel Latein. Nach dem Programm zu urtheilen war es Professor Drück's Streitschrift: De virtutibus vitiisque Homeri et Virgilii ex seculi indole aestimandis. Vgl. Boas Jugendjahre I, S. 213.

Zeiten gegeben, in Leben und Dichtung. Aber wenn man eine Freundschaft aufsuchen will, welche an Zartheit, schwärmerischer Hingebung und aufopfernder Treue der Liebe Streicher's gleichkommt, so muß man das Buch aufschlagen, worin die hehrsten und süßesten Wunder des menschlichen Herzens sich begeben, im Shakspere wird man es finden. Man lese etwa in „Was Ihr wollt" die Szene zwischen Antonio und Sebastian. Die Worte Antonio's: „Wenn Ihr mich nicht für meine Liebe umbringen wollt, so laßt mich Euren Diener sein", diese Worte klangen in des jungen Tonkünstlers Seele, da er Schiller zum erstenmale sah.

Er hat ein Büchlein geschrieben, dieser Andreas Streicher, ohne seinen Namen. Es heißt: Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Es ist wahrlich ein Edelstein. Sein etwas altväterischer Ton und eine gewisse Umständlichkeit haben vielleicht die Biographen veranlaßt, seine Erzählung in ihr schulgerechteres Deutsch zu übersetzen. Ich glaube, sie hätten sich nichts Leideres thun können. Es sind einige wenige Unrichtigkeiten darin, aber in dem Ganzen waltet eine Treue, über den Worten liegt ein so bezaubernder Hauch der Empfindung, daß man bei der Erzählung des Musikus einen ähnlichen Eindruck empfängt, wie beim Anhören einer schönen Haydn'schen Sonate. Es giebt keine biographische Aufzeichnung über Schiller, in welcher sein Jugendbild so groß, so wahr, so einfach, so ächt künstlerisch gezeichnet ist. Es weht Einen das Gefühl an, als hätte Schiller's Geist, wie ihn Goethe in den Worten giebt:

Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine,

als hätte dieser Geist an dem Büchlein mitgearbeitet.

Streicher hat seine eigene Person unter dem Buchstaben S. verhüllt. Ich werde seine Worte gebrauchen, so oft es der Plan meines Werkes irgend erlaubt. Er erzählt:

„Es war im Jahre 1780 in einer der öffentlichen Prüfungen, die alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs daselbst gehalten wurden und welche S. als ein angehender Tonkünstler um so eifriger besuchte, da meistens über den andern Tag eine vollstimmige, von den Zöglingen aufgeführte Musik die Prüfung beschloß, als er Schillern das erstemal sah. Dieser war bei einer ... in lateinischer Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Professor Opponent, und obwohl S. dessen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die röthlichen Haare, die gegeneinander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. S. hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Sein und Wesen desselben zogen ihn dergestalt an und prägten den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute — nach achtundvierzig Jahren — diese ganze Szene auf das lebendigste darstellen könnte.

„Als S. nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu sein, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte.

„Als 1781 die Räuber in Druck erschienen waren und besonders auf die junge Welt einen ungewöhnlichen Eindruck machten, ersuchte S. einen musikalischen, in der Akademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Sein Wunsch wurde gewährt, und S. hatte die Ueberraschung, in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling zu erkennen, dessen erstes Erscheinen einen so tiefen Eindruck bei ihm zurückgelassen hatte.

„Wie jeder Leser eines Buches sich von dem Autor desselben ein Bild seiner Person, Haltung, Stimme, seiner Sprache vormalt, so konnte es wohl nicht anders sein, als daß man sich in dem Verfasser der Räuber einen heftigen jungen Mann dachte, dessen Aeußeres zwar schon den tief empfindenden Dichter ankündigt, bei welchem aber die Fülle der Gedanken, das Feuer seiner Ausdrücke, sowie seine Ansicht der Weltverhältnisse alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse. Aber wie angenehm wurde diese vorgefaßte Meinung zerstreut! Das seelenvollste, anspruchsloseste Gesicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen. Die

schmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwidert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können. Die Ansichten über Alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich. Die Aeußerungen über die Werke Anderer sehr treffend, aber dennoch voll Schonung und nie ohne Beweise. Den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach reifer Mann, mußte man seinem Maßstabe beistimmen, den er an Alles legte und vor dem Vieles, was bisher so groß schien, ins Kleine zusammenschrumpfte und Manches, was als gewöhnlich beurtheilt war, nun bedeutend wurde. Das anfänglich blasse Aussehen, das im Verfolg des Gesprächs in hohe Röthe überging — die kranken Augen, die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die ebenso vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren. Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien aneinander zu knüpfen, sie so zu reihen wußte, daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien, und trug wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte und die Möglichkeit des schnellen Verlaufs der Zeit nicht begreifen konnte. Diese so äußerst reizende und anziehende Persönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ, — Gespräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, die jede

Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten — Gesinnungen, die nichts als die reinste Güte ohne alle Schwäche verriethen — mußten von einem jungen Künstler, der mit einer lebhaften Empfänglichkeit begabt war, die ganze Seele gewinnen und der Bewunderung, die er schon früher für den Dichter hatte, noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen beigesellen."

Streicher's Erzählung hat uns aus der Akademie herausgeführt. Ich wollte sein Schillerbild vollständig geben. Er hatte schwerlich Lessing's Laokoon gelesen, und doch wußte er, daß die lebendigsten Bilder von einem Menschen diejenigen sind, welche seine Bewegung zeichnen. Alles Andre bleibt angestrichne Statue in Worten. Hoffmeister sagt, daß man „durchaus unrecht thue, Schiller einen tiefen, kühnen Adlerblick zuzuschreiben." Da muß ich Streicher doch vertheidigen. Zwar beruft sich Hoffmeister darauf, daß Goethe des Freundes Augen sanft nennt und Petersen sagt: „den Ordensstern des Genius, um mit Lavater zu reden, trug Schiller nicht im Auge." Ich will noch hinzufügen, was die Mitschüler vergessen haben, daß Schiller kurzsichtig war *). Aber ein Blick auf Dannecker's kleinere Büste, die Scharffenstein unverbesserlich nennt, wird Streicher Recht geben. Der „tiefe, kühne Adlerblick" liegt nicht so sehr im Feuer des Auges, als in dem Ensemble von Brauen und Nase. Streicher sah den Dichter in der Entfernung, er

*) Schiller u. Lotte, S. 50.

sah ihn öffentlich im Affekt auftreten. Da prägten sich die großen Charakterstriche ein. Nachher spricht er von kranken Augen. Das kann sehr wohl mit der ersteren Eigenschaft bestehen. Eins tritt aus allen Zeichnungen entgegen. Mit Schiller's Körper, soweit er vom Geist aus sich bildete, war eine auffällige Umformung und Verschönerung vorgegangen.

So dunkel auch das Gebiet der Physiognomik ist, so wird man doch versucht sein, ohne Schiller damit definiren zu wollen, die Linien seines Jugendbildes zu deuten. Und hier hat das Einzelne sein Recht.

Der hohe, gestreckte Gliederbau würde, gymnastisch gebildet, mit der gewölbten Brust, mit dem schlanken und langen Halse, an die schwungvolle Erhabenheit eines Apoll erinnert haben. Aber die vollständige Befreiung der Glieder fehlte, das angestrengte Denken und die Stubenbildung machte sie zu bloßen Sklaven des Kopfs, und so mischt sich in jenes Bild viel vom Gelehrten, auch vom hagern Cassius, dem politischen Verschwörer. Die Brust, der Sitz des Muthes, war heraus und gewölbt. Die starken, mehr motorischen als sensiblen Hände, deren Spiel mehr energisch als graziös war, bezeichnen die männliche Seele, den willenskräftigen Menschen. Das Haupthaar nennt Scharffenstein buschig, roth, von der dunklen Farbe. Die verwandten Vorstellungen von „impertinent blond“, vom altgermanischen Urtypus, vom Abnormen, selbst vom Unheimlichen, Geistermäßigen und Bösen liegen nicht weit. Damit hängt das Pigment zusammen, eine weiße Haut mit feinster Erregbar=

keit. Schneller Wechsel von blaß und roth blieb Schiller immer eigen. Auf den ersten Blick hat das Gesicht etwas Vogelartiges, Orientalisches. Die gebogene spitze Nase macht den Eindruck des Spürenden, auch wohl Empfindenden, Zertheilenden, Ahnenden, womit die auffangende, vorstehende Unterlippe korrespondirt. Aber in starkem Kontrast zu der Nase erscheint die felsichte Stirn breit, viereckig, löwenartig, gegen die Augenbrauen und Nase steht wirklich, wie Aristoteles von der Löwenstirn sagt, etwas wie eine Wolke. Solche Stirn soll den Mann von großen Ideen bezeichnen. In den tiefliegenden Augen, die nach Scharffenstein dunkelgrau, nach Karoline von Wolzogen zwischen lichtbraun und blau, also jedenfalls sehr unbestimmt gefärbt waren, faßt sich die Intelligenz und der Charakter zusammen, die Anschauung geht nach innen. Diese ganze Partie des Kopfes hat viel Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck. Die Lippen waren, nach Scharffenstein, dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war, wenn Dannecker's Büste Recht hat, stark, nach oben hin merklich gespannt, es liegt Ausdauer, Sicherheit, eine gewisse trotzige Kühnheit darin. Die Stimme war hoch, im Affekt damals schneidend, wie Robespierre's, Napoleon's und Luther's Stimme.

Der größte Aesthetiker unserer Zeit, Vischer, hat diesen Deutungsversuch zu verantworten, aber ich darf nicht ver-

schweigen, wie sehr er die Unzuverlässigkeit solcher Deutungen hervorhebt. Wie viele Räthsel bleiben in den feineren Uebergängen und in dem mannichfaltigen Durcheinander ungelöst! Fast so viele, wie in der künstlerischen Physiognomie, die wir nach ihren Grundzügen schon bei dem Jünglinge fixiren können, um sie gelegentlich im Lauf der Biographie zu vervollständigen. Ein lebendiges Naturgefühl, wie es das Gedicht „der Abend" ausspricht, die gesunde Grundlage der Künstlerphantasie, tritt zurück vor den Idealen des Geistes, das einfach Schöne vor dem Erhabenen. Der Schritt zum Komischen, zum derben Witz und Epigramm schützt vor nebelhaftem Zerfließen; das Gefühlsame, welches Schiller in Hölderlin als sein eigen Jugendtheil wiedererkannte und das sich an Klopstock anlehnte, bleibt als rhythmischer Niederschlag, und versetzt mit starker Leidenschaft, wird es tauglich zu dramatischem Stahlguß. Eine solche Phantasie ist vorzugsweise auf die Massen der Geschichte, auf das Politische, das sittlich Große gerichtet, im Genre mehr auf das Soldatische, als das Ländliche, im Bürgerlichen mehr auf das Zerwürfniß der Stände, als auf idyllische Behaglichkeit. Sonnenaufgang über dem Meere, Sonnenuntergang, Sturm, Einöden, Aufruhr des Wassers und der Menschen und, wenn man Einzelnes herausgreifen darf, die Kampflust der Bestien, das Gewimmel der Meeresungeheuer werden ihr Bilder geben. Man vergleiche den Handschuh und das Sturmbild im Tell mit der Novelle von Goethe, in welcher der Mensch selbst mit dem Löwen auf kindlichem Fuße steht.

Zwar fehlt schon dem Jüngling Schiller nicht der Sinn für das Einfach=Schöne in der Natur, wie in der Kunst, der Sinn, der ihn so mächtig zu Goethe zog, aber vorwiegend ist bei ihm die Anlage zum Erhabenen. Man kann vielleicht die äußerst markirte Körperlichkeit, die sich der Normalbildung gegenüber isolirt sieht, mit in Rechnung ziehen, wenn man diese Anlage zum Kontrast, zum Erhabenen sich erklären will. Goethe mit seinem offenen Tagesgesicht, mit seinen großen klaren Augen, mit seinem durchaus harmonischen Körper findet sich mit der umgebenden Welt auf Du und Du. Auch Shakspere mußte sich in seiner Gestalt zu Hause fühlen, und so gewaltig es in ihm stürmt, den Bund mit der nächsten Menschheit zerreißt er nicht. In sich selbst kehrt er leicht und ruhig wieder ein. Schiller's Geist fühlte sich nicht in seinem Körper heimisch, er ließ ihn zum Theil verfallen und erkannte zu spät den Werth einer gesunden Geisteswohnung. Eine solche Natur sucht den Mangel auf der einen Seite durch einen Ueberschuß auf der andern zu decken. Das Individuelle, das an ihr selbst hindert und stört, wird ihr leicht an den Dingen gleichgültig oder zuwider sein. Sie sucht die Idee, den Brennpunkt des Geistes, in dem sich die Strahlen des Persönlichen sammeln.

Nur ein reiches, vielbewegtes Leben kann die Einseitigkeit, die hier erwähnt ist, aufheben, kann dem Dichter ein unbefangenes, natürliches Weichbild zuführen, und Schiller verdient wahrlich, wenn man die innern und äußern

Hemmnisse seines Lebens kennt, eine immer neue Bewunderung, daß er diese Hemmnisse in Förderung seiner Kunst nach Gehalt und Form verwandelte.

Wir treten jetzt mit ihm in das „Leben", wie man charakteristisch genug den Zeitraum nennt, der auf die Schule folgt.

Drittes Buch.

Regimentsmedikus Schiller.

Januar 1781 bis 17. September 1782.

I.

Schlechter Ruf.

Die Sonne der fürstlichen Gnade, welche den Dichter nach jener Disputation beschien, hatte viel Licht, aber wenig Wärme. Karl Eugen glaubte durch die kostenfreie Erziehung genug gethan zu haben, um sich die ewige Dankbarkeit seines Zöglings zu erwerben. Theuer bezahlen mochte er diese Dankbarkeit nicht. Schiller wurde als Medikus ohne Porte d'epee beim Grenadierregiment General Augé angestellt. Achtzehn Gulden Reichswährung (etwa zehn Thaler) monatlicher Sold war eine magre Erfüllung des Versprechens, daß eine besonders gute Anstellung Eltern und Sohn für das Opfer des theologischen Berufs schadlos halten solle.

Aber das Leben, das ersehnte Land, in das seine Freunde und er in früherer Zeit Paradiese von Genuß und Thätigkeit hineingeträumt hatten, war erreicht. Es war immer ein Athemholen werth. Freund Hoven ging in den letzten Tagen des Dezember, das Glück des Wiedersehens zu Hause zu genießen. Und auch Schiller eilte ohne Zweifel in die Arme der Seinigen. Bei ihm überwog die Freude

jeden trüben Gedanken. Die Eltern aber empfanden die bittere Täuschung in Bezug auf die gute Anstellung schwer, wenn man auch von keiner Seite Widerspruch zu erheben wagte. Der Vater schrieb im Gegentheil einen Danksagungsbrief an den Intendanten von Seeger, und der Sohn ging aufs Schloß, um mit dem üblichen Handkuß dem Herzog für die genossenen Wohlthaten zu danken. Der Herzog war bis dahin sein Vater gewesen, jetzt war er sein Herr.

Nichts entfremdet innerlich mehr, als der Uebergang eines Herzensbandes in ein Dienstverhältniß. Den berechtigten Zwang der Schule hatte Schiller getragen, die Fortdauer desselben in seiner neuen Stellung ward ihm bald unerträglich. Als er sich in einer abscheulichen Uniform auf der Wachtparade vorstellte, erinnerte ihn jede Berührung seines Degens an die mangelnde Quaste und an seine subordinirte Stellung. Was ihm jedoch am härtesten fiel, war, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Generals sich nicht aus der Stadt entfernen durfte. Seine Eltern wohnten nur eine Stunde von Stuttgart. Einen jeden Besuch bei ihnen sollte er sich von der Laune seines Chefs erbitten. Das war eine schöne Freiheit.

Und auf seiner ganzen Stellung ruhte ein Fluch der Lächerlichkeit. Der größte Theil der Grenadiere des Regiments Augé bestand aus Invaliden. Sie sahen miserabel aus. Das Soldatenspiel war beim Herzog jetzt in Mißkredit, und die Praxis des Regimentsmedikus schlich in geflickter Uniform, eine Reihe von Jammerbildern, durch die

Straßen von Stuttgart. Der Arzt selbst — doch wie der aussah, erfahren wir am besten von Einem, der es verstand, fürs Lachen zu zeichnen. Es ist Niemand anders, als Scharffenstein. Wir wissen, wie er und Schiller auseinanderkamen. „Ich wurde, erzählt Scharffenstein, als Lieutenant bei einem Infanterieregiment angestellt. Bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen meiner neuen Existenz blieb mein Herz leer, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meinen ehemaligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller, erwachte in mir; der Gedanke, mit ihm entzweit zu sein, wurde mir unerträglich. Ich schrieb an ihn, er antwortete in gleicher Stimmung, alle Wolken verschwanden, Alles war rein vergessen. Inzwischen waren wir durch unsre Lage getrennt und hatten beinahe keine Kommunikation mit einander."

Da sieht er den neugebacknen Regimentsmedikus sich auf der Wachtparade präsentiren. „Wie gram ward ich dem Dekorum, das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfassen. Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in die Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt und namentlich bei den Regimentsfeldscheerern steif und abgeschmackt; an jeder Seite des Gesichts hatte er drei starre, vergipste Rollen, welche Locken vorstellten; der kleine Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein langer, dicker Zopf gepflanzt war, und sein langer Hals saß in einer schmalen, roßhaarenen Binde eingezwängt. Das Fußwerk war besonders merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine Beine, wie zwei

Cylinder, von einem größern Diameter, als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so arg kontrastirende Apparat gab nachher oft den Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen."

Der Regimentsmedikus war eine Karrikatur auf den Dichter. Was Wunder, daß der erstere dem letzteren nicht gefiel? Als Scharffenstein's Lachen vorüber war und er den Menschen unter der Vogelscheuche gewahr wurde, beugte sich sein Geist vor der imponirenden Superiorität und den Fortschritten, die er bei Schiller antraf. „Sein Herz, sagt Scharffenstein, hatte mit seinem Geist den Takt gefunden."

Welche widrigen Eindrücke hatte dieses Herz zu verwinden, und wie offen und unverbittert blieb es bei alle dem. Seine Klagen flossen nur, seine Anklagen, wenn es einen Freund zu beweinen hatte.

Der Tod wurde abermals seine schreckliche Muse. Er schrieb gegen die Mitte Januars die Worte:

Langes Stöhnen, wie vor'm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus.
Todtentöne fallen von des Stiftes Thurme —
Einen Jüngling trägt man hier heraus.
Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre,
Einen Jüngling — in dem Mai der Jahre —
Weggepflückt in früher Morgenblüth'!

Einen Sohn — das Prahlen seiner Mutter,
Unsern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf! was Mensch heißt, folge mit!

Wer könnte zurückbleiben, emporgerissen von solchem Ruf! Aber wer unter den Leidtragenden mochte wohl mit dem Führer in Prometheusgroll gen Himmel rufen:

O, ein Mißklang auf der großen Laute,
Weltregierer, ich begreif' es nicht!
Hier — auf den er seinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbarisches Gericht!

Welche hinreißende, ich möchte sagen hinmähende Gewalt in der Klage! Welche sicheren und festen Ruderschläge in dieser schaurigen Charonsfahrt! Welche elektrische Wirkung der verketteten Klänge und Bilder in diesen Versen:

Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen deine Braut wirst du,
Nie, wenn unsre Thränen stromweis rollten,
Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Und dem Freund zum grausen Todtenopfer häuft er alle Erbärmlichkeiten des Irdischen, vernichtet sie in den Flammen seines Ideals und giebt ihre Asche mit der Asche des Todten dem Sturmwind Preis. Weiß er doch, daß der Geist und seine Liebe ewig daure.

Ueber dir mag die Verleumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spei'n,
Ueber dich der Pharisäer eifern,
Pfaffen brüllend dich der Hölle weih'n rc.
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle! *)

*) S. Nachträge von Boas, I, 173.

Es war Joh. Christian Weckerlin, ein akademischer Freund, dem das

„Fahr' denn wohl, du Trauter unsrer Seele"

nachgesungen ist. Die vereinigten Mediziner ließen das Leichenkarmen drucken und irrten gewiß nicht, wenn sie die Eltern des Todten durch die Uebersendung desselben zu trösten glaubten.

In dieser Dichtung malt der Verfasser noch mit grellen Farben die Auferstehung des Fleisches. Noch konnte er fromme Eltern trösten, noch klammert er sich an die Vorstellung vom Wiederfinden nach dem Tode. Diesen tröstlichen Glauben hält er den Widersprüchen und Gebrechen der Welt und der Härte der Weltregierung entgegen.*)

Aber schon reizt ihn die Darstellung dieser Widersprüche mehr und mehr, und zersprengt die Grenzen seiner Lyrik. Der Verfasser der Räuber kündigte sich durch diesen Gesang dem Publikum an. Wie entsetzt dieses war, erfahren wir aus einem burschikosen Brief an Wilhelm von Hoven, dem ersten dieser Art, den wir von Schiller besitzen. Er gewährt zugleich einen Blick in das innige Verhältniß der Jünglinge

*) Jugendgedichte sind keine Glaubenssysteme. Ed. Boas entwickelt aus ihnen allzu künstlich, daß Schiller's Unsterblichkeitsglaube hier schon über die Auferstehung des Fleisches hinaus sei. Schiller weist nur das Wie der Fortdauer ab. Es ist sehr natürlich, daß auf einer gewissen Stufe des Zweifels der Poet noch die Sprache des Dogma's spricht, wie es sein Herz verlangt, während sein Verstand schon ihre Richtigkeit angreift. — Vergl. Boas, Jugendjahre I, 226. Die Cotta'sche Ausgabe hat das Gedicht nicht vollständig.

und führt aus den Kirchhofsmauern wieder in das gesunde volle Leben. Schiller schreibt:

Bester Freund!

Denk doch den Tausendsakerments Streich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden schicktest — gestern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geschrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — Du solltest ihn schon vor 14 Tagen bekommen — ist der Hunds.... mein Kerl schuld. Nimms also nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerst habe schicken wollen, durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil Du nicht hier warst und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Aeltern gut warst, so nahm ich's auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina in's Trauerhaus schickten, so schrieb ich express Deinen Namen zu den Unsrigen. Ich soll Dir auch von den Aeltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich freilich Fl. 2. 12 Xr. Denn soviel beträgt der Antheil eines jeden, der aufgeschrieben ist und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft.) Weil aber alle Mediciner, selbst Dr. Elvert, ungefragt dazu gezogen sind, so nahm ich um so weniger Anstand, in Deinem Namen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis*) verdie-

---

*) meines Carminis?

nen eine mündliche Erzählung; denn sie sind zum Todtlachen; ich spare sie also bis auf Wiedersehen auf. Endlich! Ich fange an, in Aktivität zu kommen, und das kleine hundsvöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Nahmen, wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sey mir gnädig!

Sey so gut und schicke mit dem nächsten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tausend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schwestern.

Ich bin der Deinige Schiller.

„Ein Nahmen, wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte!" Er ging mit vollen Segeln auf diese Art von Berühmtheit los.

Schon die Wahl seiner Wohnung war bedenklich. Zwar gehörte das Haus dem Professor Haug, es lag auf dem „kleinen Graben", der damals die Begrenzung von Stuttgart nach der Stadtmauer hin bildete, auf der jetzigen Eberhardstraße. Aber es wohnte darin eine Offizierswittwe von dreißig Jahren, die Frau Hauptmann Vischer, und was in den Augen der Welt vielleicht noch entsetzlicher war, Schiller ward der Stubenkamerad des Lieutenant Kapf. Wahrscheinlich hatte Frau Vischer ihnen das Parterrezimmerchen vermiethet, in welchem wir nunmehr unsern Helden zu suchen haben. Der Lieutenant Kapf, jetzt wie Scharffenstein beim Gabelenz'schen Infanterieregiment, war seit

einem Jahre aus der Akademie entlassen. Dort hatte er anfangs, wie die erwähnte Charakteristik der Mitschüler ausweist, nicht eben hoch in Schiller's Gnade gestanden. Sein „kindisches Betragen", seine „Unverschämtheit" und Großsprecherei, seine Selbstliebe und Verachtung Anderer, Eigenschaften, welche Schiller anfangs abstießen, wurden in Vergessenheit gebracht durch seine spätere Tüchtigkeit. 1778 nahm er in den Listen der Akademie den ersten Rang seiner Abtheilung ein und erhielt eine Fülle von Preisen. Er schrieb auch unter dem Titel „eine Bombe" eine warme Vertheidigung der Akademie. Aber so geistvoll und gewandt er war, die Neigung zu stürmischem Lebensgenuß, die Verirrungen seines Standes brachten ihn in üblen Ruf. Er trat später beim würtembergischen Kap=Regiment ein und fand in Ostindien sein Ende. Mit diesem Gesellen hauste Schiller zusammen. Beide waren nicht sehr ordnungsliebend, Kapf heftig, Schiller reizbar. Um so besser kamen sie mit einander aus. Keiner störte die Studentenwirthschaft des Andern.

Der Humor, dieser germanische Bruder der Grazien, dieser treue Hausgott armer Schlucker, junger Künstler und Studenten, verschmähte die Prunkgemächer Stuttgarts und wohnte in dem Parterrezimmer. Ihn freut das holde Nichts und das Chaos, woraus auch er seine Welten schafft; ihn freut der Opferduft des Virginischen Krautes und die reichliche Spende der Thorheit. An allem diesen war kein Mangel, wenn die ganze Gesellschaft des ehemaligen Dich=

terbundes zusammen war. Petersen, jetzt Unterbibliothekar in Stuttgart, Scharffenstein, Haug, auch wohl Bruder Hoven, welcher jetzt in Ludwigsburg praktizirte, Reichenbach, waren dem Dichter allezeit hochwillkommen. Sie waren sammt und sonders arm. Kochte der große Curius Dentatus sich seine Rüben selbst, warum sollten sie nicht Kartoffelsalat essen und auch in Hoffnung künftiger Größe mit eignen Händen bereiten? Sie wichen leider bedeutend von der Frugalität des Römers ab, denn sie aßen Knackwurst dazu. Und was erzählt Scharffenstein? „Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel und noch sehe ich des guten Schiller's Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös seines Magazins überraschen und erfreuen konnte. Da war die Welt unser." Der gute Schiller that dies ohne Zweifel nur, um Petersen, der an seinem Buche „über die Nationalneigung der Deutschen zum Trunk" schrieb, einige Studien unterzubreiten. In solche gastronomisch-nationale Bestrebungen ragte die mangelhafte Gestalt von Schiller's Aufwärter hinein, den er sich aus seinen Grenadieren ausgesucht hatte. Er führte den klassischen Namen: Kronenbitter. Er richtete allerhand Konfusion an, er ist es, welchen der ärgerliche Dichter in dem Briefe an Hoven unter dem „Hunds.... mein Kerl" versteht. Aber trennen mochte er sich nicht von ihm.

Die frohe Jugendweise war übrigens von Lüderlichkeit weit entfernt. Die innere Zucht der Jünglinge mag nicht bei allen das Maaß erreicht haben, wie bei Hoven, der im

Angesicht des Todes gesteht, daß seine Verheirathung im siebenundzwanzigsten Jahre ihn so fand, wie Don Carlos von sich im dreiundzwanzigsten rühmt. Aber der Werth, den Schiller auf diese Eigenschaft des Helden legt, beweist genug. Schiller sagt selbst, Don Carlos habe den Puls von ihm. Die Worte „Sinnentaumel und jugendliche Thorheit", womit Karoline von Wolzogen wahrscheinlich sehr verzeihliche Exzesse zu verhüllen glaubte, haben durch ihre Allgemeinheit dazu beigetragen, Schiller's herrliches Jugendbild zu trüben. Es ist wahrlich nicht zu Schiller's Unehren, wenn die Ingredienzien des „Sinnentaumels" genau bekannt werden. Es ist begreiflich, daß einer Frauennatur manches als bodenloser Leichtsinn erscheint, was nichts, als das göttliche Selbstvertrauen einer genialen Kraft oder der Ausdruck eines freigebigen Herzens ist.

Schiller war, wie fast alle Aerzte, ein gewaltiger Schnupfer, er spielte gern eine Partie Manille, er schob eine gute Kugel, ging in den Ochsen auf der Hauptstetterstraße zu Wein und Bier, und ein Diskurs mit einer hübschen Kellnerin war ihm keineswegs zuwider, wiewohl Petersen behauptet, er sei im Sinnlichen ohne alles Feingefühl gewesen. Daß Schiller damals aus Armuth nicht immer Burgunder trank und Marocco schnupfte, hat mehr zu dem Ausspruch Petersen's beigetragen, als eine wirkliche Eigenschaft. Gustel von Blasewitz, Schiller's erlesener Weinkeller in späteren Zeiten hätten Petersen vielleicht vom Gegentheil überzeugt, wenn die schöne Margarethe Schwan und

die schöne Dresdnerin und tausend Aussprüche in Schiller's Schriften es nicht vermocht hätten.

Eine unquittirte Rechnung von der Hand des würdigen Ochsenwirths: „Nota über Herrn D. Schiller und Hrn Bibliotarius Petersinn“ hat sich erhalten, welche darthut, daß der Herr Regimentsmedikus gewöhnlich ein halbes oder auch wohl ein ganzes Maaß Wein zu trinken pflegten Hierzu wurde Schinken und Salat gespeist, und wenn Bruder Hoven einmal aus dem Ludwigsburger Waisenhause herüberkam, durfte er nicht über schlechte Bewirthung klagen.

Der Ton, in welchem man verkehrte, war recht gesund. Schiller ließ einmal folgenden Zettel zurück: „Seyd mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller.“

Die tolle Wirthschaft vollständig zu machen, übernahm der Regimentsmedikus die Redaktion eines politischen Wochenblatts, welches, wie Eduard Boas ermittelt hat, unter dem Titel: „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ Dienstags und Freitags bei dem Buchdrucker Christoph Gottfried Mäntler in Stuttgart erschien. Das war das Magazin, welches Scharffenstein als die Weinquelle Schiller's anführt. Am sechsten März 1781 brachten die „Nachrichten“ eine feurige „Ode auf die glückliche Wiederkunft unseres gnädigsten Fürsten.“ Es heißt darin unter anderm:

Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrscher — Er?

Und der Sänger dieser excentrischen Ansicht war im Begriff, die Räuber herauszugeben!

Dem Stuttgarter Zensor erschien diese Huldigung seines Landesherrn „eine Beleidigung fremder Fürsten". Doch ließ er die Ode passiren. Ein ander Mal aber mußte Schiller so energisch gegen ihn auftreten, daß dem erhitzten Autor die Thür gewiesen und gedroht wurde, man würde ihn die Treppe hinunterwerfen, wenn er sich nicht entferne.

Friedrich den Großen nennt das Blatt stets mit Verehrung, Joseph den Zweiten mit Enthusiasmus. Lessing's Tod wird gemeldet. Er starb am 15. Februar 1781. Es war Zeit, in die Stelle des gefallenen Kämpfers einzurücken.

Die praktische Medizin sagte Schiller wenig zu. Ein Plan, zu doziren, lag in unbestimmtem Dunkel vor ihm. Der „Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781", das einzige medizinische Buch, das er in seiner ganzen Stuttgarter Laufbahn kaufte, zielte schwerlich nach dem Katheder. Vielmehr wies der Plutarch, den er sich in einer theuren Uebersetzung, und der Shakspere, den er sich in der Wieland'schen Verdeutschung gleich nach seinem Austritt aus der Akademie anschaffte, ganz wo anders hin. Das ewige Einerlei der Lazarethbesuche und der Parade ekelte ihn an. Wenn er auch durch eine kühne und selbständige Behandlung des Typhus einmal mehreren seiner Grenadiere das Leben rettete, die Aerzte vom alten System schüttelten den Kopf dazu. Er

ging seinen eigenen Weg und lieferte auch hier gern Kraftstücke. Der Herzog hatte den ausdrücklichen Befehl erlassen, er solle sich in allen bedenklichen Fällen an seinen Vorgesetzten, den Leibmedikus Elwert, wenden. Elwert, ein praktischer, wohlwollender Mann, sah sich genöthigt, nach manchen vergeblichen Einschärfungen des Befehls, um bei dem Hitzkopf zu seinem Zweck zu gelangen, an alle Militärärzte, die unter ihm standen, die Weisung zu erlassen, ihm jedes Rezept vorzulegen, ehe es zur Anwendung kam. Es entstand jene wilde Ironie über seinen Stand bei Schiller, die sich am stärksten in den Räubern und in der Selbstrezension über die Räuber ausspricht, wo es heißt: „Der Verfasser der Räuber — er soll ein Arzt bei einem würtembergischen Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur geben."

Schiller war keiner von den jungen Medizinern, die sich den Rath Mephisto's an den Schüler zu Nutze machen. Von der Eleganz des Auftretens war Niemand entfernter als er, Niemand weniger für Richter's Ansicht gestimmt, daß ein Arzt ein drittel Wissenschaft und zwei drittel savoir faire haben müsse. Dazu fiel der Anfang seiner Laufbahn in die Zeit, wo alle Welt und er doppelt begierig war, den Regeln einer scheinheiligen Dezenz Trotz zu bieten. Bald stand er in dem Rufe des ausschweifendsten Menschen

In einer lustigen Gesellschaft, die es darauf angelegt hatte, die Macht des Dionysos an ihm zu erproben, war er demselben Gott, der die Tragödie bescheert, auf einem dem Dürftigen so ungewohnten, dem Lebhaften so gefährlichen Felde erlegen. Besondern Eklat machte diese Niederlage bei einem Gastmahl, das General Augé den Offizieren seines Regiments gab. Man mußte den Medikus nach Hause tragen. Seitdem galt er in Stuttgart für einen notorischen Trunkenbold. Sein Lehrer Abel, den dies tief schmerzte, untersuchte das Gerücht, und was wir erzählt haben, war das Ergebniß seiner gewissenhaftesten Nachforschungen.

Bei solchen Gerüchten war natürlich an eine Stadtpraxis, die ihn mit seinem Berufe aussöhnen konnte, nicht zu denken.

Mit um so größerer Vorliebe wandte sich Schiller wieder seinem Drama zu. Es gab noch manchen Drucker darauf zu setzen, manche Szene abzurunden und das Ganze so einzurichten, daß er zu Scharffenstein sagen konnte: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß!“

II.

Die Räuber im Druck.

Wenn man diesen burschikosen, nicht schuldenfreien, Pferdekuren liebenden Stubenkameraden Kapfs mit dem lächelnden, anspruchslosen, wenn auch bestimmten Dichter vergleicht, den Streicher gewiß nach dem Leben schildert, so scheint sich ein Widerspruch zu ergeben.

Man denkt sich Schiller gewöhnlich im Gegensatz zu Goethe, man denkt ihn sich einseitig als Idealisten. Er war Idealist, aber mit der höchsten Fähigkeit zum Realismus. Er war eine von den vielseitigen Naturen, die, wie Hegel einmal von den Shakspere'schen Charakteren rühmt, für jeden aus ihrer Umgebung einen andern Reichthum entfalten. Er konnte, wie Lessing, seine Würde weit von sich werfen, in der festen Sicherheit, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können. Karoline von Wolzogen rühmt an ihm eine Spur von geschäftsmännischem Talent. Er konnte Jeden in seiner Weise nehmen, ohne falsch zu sein; er war selbstbewußt, wie Young es vom Genie verlangt, aber gewiß in den wenigsten Fällen eitel. Sein eigentliches Wesen war, wie es Streicher sah; alles Uebrige drängte ihm seine traurige Lage und die Umgebung auf, welche anfing, weit unter seinen wahren Bedürfnissen zu stehen.

Während er mit Abel und Petersen spazieren ging, bildeten die Mängel seines Dramas gewöhnlich den ununterbrochenen Stoff des Gesprächs. Mit großem Scharfsinn spürte er selbst diesen Mängeln nach, nahm ohne Unwillen den Tadel der Gefährten auf und — nahm bei der Arbeit selbst wenig Notiz davon.

Sie war nun druckfertig.

Von der Vollendung eines Dramas bis zu seiner Veröffentlichung ist ein weiterer Sprung, als bei jedem andern Produkt. An die Bühne dachte er nicht. Diejenigen, welche es als Evangelium predigen, daß von einer Wiedererweckung der Bühne eine neue dramatische Epoche ausgehe, kann der Umstand wenigstens für Deutschland eines Besseren belehren, daß die beiden größten deutschen Dichter den umgekehrten Weg einschlugen.

In Stuttgart fand sich kein Verleger, der auch nur die Druckkosten wagen wollte. Schiller wendete sich nach auswärts. Zum Glück befand sich Petersen damals auf einer Reise in Mannheim, und in dieses Getreuen Hände glaubte der Dichter sein Wohl und Wehe legen zu müssen. Er that es mit folgendem Brief:

„Daß Du siehst, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerspiels gelegen ist, und daß Du sie, falls Du, wie ich hoffe, Deine Einwilligung dazu gegeben hättest, um so eifriger betreibst, will ich Dich jetzt schriftlich nochmals an das erinnern, was Du von Hoven schon, nach allen Künsten des überredenden Kanzlers, gehört haben wirst. Der

erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht — das Geld. Stäudlin hat für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum sollte ich für mein Trauerspiel, das durch den neuen Zusatz 12—14 Bogen eng gedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht eben so viel — nicht mehr bekommen? Was über fünfzig Gulden abfällt — ist Dein. Du mußt aber nicht glauben, als ob ich Dich dadurch auf einem interessirten Wege ertappen wollte (ich kenne Dich ja), sondern das hast Du treu und redlich verdient und kannst es brauchen.

Der zweite Grund ist, wie leicht zu begreifen, das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günstigen Augen ansehn, dem unbestochenen Richter, dem Publikum preis zu geben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches Alles mir meinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und versüßen und mir die Grillen zerstreuen soll. Ich möchte natürlich auch wissen, was ich für ein Schicksal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe.

Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz echt ist, ist dieser: Ich habe einmal in der Welt keine andere Aussicht, als in einem Fache zu arbeiten, d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amte, wo ich meine Physiologie und Philosophie durchstudiren und nützen kann, und wenn ich etwas dreister schreibe, so ist es in die-

sem Fache. Schriften auf dem Felde der Poesie, Tragödie u. s. w. werden meinem Plane, Professor der Physiologie und Medizin zu werden, eher hinderlich sein. Darum suche ich sie hier schon wegzuräumen.

Schreibe mir also, liebster Freund, ob und wie Du gesonnen bist. Daß es herauskomme, ist nicht zu besorgen; meinerseits soll die genaueste Vorsicht beobachtet werden. Und geschieht es, — so ist es immer Zeit, daß Du Deiner Brüder einen als Autor ausstreuen kannst — daß Du Dich selbst nennst, will ich Dir nicht zumuthen, auch wäre es zu schmeichelhaft von meinem Produkt gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Kapf haben's wirklich sehr nöthig. Betreib es ja. Vier bis fünf Gulden kannst Du doch immer dafür erhalten. P. S. Höre Kerl! wenn's reüßirt. Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf schänken lassen."

Das Postskriptum, wußte er, ging Petersen zu Herzen. Hoffentlich hat der Leichtsinn mit dem Burgunder gewartet, denn die Mannheimer Verleger waren nicht muthiger als die Stuttgarter. Aber das Stück mußte heraus. Es war nur möglich auf Kosten des Verfassers. Er ging einen Akkord mit einem Buchdrucker ein, welcher, dem Dinge nicht recht trauend, baar Geld zu sehen verlangte. Schiller's Geldkräfte kennen wir; er mußte die erforderliche Summe borgen. Ein Freund leistete Bürgschaft. Unter solchen armseligen Umständen, belastet mit Verpflichtungen, welche in der Folge den Dichter oft zur Verzweiflung brachten, ging das Werk in die Presse.

Um wo möglich zu einigem Ersatz seiner Auslagen zu kommen und sein Stück auch im Auslande bekannt zu machen, schrieb er, noch ehe der Druck ganz beendigt war, an den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan zu Mannheim, einen als Gönner der schönen Wissenschaften bekannten Mann, und sandte ihm die fertigen Druckbogen. Schwan antwortete freundlich, mit Rathschlägen, und die Bogen gingen, mit Bemerkungen begleitet, die er für nichts als Anmerkungen anzusehen bat, wieder an den Dichter zurück.

Ob allein die Ansichten des Herrn Schwan den Verfasser darauf aufmerksam machten, oder ob er selbst darüber erschrak, wie grell und widerlich sich Manches dem Auge darstelle, nachdem es nun gedruckt vor ihm lag — genug, in den letzten Bogen wurde Einiges geändert, die von der Presse schon ganz fertig gelieferte Vorrede unterdrückt, und eine neue mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle gesetzt.

Die unterdrückte Vorrede war eine gewaltige Kriegserklärung der Dichtkunst gegen die Bühne. Die dramatische Manier, hieß es, sei allerdings die wirksamste, sie könne die Seele bei den geheimsten Operationen ertappen. Dazu bedürfe es des Theaters nicht. Möge das Stück auch nur ein dramatischer Roman heißen. Aber nicht blos die Oekonomie desselben — auch sein Inhalt, die Kühnheit seiner Charaktere schließe es vom Schauplatz aus, und doch sei diese Kühnheit nothwendig. Der Verfasser besieht sich das Theaterpublikum, seine Gönner, in der Nähe und singt ein Lied nach der Melodie: halb sind sie kalt, halb sind sie roh.

Ferner fürchtet er für sein Kind von den haarbuschigen Gesellen; ja selbst der Theaterbeifall ist ihm verdächtig. „Der Zuschauer, vom gewaltigen Licht der Sinnlichkeit geblendet, übersieht oft ebensowohl die feinsten Schönheiten, als die untergeflossenen Flecken, die sich nur dem Auge des bedachtsamen Lesers entblössen.“

Daß sein Werk wie Rousseau's Emil vom Henker verbrannt werden müsse, scheint der Dichter doch nicht für so nothwendig erachtet zu haben, denn die zweite Vorrede, wiewohl sie die stolze Haltung der Bühne gegenüber behauptet, sucht vor Allem die moralische Seite des Stückes herauszukehren. Man darf hier nicht, wie wohl geschehen ist, ein ästhetisches Glaubensbekenntniß suchen. Der Dichter witterte, daß von dieser Richtung her die künstlerische Wirkung seines Werkes Anfechtungen und Schmälerungen erleiden werde.

Der Druck war nun vollendet. Der Titel hieß: Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781. *)

Die ersten Exemplare machten dem Dichter unbeschreibliche Freude. Inzwischen, da der „Kram, nach Scharffenstein's Wort, in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft

---

*) Die Ausstattung dieser ersten Ausgabe ist nicht so armselig, wie man nach Scharffenstein's Erzählung glauben sollte. Das Papier ist fest, der Druck splendide. Nicht der zornige Löwe mit dem bekannten Motto „In Tirannos“ ist auf dem Titelblatt, sondern eine mit fertiger Hand radirte Vignette, die Thurmszene darstellend; eine zweite Vignette, die sich auf der Schlußseite befindet, zeigt uns Cäsar in Charons Nachen, Brutus will so eben hineinsteigen. Die Unterschrift lautet: N. sculp. Aug. V.

veranstaltet war", hatte er wenig Abgang und Schiller sah nachgerade den Wachsthum des Haufens mit komisch bedenklichen Augen an. Aber die Exemplare, welche in die Welt kamen, hatten die Kraft von Extrablättern, welche ein ungeheures Ereigniß verkünden.

Es war im Hochsommer 1781. Kein Kriegslärm in Deutschland, noch keine Guillotine in Frankreich. Alles still in Stuttgart, wie am Morgen in einem Großvaterzimmer. Lüsternheit im längsten Mantel der Moral, Dichtung zur Ehre des Herrn war die gewohnte literarische Kost. Am liebsten las man Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, Karl von Burgheim und ähnliche Romane, die Dichtungen von Uz, Gellert, Haller, Klopstock, allerhöchstens Wieland und Bürger. Ugolino galt für das schauderhafteste, Götz von Berlichingen für das ausschweifendste Produkt. Shakspere war den Wenigsten bekannt. Nur die Jugend und eine im Verborgenen murrende Schaar verbitterter Herzen, das Publikum Wekherlin's und Schubart's war der neuen Literatur gefolgt.

Nun erschien von einem Zögling der Akademie, von einem Liebling des Herzogs ein Stück, gegen das die Elegie auf den Tod eines Jünglings wie Wiegengesang gegen Sturmläuten war. Ganz Stuttgart schrie Feuer, die Jugend jauchzte. Diese blendende Darstellung, dieser gewaltige Rhythmus der Leidenschaft, riß wie ein bacchantischer Tanz Alles in seine Wirbel. Die Jugend drängte sich zu dem Dichter, das Parterrezimmer ward zum Tempel des Ruhms.

Aber Schiller war nicht gemacht, sich passiv beräuchern zu lassen. Im neuen Glück zeigt sich die hohe Liebenswürdigkeit seines Charakters. Als Streicher ihm vorgestellt wurde, — meine Leser erinnern sich der Szene, — erkannte der Dichter sogleich das treffliche Herz und erwiderte die schwärmerische Hingebung des jungen Musikers mit rückhaltslosem Vertrauen und täglichem Umgang. Seinen Lorcher Jugendfreund Conz, der die Klosterschulen durchgemacht hatte, nahm er mit dem liebreichsten Wohlwollen auf. Conz war eine schüchterne, lyrische Natur und poetisirte. Schiller, dessen Brust von kraftvolleren Gefühlen schwoll, zeigte dennoch dem Jugendgespielen aufmunternde Theilnahme. Er suchte ihn zu kräftigen. Er that dasselbe an Conz, was er an Scharffenstein that, welcher erzählt: „Den fürs Leben so praktischen, stählenden Satz, Glückseligkeit sei mehr eine persönliche Eigenschaft, urgirte er mit schwellender Brust und pfropfte er in die meinige.“ Er fühlte sich nun in seiner Sphäre, er hatte das Zeugniß des Publikums in hundert enthusiastischen Bestätigungen, und es war gewiß aufrichtig gemeint, wenn er mit einem gutmüthigen und harmlosen Blick auf Conzen's theologische Laufbahn seinen eigenen Lebensweg pries und sich fertig, ausgerüstet für die Welt nannte. „Was wär' ich jetzt? setzte er hinzu, ein Tübingisches Magisterchen.“ Wir müssen hinzufügen: Schwerlich! Eher könnte man Scharffenstein's Ansicht beistimmen, welcher sagt: „Wäre Schiller kein so großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als

ein großer Mensch im aktiven öffentlichen Leben zu werden, aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können."

Und doch sind alle solche Annahmen eine Verkennung des gebornen Dichters. Schiller's eigenthümlich zusammengesetzte Natur hätte, vom Leben noch so oft gedreht und bewegt, immer wieder nach dem Pol der Dichtung gezeigt *). Seine Natur war nicht so eisern, daß er die Disharmonie der täglichen Plackerei ohne die Harmonie der Dichtkunst ertragen hätte. Glück brauchte er; Vollkommenheit anzuschaun, machte ihn glücklich, und Vollkommenheit als Glück und Genuß lag ihm nur im Reiche des Schönen.

Den Wahlspruch adeligen Ehrgeizes aus dem Sallust, womit alle Catilinarischen Bestrebungen verurtheilt sind, den Wahlspruch, der den Geist mit der Herrschaft, den Körper mit der Knechtschaft verknüpft und weit über die Spanne Zeit hinaus als Ziel den Ruhm eines großen Geistes pflanzt, diesen Wahlspruch schrieb er seinem Conz ins Stammbuch. Ja, so sehr er auch in seiner physiologischen Doktrin den Geist vom Körper abhängig machte, so sehr behandelte er im Leben seinen eignen Körper als Sklaven und als den, der zur Sklaverei führt. Es ist hier an Schiller etwas sichtbar, was ich puritanisch nennen möchte und was mit

*) Zum Poeten machte mich das Schicksal und ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren. Schiller an Körner II, 167.

seinen ersten Jugendeindrücken und mit seiner Gestalt zusammenhängt.

Lewes entwickelt in seinem Leben Goethe's den Unterschied des christlichen Ideals vom hellenischen an der Sage vom Tannhäuser und von der Venus. Wenn auch bei den Alten die Göttin schon in dämonischer Gestalt als zornige Venus erscheint, so geschieht dies nur als Ausnahme. Aber in der deutschen Sage ist Venus nicht mehr Aphrodite, sondern „ein liebreizender Teufel, der die Seelen der Männer zu ewigem Verderben lockt. — Die Heiden machten die Natur zur Göttin, die Christen machten sie zum Teufel.“ Lewes hätte diese seine Ansicht durch ein neueres, eklatantes Beispiel bestätigen können. Denn so übel, wie bei Schiller, ist die Göttin niemals weggekommen. Er gab im Jahre 1781 ein Gedicht bei Metzler heraus: Der Venuswagen betitelt. Es enthält einige sechszig Strophen, und jede ist ein Staupenschlag für die „Hexe“, die „Metze“, das Ganze ein grimmiges Gericht der Wollust.

Schon Schiller's äußere Erscheinung konnte besser von einem Bildhauer des christlichen Mittelalters aufgefaßt werden, der die Plastik der Gestalt vor dem Seelenausdruck des Antlitzes zurücktreten ließ. Und selbst das Antlitz, so viel Bedeutendes und Energisches es hatte, war eher geistermäßig, als männlich. Während Lessing bei nicht größerer Wohlhabenheit, als Schiller, stets auf eine gewisse Eleganz des Aeußern hielt, besaß letzterer, wiewohl er jetzt viel in Frauengesellschaft war, noch nicht die geringste Achtung

für Manschetten und Jabot. Er ging mit den Dingen, die keinen Verstand haben, barbarisch um. Als er mit Conz einmal in sein Parterrezimmer eintreten will, findet er die Thür verschlossen. Anstatt beim Hauswirth einen Schlüssel zu holen oder zu warten, bis Kapf den mitgenommenen wiederbringt, macht er kurzen Prozeß und donnert die Thür mit einem Fußtritt ein. Daß er in seinem Klopstock die Oden, die ihm nicht gefielen, mit derben Dintenzügen durchstrich, ist ein Fußtritt ähnlicher Art.

Und wie sah es vollends in seinem Zimmer aus! Der Zeichner Scharffenstein konnte eine Studie à la Hogarth daraus machen. „Ich erinnere mich, erzählt er, daß einige reisende Belesprits in schöner Equipage angefahren kamen, z. B. Leichsenring (Leuchsenring). So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich. Denn man fand sich im größten, nichts weniger als eleganten Negligé, in einem nach Tabak und Allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen u. s. w. nichts anzutreffen war, als in einer Ecke ganze Ballen der Räuber, in einer andern ein Haufen Kartoffeln, mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen unter einander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran.“

Schiller hat später in der Ankündigung der Rheinischen Thalia beklagt, daß die Akademie ihm den Umgang mit dem

weiblichen Geschlecht entzogen habe. Und das ist sicher eine gerechte Klage. Ob er aber in so freier Weise, wie etwa Goethe, den bildenden Einfluß der Frauenwelt erfahren hätte? In der Regel ist die Schönheit keine Freundin des Mangels. Jetzt war er frei, er konnte wählen, und doch hatte er keinen weiblichen Umgang, als den er seinen persönlichsten Verhältnissen und seiner geistigen Bedeutung verdankte.

Eine der folgenreichsten Frauenbekanntschaften war mittelbar an die Räuber geknüpft. Auf der Akademie befanden sich zwei Brüder von Wolzogen, Karl und Wilhelm, Söhne des verstorbenen Freiherrn Ludwig von Wolzogen, Geheimen Legationsraths und Herrn zu Bauerbach in Franken. Sie gehörten zu einer andern Lehrabtheilung als Schiller, darum hatten sie wenig Berührung mit ihm. Seine Dichtungen zündeten, wie bei andern Jünglingen, so auch bei Wilhelm, und schufen ein Band zwischen ihm und dem Dichter, an welches die Folgezeit das Gewebe von Schiller's wichtigsten Lebensschicksalen knüpfte. Wilhelm führte seinen neuen Freund bei seiner Mutter ein. Diese, eine Frau von seltener Herzensgüte, hatte bei der Sorge für vier Söhne und eine Tochter, bei verhältnißmäßig beschränkten Umständen, so viel angebornen Sinn für alles Gute und Schöne, daß der junge Dichter bald ihre zärtlichste Theilnahme gewann. Sie lebte sonst auf dem Familiengut Bauerbach bei Meiningen, doch hielt sie sich öfter mit ihrer jetzt fünfzehnjährigen Tochter Charlotte in Stuttgart auf, wo sich die Gräfin Franziska für ihr und ihrer Söhne Schicksal lebhaft

interessirte. Schiller schloß sich mit hingebender Liebe an sie an, er machte sie mit seiner Familie und noch mit einer andern Freundin bekannt, deren Verhältniß zu Schiller oft Mißdeutungen erfahren hat, aber wenigstens von solcher Form war, daß Frau von Wolzogen so wenig wie Schiller's Familie Ursache hatte, ihre Bekanntschaft zu meiden. Es war die Frau Hauptmann Vischer, bei welcher Schiller wohnte. Sie war seit zwei Jahren Wittwe, war in dem Alter von dreißig Jahren, eine Blondine mit blauen Augen. Man konnte sie durchaus nicht schön nennen, doch war sie nicht ohne Geist, und besaß etwas Anziehendes und Pikantes. Conz nennt sie eine junge, geistvolle Offizierswittwe. Sie war eine äußerst gutherzige Frau und voll Enthusiasmus für den Dichter. Sie musizirte, wenn auch nicht mit großer Fertigkeit, doch genügend, um seine durch Musik so leicht erregbare Phantasie zu beflügeln. Sie soll zwei Kinder gehabt haben, mit denen Schiller allerhand Possen trieb und die mit derselben Liebe an ihm hingen, wie die Mutter.

Ob dieses Verhältniß nach den Begriffen der Welt ein reines, das heißt, ohne einen sinnlichen Anflug war, das ist eine der Fragen, die die Leute von „Wir wüßten" und „ja, wenn wir reden möchten" sehr interessiren. Petersen und nach ihm Schwab lassen gar arge Dinge ahnen; Professor Abel versichert, es sei zwischen Schiller und seiner Laura nichts vorgefallen, was Tadel verdient habe. Von Wissen kann hier wohl keine Rede sein. Die Gründe, die Eduard Boas gegen ein Liebesverhältniß anführt, daß nämlich

Frau von Wolzogen in solchem Fall nicht mit ihr verkehrt hätte, treffen doch nur die äußere Form, nicht die Art des Verhältnisses. Ich glaube, daß dies ein leidenschaftliches war und daß Luise Vischer die Kunst besaß, sich diese Leidenschaft zu erhalten. Was hier nicht aus ihren Reizen zu erklären ist — sie besaß nach Petersen's Zeugniß sogar das entschiedene Gegentheil davon —, das erklärt der vollere Puls des Zeitalters und die ganze Anlage unseres Dichters.

Wenn man bedenkt, wie gern Schiller die Grenze zwischen Freundschaft und Liebe aufhob, wie schwärmerisch er Scharffenstein besang; wenn man später sieht, wie er sich selbst für einen Rieger begeistern konnte, wie leicht sein edles, argloses Herz in der nächsten Folgezeit Jedem vertraut, der ihm auch nur mit einem Schein von Theilnahme entgegenkommt, wie er regelmäßig die Tochter vom Hause und am liebsten zwei zugleich verehrt: so ist es höchst glaublich, daß er alle Gluth seines Herzens auch in die Freundschaft mit Luise Vischer hineintrug. Scharffenstein, dessen Ausdruck sonst nicht gelinde ist, spricht von einem platonischen Flug, den der Dichter ehrlich durchmachte.

Es hat sich eine halbe Lächerlichkeit an diese Liebe geheftet. Das Publikum verzeiht am wenigsten, daß die Geliebte Schiller's nicht die erste Schönheit Stuttgarts war. Sie war die erste Frauengestalt im Alter der Gräfin Franziska, die dem schwärmerischen Verehrer Franziska's mit liebevollem Herzen und in körperlicher Nähe entgegenkam. Sie konnte sehr wohl an ein näheres Bündniß mit Schiller

denken, wie ihre späteren Erfahrungen beweisen. Denn als durch Schiller's Entfernung ihr Verhältniß mit ihm sich mehr und mehr auflöste, verliebte sich ein junger Mann in sie, der in der Akademie Jura studirte. Sie entfloh mit ihm und untergrub dadurch ihren Ruf für immer. Sie war keine Friederike Brion.

Karoline von Wolzogen, Schiller's nachherige Schwägerin, sagt ausdrücklich: „Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverständniß mit einer mehr geistreichen, als schönen Nachbarin." Wenn sie hinzusetzt: „sie scheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für den Gegenstand entsprungen", so ist das eine bedenkliche Annahme. Was nennt man wahre Leidenschaft, wenn das „ewig starr an deinem Mund zu hangen" nicht wahre Leidenschaft ausdrückt? Wenn man diesen Begriff zu eng absteckt, so ist auch Schiller's Verhältniß zu den beiden Schwestern Karoline und Lotte nicht zu verstehen.

Wenn zugegeben wird, daß die geistvolle Wittwe zu den Gedichten an Laura gesessen, so ist das Liebesverständniß von selbst erklärt. Solche Gedichte werden nicht ohne alle Erfahrung geschrieben. Die Mode der Zeit, die künftige Geliebte zu besingen, aus welcher unter andern Boas die Laura-Gedichte herleitet, äußerte sich denn doch anders, als in so gluthvollen Gesängen, in denen die ganze Kraft eines gegen die sinnliche Macht der Liebe und ihre Knechtschaft sich sträubenden und doch ihr hingegebenen Geistes

ringt. Der Liebesbund zwischen Mann und Weib wird zu einem Kampf des männlichen und weiblichen, des schaffenden und empfangenden, des denkenden und empfindenden Lebens im Dichter. Die glühende Sinnlichkeit, welche einen stolzen und ruhmliebenden Geist im Taumel zu verschlingen droht, wird von diesem im Adlerfluge zum Himmel emporgehoben, zur begeisterten Betrachtung des Universums und zum Geständniß: es ist ein Gott.

Warum will man — vielleicht aus einem falschen Idealismus — der ersten, innigsten Freundin Schiller's ihren Antheil an seiner lyrischen Muse verkürzen? Daß er seine Laura als Mädchen zeichnet, kann bei ihm nicht auffallen, der seine Freunde zu Heroen verklärt. Daß er nicht ihr Portrait giebt, ist um so erklärlicher, wenn er eine wirkliche Persönlichkeit vor den rohen Fingerzeigen der Oeffentlichkeit zu verbergen hatte. Das brennende Kolorit der Gedichte endlich ist ganz aus dem Farbentopf von Sturm und Drang. Prüderie im Ausdruck war nicht der größte Fehler dieser Periode. Ja, ein Theil der Frauenwelt, namentlich der mittleren Klasse, rächte sich an der wirklichen Verderbniß der höheren, die sich in galante Zweideutigkeiten verhüllte, durch die stillschweigende Billigung der kräftigen Natürlichkeiten, die in den neuen Dichtungen auftraten. Charlotte von Ostheim fand an der Amalia viel Gefallen, und Christophine Schiller führte, gewiß in aller Unschuld, mit dem Bruder die Semele auf. Zieht man so viel von den Laura-Gesängen ab, wie Werther's Lotte sich freier beträgt, als die

wirkliche, so wird man das Verhältniß zu Luise Vischer, wie es wirklich bestand, ziemlich genau treffen.

Leider ist der Frau Vischer, als sie später still und eingezogen bei ihrer Schwester in Tübingen lebte, die Chatulle entwendet worden, welche Schiller's Briefe enthielt. Es ging mit ihnen vielleicht ein gutes Theil Laura-Gedichte in Prosa verloren.*)

Neben diesen Frauengestalten trat ihm auch jungfräuliche Weiblichkeit nicht blos in seinen Schwestern nahe. Bei Christophine verkehrte unter andern die liebenswürdige Ludovike Reichenbach, welche bei ihrem Oheim, dem herzoglichen Leibmedikus, erzogen wurde. Sie war der besondere Liebling von Schiller's Mutter und mit Friedrich von gleichem Alter. Sie besaß neben dem seltensten Talent für Malerei alle Eigenschaften einer hohen und reinen Weiblichkeit, wie sie der Dichter so oft verherrlicht hat. Sie war mit dem Lieutenant Simanowitz verlobt und wurde dessen Gattin. Außerdem deuten die Gedichte auf Minna und Fanny in der Anthologie auf vorübergehende Neigungen Schiller's, und die funfzehnjährige Tochter der Frau von Wolzogen war ihm ohne Zweifel in manchen Augenblicken sehr gefährlich.

Niemand kann die Frauenwelt bei jungen Männern edler vertreten, als eine gute Schwester. Christophine war ganz das geworden, was sie versprach, eine blühende Jung-

*) Luise Vischer starb 1816 am 21. April.

frau voll männlichen Verstandes, verschwiegen, verständnißvoll bis zur Ausübung mehrerer Künste, voll Bewunderung für den Bruder. Sie erhielt jedes wild hingeworfene, vielfach durchstrichene Gedicht zuerst und lieferte es gewöhnlich in sauberer Abschrift wieder zurück. Sie lachte ihn nicht aus, wenn er seiner großen Neigung, Komödie zu spielen, nachgab; die Geschwister vertraten jetzt in Person die früheren Papierdocken. Sie holten auch sonst die „Elysiumsszenen" der Kindheit wieder hervor, indem sie einen Ausflug nach dem Thale von Lorch machten, an welches Schiller auch in späteren Jahren eine innige Anhänglichkeit behielt.

Wie vollends die Mutter war, wissen wir. „Wie oft, erzählt Scharffenstein, sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten." General Augé mußte oft Urlaub geben, aber dieses innige Mitleben von Mutter und Schwester mit dem Bruder und Sohn, der Beifall, den er als Dichter fand, ermuthigte die Frauen und erhob sie allmählich auch zu der gefährlichsten Höhe seiner Sendung; denn als eine Sendung betrachtete er schon jetzt sein Dasein, als ein heiliges Amt sah er seine Dichtkunst an, das er empfangen, die Laster und Thorheiten der Zeit zu strafen. Als ein Rächer der Wahrheit und Natur trat er in sein Jahrhundert. Dieses Bewußtsein athmet aus den Gedichten, die er in dieser Zeit schrieb und mit

denen er, wie mit Schlachtgesängen des Fortschritts, der flachen Moral, den Vorurtheilen, dem Eigennutz, der Scheinheiligkeit einen furchtbareren Gegner ankündigt, als es die Schubart's und Klinger's waren. Wie er Weckerlin's erkaltete Stirn mit dem Kranz seines Gesanges schmückte, so weinte er seinem Geistesbruder Rousseau glühende Thränen nach in das Grab, das er nach so vielen Kämpfen im Jahre 1778 erreicht hatte.

Wie rührend ist es, an der Schwelle des Lebens, wo Leidenschaften und wilde Wünsche an der jugendlichen Seele zerren, wo Genuß und Zerstreuung in tausendfachen Bildern winken, unserm Dichter auf einer so tiefen Bekümmerniß, auf einer so muthvollen Sympathie zu begegnen, nachdem wir wissen, was für Thränen, Kümmernisse und Schicksale auf ihn selbst warteten. Wie bitter muß er den Druck seiner Verhältnisse empfunden haben, daß sich eine Verachtung des Lebens in ihm festsetzen konnte, wie sie in dem Gedicht auf Rousseau uns erschreckt und erschüttert, wenn er das Leben „diesen Traum vom Krieg der Frösch' und Mäuse" nennt?

Und doch erhob ihn über eine lebensmüde Zerrissenheit dieselbe reiche Erregbarkeit seines Herzens, welche ihn unter die Last solcher Schmerzen hinabbeugte. Indem er für die Rousseau-Klage die schöne Form des Gesanges fand, begrub er selbst schon in seiner Seele jede Härte und Einseitigkeit des edlen Kämpfers, und so sehr er mit dem Inhalt jener Klage die Welt von sich stößt, so

hält er sie mit der Gewalt der Töne wie mit einem zarten Bande fest.

Die Anerkennung im Kreise der Seinigen konnte dem jungen Dichter nicht genügen. Um das Urtheil der Welt war's ihm zu thun. Dies konnte ihm, wie er empfand, nur von Fachgenossen kommen. Er hatte deshalb die Räuber an Wieland geschickt und erhielt eine ebenso geistreiche, als nach Wieland's Art schmeichelhafte Antwort. Sie machte ihn überglücklich. „Er hätte", schrieb der berühmte Mann in den schönsten, reinlichsten Schriftzügen, „mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen." Für die Freunde Schiller's war es eine Art von Fest, diesen Brief zu lesen. Mit Stolz hoben sie hervor, daß „der Sänger des Musarion auch ein Schwabe sei, und von diesem Schwaben die Sprache der Grazien der feinsten, gebildetsten Welt vorgetragen werde."

Aber das Geschick dieses Schriftstellers, das in so sonnigem Schimmer vor ihren Augen lag, war im Auslande gegründet. Ein anderer schwäbischer Dichter zeigte eine um so grauenvollere Nachtseite des Schriftstellerlebens. Es ist von Bedeutung, daß Schiller auch diese kennen lernte, ohne von seinen Segeln auch nur ein einziges einzuziehen, ohne von dem Kern seines Wesens, der Liebe zur Menschheit und der daraus nothwendig hervorgehenden Befehdung der Lüge und der Gewalt, eine Faser zu verlieren. Der Dichter Schubart saß, wie oben erzählt worden, seit 1777 auf dem Asperg gefangen. Durch den Aufenthalt in dem dumpfigen

Thurmloche war dieser kraftvolle Mann an Leib und Seele ruinirt. Ueber ein Jahr hatte er ohne einen Luftzug, bei elender Kost, in Finsterniß geschmachtet, und erst zu Ende des Jahres 1780 ward seine Haft soweit gemildert, daß er Mittel und Erlaubniß zum Schreiben erhielt. Jetzt durfte er auch Besuche empfangen und Viele kamen von fern und nah, um den Unglücklichen zu sehen. Unter diesen war auch Schiller, und zwar kam er auf die besondere Einladung des Obristen Rieger, welcher jetzt bereits aus dem Kerker wieder erlöst und Kommandant auf derselben Festung war, wo Schubart schmachtete.

Rieger war einer von den Charakteren, die Schiller zu dem Geständniß veranlassen konnten, daß, „so fruchtbarer seine Weltkenntniß werde, so ärmer werde sein Karrikaturen=register.“ Im Kerker war Rieger fromm geworden, aber seine Frömmigkeit war Zerknirschung und trug die Spuren des dumpfigen Aufenthalts. Sein Herz, als es den milden Geist der Religion empfing, mußte sich an einer Kröte ver=sehen haben, denn der Glaube, den es gebar, war ein Scheusal. Bezeigte Schubart sich bußfertig und demüthig, dann wurde er milder behandelt. Schien er aber einmal in der Kirche nicht andächtig oder gegen Rieger nicht unter=würfig genug, so warf dieser „seines Berges Genius, der Riese“ Ungnade und Zorn auf ihn und folterte ihn mit schrecklichen Reden. Dann hatte er wieder Anwandlungen von Weichherzigkeit. Während Schubart's strengster Absper=rung gab er ihm die angekommenen Briefe zu lesen, tröstete

dessen Gattin und ließ ihm Erfrischungen reichen. Zumal war er ganz Gnade, wenn Schubart's Dichtungen ihn priesen; denn Rieger war ein Freund der Poesie. Er richtete sogar theatralische Vorstellungen auf dem Asperg ein. Wilhelm von Hoven erzählt, wie er einer solchen am Geburtstage des Kommandanten beigewohnt habe. Der Prologus begann: Edler Rieger! Schon bei dieser Anrede klatschte der General und rief Da capo! Dies wiederholte sich bei jeder Stelle, die ihm schmeichelte. Alle Zuschauer klatschten mit, und Hoven so auffallend stark, daß er glaubte, die Ironie würde bemerkt werden. Im Gegentheil. Der General, der ganz in seiner Nähe saß, faßte den jungen Mann, der einen so trefflichen Geschmack bewies, liebevoll ins Auge. Hoven, im Bewußtsein seiner Schuld, schlich sich leise davon; aber das half ihm nichts. Am andern Morgen hatte er die schmeichelhafteste Einladung im Hause. Er mußte ihr Folge leisten und machte nicht blos mit seinem Besuch den Kommandanten glücklich, sondern mußte auch versprechen, sobald als möglich andere schöne Geister, namentlich den Verfasser der Räuber, mitzubringen. In dem „Curriculum vitae meum" von Schiller's Vater findet sich gegen den Schluß die Bemerkung, daß Rieger sich als Taufpathe Schiller's nachher angegeben habe. Es ist also doppelt begreiflich, daß der Dichter das Versprechen des Freundes erfüllte.

Der General, um sich den Besuch Schiller's zu einem Feste zu machen, — man liebte damals solche Komödien, —

forderte den armen Schubart, der Schiller noch nicht persönlich kannte, zu einer Rezension der Räuber auf. Schubart schrieb dieselbe. Als Hoven nun mit Schiller auf die Festung kam, weihte der General, nachdem er den Dichter mit Höflichkeiten überhäuft hatte, sie in das Geheimniß der Ueberraschung ein, die er Schubart zugedacht hatte. Schiller sollte sich als Dr. Fischer vorstellen lassen. Man ging zu Schubart. Welch ein Anblick für den vermeintlichen Dr. Fischer! Das Gespräch, das Schiller meisterhaft zu handhaben wußte, lenkte sich auf die Räuber. Dr. Fischer ließ fallen, daß er den Verfasser der Räuber genau kenne und auf Schubart's Urtheil sehr begierig sei. „Sie haben ja, sagte der General, sich zu letzterem wendend, eine Rezension der Räuber verfaßt, wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sie dem Herrn Doktor vorzulesen?" Schubart holte sein Manuskript, und nachdem er zu Ende gelesen, äußerte er in der Begeisterung für das Drama den Wunsch, er möchte wohl den großen Dichter persönlich kennen lernen. „Ihr Wunsch ist erfüllt, sprach Rieger, indem er ihm auf die Schulter klopfte: er steht vor Ihnen." — „Ist es möglich, rief Schubart frohlockend, das ist also der Verfasser der Räuber?" Mit diesen Worten fiel er Schiller um den Hals, küßte ihn und Freudenthränen glänzten ihm in den Augen.

Schiller vergaß diese Szene nicht. Sie war vielleicht Ursache, daß er Rieger's Charakter damals in milderem Lichte erblickte. Aber die Gewaltthätigkeiten der Zeit gruben sich mit Schubart's und Rieger's Bild unauslöschlich in seine Seele.

III.

Dichtung und Bühne.

Während er so den Erfolg seines Werkes genoß, fing die „Kreatur" an, ihren Schöpfer allmählich von sich abhängig zu machen. Die Räuber zündeten, packten, rissen hin, kurz: thaten, wo sie gelesen wurden, Alles das, was man von einem tüchtigen Gewitter zu rühmen pflegt, nur daß sie nicht aufhörten, zu toben.

Und gerade dasjenige Institut, welchem der Dichter seinen Fehdehandschuh so heftig hingeworfen, das Theater, sorgte dafür, daß der Nachhall fortdauert und wahrscheinlich so lange fortdauern wird, als es Charakterspieler und junge Leute giebt. Jedes Drama hat, wie Tamino, eine Wasser- und eine Feuerprobe durchzumachen. Die kühlere von beiden, die Kritik, hatten die Räuber glücklich überstanden. Außer einer Rezension von Knigge war noch in der Erfurtischen Gelehrten Zeitung vom 24. Juli 1781 eine umfassende und gründliche Anerkennung erschienen. Sie ist ein Muster schöpferischer Kritik; sie bringt zu der bekannten Ausstellung: ist ein Franz Moor möglich? noch einige andre, die, wie wir sehen werden, für die Vervollkommnung des Stücks von wesentlicher Folge waren. Sie gab Schiller zu einer Umschmelzung die Handhabe.

Nun war noch die Feuerprobe übrig. Die Verhandlungen, welche der Dichter mit der Bühne pflog, sind weitläuftig, aber von einem Gesichtspunkt aus höchst interessant. Sie erneuen einen Bund, den Lessing durch Miß Sara Sampson, Minna von Barnhelm, Emilia geschlossen und durch den Nathan wieder zerrissen hatte, den Bund zwischen Dichtung und Theater, zwischen den höchsten Interessen der Menschheit und dem lebendigen Auge und Herzen des Volks. Dieser Bund wurde durch Schiller's Räuber wieder aufgenommen, und die Verhandlungen darüber sind ein Muster für alle Zeiten, wie er zu erhalten ist.

Das Gerede, daß dieser Bund nicht wichtig sei und daß wir Deutsche ihn zu wichtig nehmen, ist ein Mißverstehen unserer besten Eigenschaften. Wer — rein philanthropisch betrachtet — es gern sieht, wie seine Mitmenschen sich erniedrigen vor einer Komödie, die nur scheinbar civilisirter, aber nicht inhaltsreicher ist, als ein Stiergefecht oder Hahnenkampf, der kann auch, mag seine Brust noch so hoch von politischem Bewußtsein schwellen, sich seiner Liebe für allgemeines Wohl nicht rühmen. So lange nicht der liebe Gott lauter Heißsporns erschafft, wird es bei uns Leute geben, die Dichter lesen, und Leute, die Dichtungen schreiben. Theater sind in Fülle vorhanden. Was ein dichterisches Theaterstück leisten kann, weiß Jeder, der einmal Emilia Galotti, Don Carlos, Nathan erträglich hat aufführen sehen und den Eindruck mit demjenigen vergleicht, den etwa Iffland's Plattheiten oder Kotzebue's Gemeinheiten auf ihn gemacht haben.

Je schneidender der Gegensatz zwischen dem, was der damaligen Kultur gefiel, und dem, was die bessere Natur der Nation verlangte, war, um so ängstlicher und stolzer mußte die Dichtung einen Schauplatz fliehen, wo noch unlängst Unnatur im Bunde mit den Franzosen unumschränkt herrschte. Schiller erbt darum den Zorn Lessing's gegen die französische Schule und verwaltet diese Erbschaft mit jugendlichem Feuer. Er erbt Lessing's Liebe zum englischen Drama, und indem die von Lessing aufgegebene Bühne, lebensklug, wie sie ist, dem jungen Dichter die Hand zur Versöhnung bietet, vergißt er Alles, was vorgefallen, ist ganz Hoffnung, ganz Bereitwilligkeit, und die erste Aufführung der Räuber in Mannheim feiert die Herstellung des alten Bundes.

Meine Leser erinnern sich, daß der Hofkammerrath Schwan die sieben ersten Aushängebogen von Schiller zugesandt bekam. Dieser war damit voll Enthusiasmus zum Freiherrn v. Dalberg gelaufen und hatte sie ihm „brühwarm" vorgelesen. Dalberg war scharfsichtig genug, sogleich die Popularität des Stückes zu erkennen. Er schrieb Schiller einen schmeichelhaften Brief und ermunterte ihn, das Werk bühnengerecht zu machen. Die Mannheimer Theaterdirektion sei bereit, das Trauerspiel aufführen zu lassen und die neue Bearbeitung selbst in Verlag zu nehmen. Zugleich muß Schwan, der mit diesem Selbstverlag des Theaters sehr unzufrieden war, dem Dichter günstige Vorschläge gemacht haben. Schiller, den wir bereits so vielgestaltig auf-

treten sahen, zeigt sich in dieser Verhandlung als der, wenn auch etwas zu gläubige, doch gereifte junge Mann, den wir aus Streicher's Beschreibung kennen. Er ergreift mit Begier den Finger, den ihm das „Ausland" bietet, und sucht die ganze Hand zu bekommen. Er schreibt an Dalberg: „Wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterwerk hinaufklettern können, so dank' ich es Euer Exellenz wärmstem Beifall allein, so dankt es Hochdenenselben auch die Welt. — — — Auch, gestehe ich, war es, seitdem ich einen dramatischen Genius in mir fühle, ein Lieblingsgedanke, mich dereinst zu Mannheim, dem Paradies dieser Muse, zu etabliren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Würtemberg erschwert werden dürfte."

Nun kam das Stück heraus. Schwan that Alles zur Verbreitung desselben und rieth dem Dichter mit großem Eifer, sich dem braven Dalberg ganz zu vertrauen, ohne sich gleich anfangs die Hände zu binden.

Schiller thut dies bereits am 17. August mit einem Schreiben an den Freiherrn, worin er sich die Erklärung erbittet:

1) ob er mit Sr. Exellenz selbst zu traktiren die Ehre haben werde;

2) ob sich auch alle seine in Zukunft zu verfertigenden Schriften, sie seien dramatisch oder nicht, unter gleichen Bedingungen darunter befinden?

Er hätte sich, wie die Jugend pflegt, wahrscheinlich, um das Geschäft los zu sein, ganz und gar für alle Zu=

kunft verkauft. Er hoffte in dem Briefe, in vierzehn Tagen die Bühnenbearbeitung zu Stande zu bringen. Wie Dalberg mit ihm verhandelte, ist nicht bekannt. Es scheint, daß er dem über den Konkurrenzverlag etwas gereizten Schwan die ganze Sache überließ. Die vierzehn Tage dehnten sich inzwischen bis zum 21. September aus. An diesem Datum schickt der Dichter das Stück an Petersen mit der Bitte um eine aufrichtige Beurtheilung. Er schreibt: „Wenn die Rezension unter sechs Bogen ist, muß ich schon das Maul krümmen.“ Mittlerweile erschien in Haug's Journal: „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben*), II. Stück, S. 469“ folgende Anzeige: „Frankfurt und Leipzig. Ist allemal der Druckort, wenn man den wahren nicht sagen will. Also in Frankfurt und Leipzig kam heraus: Die Räuber, ein Schauspiel, in 8. 1781, hat ohne Vorwort 222 S. und ein paar artige Kupfer. Ein Phänomen, das im Entstehen schon Aufsehen gemacht hat, und noch viel größres machen wird, — — wenn vollends — — Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem ersten Schritt schon Caravanen — der Theaterschriftsteller hinter sich schleudert — Wenn der nicht epoque macht für unsere Nationalbühne! Nun was ist's denn? Weiter? — Inhalt? — Genug, wenn ich zum erstenmal sage: daß sich die besten Kenner in diesem Fache zanken, wer's nun verlegen, wer's zuerst aufführen soll, wenn es erst eigentlich zum Aufführen

*) Es war die Fortsetzung des Schwäbischen Magazins.

für's Theater umgearbeitet ist, das ursprünglich die Absicht nicht war. Und das ist wirklich die Beschäftigung des Verfassers. Also bis dahin versparen wir auch die umständliche Anzeige und Beurtheilung von einem neuen Produkte des teutschen Witzes, an dem nächstens viele Kleinmeister, wie Zwergen, hinaufgaffen werden."

Man sieht, an Posaunenstößen fehlte es der damaligen Journalistik nicht.

Endlich am 6. Oktober 1781 ging das Manuskript an Dalberg ab. Der Dichter entschuldigt die Verzögerung mit der ungeahnten Schwierigkeit der Arbeit und einer Ruhr-Epidemie in seinem Lazareth. Er macht geltend, daß es für Eine Idee, Eine Empfindung nur Einen Ausdruck, Ein Kolorit gebe. Diese Grundforderung aller Poesie beherrsche auch die Komposition. Er schreibt: „Die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu und, nach meiner Meinung, das ganze Stück werth. Dahin gehören: Hermann's Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, seine Scene mit diesem, die in der ersten Ausarbeitung (nach dem vollkommenen Sinn meines Erfurter Recensenten) gänzlich und sehr unglücklich vergessen worden..... Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu ist etwas seltsam. Eine Scene, wie seine Verurtheilung im fünften Akt, ist meines Wissens auf keinem Schauplatz erlebt, ebensowenig, als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Katastrophe des Stücks deucht mir nun die Krone desselben zu sein. Moor spielt seine Rolle ganz aus,

und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergessen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen ist. Wenn das Stück zu groß sein sollte, so steht es in der Willkühr des Theaters, Räsonnements abzukürzen oder hier und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber dawider protestire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmle."

So war nun ein Bühnenmanuskript da, nach welchem noch heute auf allen größeren Theatern die Räuber gegeben werden. Nach ihm spielte Iffland, Ludwig Devrient (nicht Fleck, wie Boas und Hoffmeister anführt) den Franz Moor. Der berühmte Monolog Franzens, der keineswegs, wie Boas glaubte, fast vergessen ist, beweist am besten, welche Riesenkraft, welche Präzision, welcher Rhythmus im Ausdruck herrscht, und warum die Darsteller ewig nach dem Franz Moor greifen werden. Ich will ihn ganz hersetzen:

Franz ahnt, daß der fremde Graf sein Bruder Karl ist Hermann hat so eben seine Gegenmine springen lassen und Franz die Gewißheit gegeben, daß sein Vater als Werkzeug der Rache am Leben erhalten sei. Franz ist sinnlos in den Sessel getaumelt. Hermann geht ab.

Franz (aufgestanden): Franz! Franz! Was war das? — Wo blieb dein Muth, dein sonst so fertiger Witz? — Weh! Weh!

Auch meine Kreaturen verrathen mich. — Die Pfeiler meines Glücks fangen an mürbe zu werden und herein bricht wüthend der Feind! — Wohl! es gilt einen raschen Entschluß! — Wie? wenn ich selbst hinginge — ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? — Ein verwundeter Mann ist ein Knabe! — Frisch! ich will's wagen! (Er geht starken Schritts nach dem Ende der Bühne, bleibt aber plötzlich in schreckhafter Erschlaffung stehen).... Wer schleicht hinter mir? (die Augen gräßlich rollend).... Gesichter, wie ich noch keine sah — schneidende Triller — Muth hab' ich gewiß — Muth, wie Einer! — Wenn mich ein Spiegel verriethe? Oder mein Schatten? Oder der Wind meiner mörderischen Bewegung? — Huh! huh! Schrecken grieselt in meinen Locken — durch meine Knochen Zermalmung. (Er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) Feig bin ich nicht — allzu weichherzig bin ich. — Ja! so ist es! Es sind die Zuckungen der sterbenden Tugend. — Ich bewundere sie. — Ein Ungeheuer müßt' ich sein, wollt' ich die Hand legen an meinen leiblichen Bruder. — Nein! nein! nein! Das sei ferne! Diese Reliquien der Menschheit will ich in Ehren halten — ich will nicht tödten — Du hast gesiegt, Natur — auch ich fühle noch Etwas, das der Liebe gleicht. — Er lebe. (ab.)

Noch ehe das Stück in Mannheim zur Darstellung kam, waren viele von den Exemplaren abgesetzt, welche Schiller auf eigne Kosten hatte drucken lassen. Er hielt es für angemessen, sein Drama auch in der ursprünglichen Form von neuem zu ediren. Hier und da wurde ein rauher Ausdruck gemildert. Das Stück erschien mit dem Namen des Verfassers und mit der Vignette, welche den aufsteigenden Löwen mit zornig erhobener Tatze zeigt. Jetzt erst ward dem Stücke die Tendenz an die Stirn geschrieben mit der Devise: in Tirannos. Der Titel hieß: „Die Räuber. Ein Schauspiel von 5 Akten, herausgegeben von Friedrich

Schiller. Zweite verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig bei Tobias Löffler 1782."

Es sind also zwei Fassungen des Stücks zu unterscheiden, die literarische Ausgabe, die Schiller auf eigne Kosten drucken und kurz vor seinem Tode noch einmal wörtlich als „verbesserte Ausgabe" erscheinen ließ, und die im Wesentlichen derjenigen gleichkommt, welche in Aller Händen ist, und zweitens die Bühnenausgabe, die im Wesentlichen mit dem Mannheimer Manuskript übereinstimmt. Sie erschien gleich nach der Aufführung im Verlage von Schwan unter dem Titel: „Die Räuber, ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage. Mannheim, in der Schwan'schen Buchhandlung 1782." Die kleinen Veränderungen, welche das gedruckte Exemplar gegen das geschriebene enthält, sind meiner Ansicht nach Verbesserungen.

Dalberg aber war mit der Umarbeitung noch nicht ganz zufrieden. Er wünschte, Karl sollte Amalie erschießen, statt erstechen; dann, als Schiller dies zugab, Amalie sollte sich selbst ermorden. Dalberg flickte seine Auffassung in das Stück ein und schämte sich nicht, die garstige Sackleinewand seiner Poesie auf das Loch zu setzen, das er in das farbenstrahlende Gewebe des Dichters geschnitten hatte*). Aber Schiller blieb fest, obgleich der Schalk die Worte des Freiherrn „fürtrefflich" nannte.

---

*) Vgl. Boas Jugendjahre. II, 46.

Eine Veränderung jedoch mußte er in die gedruckte Bühnenausgabe mit aufnehmen, gegen die er sich anfangs hartnäckig sträubte. Es handelte sich um das Kostüm. Schiller hatte darüber keine klaren Begriffe, er sprach von Stock und Federbusch, aber die Theaterschneider konnte er nicht anweisen. Da machte Dalberg, der eben die Agnes Bernauerin in neuem Kostüm mit Beifall gegeben hatte, den Vorschlag, die ganze Handlung ins 16. Jahrhundert zu verlegen. Vergebens erklärten sich die Schauspieler im Theaterausschuß, vergebens sträubte sich der Dichter aus innern und äußern Gründen dagegen und wollte die moderne Färbung retten. Dalberg erklärte, in unsern Polizeistaaten sei eine solche Räuberbande nicht möglich; der Dichter entgegnete, dem Mittelalter widersprächen Franzens Räsonnements. Dalberg wies auf die Möglichkeit hin, daß der Bösewicht auch im sechzehnten Jahrhundert eine sophistische Anwendung von der aristotelischen Philosophie gemacht haben könne. Schiller bekannte, er sei so scharfsinnig nach Haus geschickt worden, daß er nun schweigen und abwarten müsse.

So verkündete denn Spiegelberg im ersten Akt: der Landfriede sei in Deutschland ausgerufen. Historische Genauigkeit wurde nicht aufgewandt. Aber wir verdanken Dalberg's Vorschlag die Worte Karl's, die später so oft ihre Anwendung fanden: „Friede in Deutschland! Fluch über den Frieden, der zum Schneckengange verdirbt, was Adlerflug geworden wäre! — — Ach, daß der Geist Hermanns noch

in der Asche glimmte. — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich und aus Deutschland — doch nein! nein! Es soll herunter! seine Stunde ist gekommen. — Kein freier Adlerschlag in Barbarossa's Enkel mehr übrig. — Ich will's Fechten verlernen in meinen väterlichen Hainen."

Nun war Dichtung und Bühne einig, die erste hatte Raisonnements verloren und dafür Handlung und Komposition gewonnen. Die zweite hatte ein Zugstück, mit drei bis fünf guten Rollen und einer Fülle der originellsten Poesie. Schiller freute sich nach seinen eignen Worten wie ein Kind auf die Darstellung. Indeß noch war er nicht am Ziel. Schwan schrieb ihm, das Stück würde mit Musik und Pausen gegen fünf Stunden spielen. Eine neue Abkürzung schien nothwendig. Der Verfasser wünschte sie selbst vorzunehmen und erbot sich gegen Reisekostenvergütigung bei der Generalprobe anwesend sein zu wollen. Er sprach die wärmsten Wünsche aus, die Mannheimer Gönner persönlich kennen zu lernen. Gemmingen, der Verfasser des „deutschen Hausvaters" hatte in Mannheim die Räuber vorgelesen. Schiller will sich auch in die Arme jenes Herrn drängen und ihm sagen, „wie lieb ihm solche Seelen seien, wie Dalberg und Gemmingen."

Ob man die doppelte Vergütigung der Reisekosten scheute, oder ob man des Dichters Rath entbehren zu können glaubte, genug, die Anwesenheit Schiller's bei der Generalprobe hatte nicht statt. Er wurde benachrichtigt, daß die Aufführung um den zehnten Januar herum stattfinden solle. Neue Ver=

legenheit. Am zehnten Januar war das Geburtsfest der Gräfin von Hohenheim, von welchem Niemand vom Militärstand und am allerwenigsten der Zögling des Herzogs wegbleiben konnte. Schiller bat deshalb, die Aufführung um etliche Tage zu verschieben, übrigens über seine Reise das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Dalberg willigte ein, der Vergütigung der Reisekosten hatte er sich ebenfalls nicht entziehen können, und so klebte denn am dreizehnten Januar 1782 — es war an einem Sonntag — an den Straßen und Brunnenröhren Mannheims der Theaterzettel der Räuber, mit der Bemerkung, daß wegen Länge des Stücks präzise 5 Uhr angefangen werde. Unter dem Zettel stand ein Avertissement, „der Verfasser an das Publikum", auf Dalberg's Veranlassung entworfen. Nach einer kurzen Charakteristik der Personen heißt es:

„Man wird nicht ohne Entsetzen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewissenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen her sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach und der Mann gehe nicht ohne Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsehung auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne."

Für diesen Abend war somit die Nationalbühne zu einer

moralischen Anstalt erhoben. Wilhelm von Hoven's ehemalige Tendenz stand auf dem Theaterzettel. Schiller hatte soviel Konzessionen gemacht, daß er auch diese noch in den Kauf gab.

Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier, waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeströmt, um das vielberufene Stück von Mannheim's trefflichen Künstlern aufführen zu sehen. Der kleine Raum des Schauspielhauses nöthigte diejenigen, welche keine Loge bestellt hatten, schon Mittags ein Uhr ihre Plätze zu suchen und geduldig zu warten, bis endlich um fünf Uhr der Vorhang aufrollen würde. Für den Dichter, der sich mit unter den Zureisenden befand, war ein Platz reservirt. Es war nöthig; denn sonst hätte er schwerlich einen bekommen.

Er hatte sich, nachdem die Gratulation bei der Gräfin Franziska glücklich abgestattet war, sobald als möglich, ohne Urlaub zu nehmen, und in tiefster Heimlichkeit, von Petersen begleitet, auf die Reise gemacht. In Schwetzingen hielt man an, und im Wirthshaus zu Schwetzingen war ein sehr hübsches Kellnermädchen. War es das Gefühl, mit dem zum Tode Verurtheilte Schach spielen, oder die siegesgewisse Selbstvergessenheit, mit der Prinz Heinz im wilden Schweinskopf der Schlacht bei Shrewsbury entgegenlacht; oder hat jede geistige Aufregung eine Ader von Don Giovanni oder Tom Jones: kurz das schmucke Kellnermädchen plauderte sich so zur unrechten Zeit zwischen den Dichter und sein moralisches Stück, daß die Weiterfahrt über die Gebühr verzögert wurde.

IV.

Die Räuber auf der Bühne.

Werfen wir, während das Publikum vor dem geheimnißvollen Vorhang sich versammelt, einen Blick auf die Bühne. Schiller verdankt der Schauspielkunst manches Blatt in seinem Lorbeerkranz, und es ist nöthig, ihrer und ihrer damaligen Stellung zu gedenken. Ueberdies gehört seine Einwirkung auf das deutsche Theater zu seinen glänzendsten und tiefgreifendsten Thaten, und so sehr die Geschichte der deutschen Schauspielkunst diese Einwirkung anerkannt hat, so wird doch die Biographie noch manche ihrer Anklagen zu entkräften wissen, indem sie von dem Grundsatz ausgeht, daß die Bühne erst da ihren wahren Beruf findet, wo sie Dichtungen darstellt.

Bis auf Ackermann und Ekhof war die deutsche Schauspielkunst, so weit von einer solchen hier die Rede sein kann, abhängig von der Manier der französischen Tragödie. Ekhof wird mit Recht als der Erste angesehen, der sie aus diesen Banden mit Bewußtsein erlöste. Er war eine norddeutsche Natur, wie im Gegensatz zu den Dichtern fast alle großen Schauspieler. Er war durch und durch ein Kernmensch, von ehrenhafter Haltung im Privatleben. Er führte ins Trauerspiel den einfachen Ton ein, der zum Herzen spricht, er gab dem Worte seinen vollen Werth, nicht nach seinem musika=

lischen, sondern nach seinem geistigen Gehalt, und wußte durch Sparsamkeit der Aktion, bei einem Organ ohne Gleichen, seine Rolle in den rührendsten wie in den leidenschaftlichsten Stellen so energisch herauszuarbeiten, daß er selbst in der Perrückentracht französischer Alexandriner das praktisch leistete, wozu sich Lessing vermaß, er korrigirte Corneille in jeder Szene und übertrug ihn ins Natürliche.

Nun stellte Lessing im Tellheim und Odoardo ihm Aufgaben, denen seine ganze Anlage entgegenkam. Unbewußt und bewußt bildete sich neben ihm und durch ihn eine Schule, die die Natur zu ihrem Panier erhob, aber im Gegensatz zu den Stürmern und Drängern die bescheidene Natur und damit freilich auch oft die platte. Am Mannheimer Theater waren Iffland, Beil, Beck*) unmittelbar aus Ekhof's Schule.

Mit dem Bewußtsein und der Würde der Schauspieler hatte sich zugleich die öffentliche Stellung des Theaters gehoben, und während in Frankreich sich alle Verhältnisse zu einer Nationalversammlung anließen, waren in Deutschland unter dem ruhmvollen Vorgang von Hamburg Nationaltheater entstanden, in Wien unter unmittelbarem, edelstem Machtspruch Josephs des Zweiten, in Mannheim unter der Leitung des Freiherrn von Dalberg.

Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der bis dahin sein Hoftheater in Mannheim gehalten, hatte Baiern

*) Nicht zu verwechseln mit Bök, der in den meisten Schiller-Biographien fälschlich Böck geschrieben ist. So ist auch (nach einem Autogramm) Ekhof, nicht Eckhof zu schreiben.

geerbt und übersiedelte mit seinem Hof und seiner neu errichteten Bühne nach München, indem er zugleich dem Freiherrn von Dalberg den Auftrag gab, für Mannheim eine neue Truppe zu engagiren. Im Herbst 1779 wurde das Nationaltheater in Mannheim eröffnet. Die Mitglieder waren zum Theil aus der Gothaischen Gesellschaft, welche noch vor einem Jahre unter Ekhof's persönlicher Leitung gestanden hatte.

Das Mannheimer Publikum, an die französische Spielweise gewöhnt, konnte sich anfangs nicht in den natürlichen Ton der neuen Schule finden. Da kam Schröder, der große Nebenbuhler und geniale Nachfolger Ekhof's, schon im vollen Glanz seines Ruhmes, zum Gastspiel. Dem Meister glaubte das Publikum, was es den Jüngern nicht zugab. Seine Darstellung des König Lear schlug vollständig durch und verschaffte der Hamburger Schule den Sieg. So war gleichsam durch Schröder und Ekhof, durch Shakspere's und Lessing's Einfluß der Boden für die Darstellung der Schiller'schen Dramen gewonnen. Beck, Beil, Iffland, schon früher in einem ähnlichen Bunde, wie die Göttinger Dichter, zusammenstrebend, waren zu neuen Aufgaben ermuthigt. Die Organisation der Bühne hatte, dem Wiener Muster nachgebildet, alle Anlage, um Einheit in die Vorstellungen zu bringen, ohne die Selbständigkeit der Schauspieler zu brechen. Dalberg ließ, indem er die künstlerische Autorität auf das allgemeine Vertrauen stützte, den dirigirenden Regisseur unter der Benennung des ersten Ausschusses vom Gesammtpersonal erwählen. Ein zweiter Ausschuß, der den ersten unterstützte,

versammelte sich alle vierzehn Tage unter Dalberg's Vorsitz. Hier wurden Berathungen gepflegt und künstlerische Fragen zu schriftlicher Beantwortung aufgegeben. Der Intendant that übrigens, wie wir in der Kostümfrage der Räuber sahen, meistens, was er für gut fand. Wie uneigennützig der reiche Mann auch der Bühne gegenüber war, wie hoch seine Eigenschaften als Dirigent auch gepriesen sind, sein Benehmen gegen Schiller stellt seinen Charakter in das ungünstigste Licht. Er wußte zu berechnen und seine Leute hinzustellen, aber er hat nie mehr verstanden, als Schiller's Talent zu brauchen; ihm die Bahn anzuweisen, in der es im engsten Verein mit der Bühne sich rasch entfalten konnte, vermochte er nicht. Wenn er auch Stücke bearbeitete und sogar selbst Dramen in Jamben schrieb, so gebrach es ihm doch an allem höheren Geschmack und noch mehr an dichterischer Kraft. Auch ein Parterre von Kennern fehlte der Mannheimer Bühne nicht; der Freiherr von Gemmingen, Schwan, Hofgerichtsrath Meyer gaben dem Urtheil des Publikums seine Richtung; eine Mühe, die sie sich freilich bei den Räubern sparen konnten.

Die Rollen waren zum Theil in guten Händen. Iffland, damals dreiundzwanzig Jahr alt, spielte den Franz Moor. Er scheint noch nicht so reflektirt gewesen zu sein, als später, wo er mehr den räsonnirenden Bösewicht herauskehrte. Der geniale, kraftvolle Beil als Schweizer, der junge Beck als Kosinsky waren ganz an ihrem Platze. Nur Bök's untersetzte. etwas beleibte Figur und seine Stumpfnase ließen

für die Gestalt des Karl Moor viel zu wünschen übrig. Er liebte es, auf Abgänge zu spielen und jede Periode im hohen Ton einzusetzen, aber er hatte Routine.

Die Erwartung der Schauspieler war sicher nicht geringer, als die des Publikums und des Dichters. Dieser kam kurz vor Anfang des Stücks auf den für ihn reservirten Platz. Das Haus war überfüllt. Eine große Menge war abgewiesen worden. Der Vorhang ging auf, das Stück begann. Lag es daran, daß Bök's Figur zu der Idee, die man sich von dem Räuberhauptmann mit dem langen Gänsehals machte, nicht stimmte, oder war noch nicht genug gestrichen, waren zu viel „Realitäten" im Stück, kurz, die ersten drei Akte machten die Wirkung nicht, die man erwartet hatte. Aber als Bök-Karl Moor in der mitternächtlichen Szene am Thurm mit pathetischer Sprache den Mond und die Sterne beschwor, als Iffland-Franz, mit seinem schmächtigen Körper und bleichen Gesicht bis in die feinsten Schattirungen in seine Rolle verwandelt, die ganze Windrose der Gewissensqualen durchlief, als er — zermalmend für Alle, die es hörten — dem alten Daniel seinen Traum vom jüngsten Gericht erzählte, die Lampe in der Hand, welche sein geisterhaft bleiches Gesicht beleuchtete, am Ende ohnmächtig zusammensank; als er, während draußen der Lärm der andringenden Räuber erschallte, in der ausdrucksvollsten Stellung, „die der ganzen lautbejahenden Natur entgegenstund", fragte: „Richtet Einer droben über den Sternen?" und dann sein ruchloses „Nein!" ausstieß, dann, wie von einer unsichtbaren

Hand berührt, mit tonlosem „Ja, ja!" ohnmächtig umsank, als er, während um ihn die Gemächer des Schlosses brennen, auf den Knieen lag und betete, in gottlosem Wahnwitz lallend: „Es ist das erste Mal — soll auch gewiß nicht wieder geschehen, mein Herrgott!" da war der Sieg des Stückes entschieden. Der Erfolg übertraf die überspanntesten Erwartungen. Dalberg's Kostüm hatte sich glänzend bewährt. Dichter und Schauspieler feierten den neugeschlossenen Bund. Schiller speiste mit Petersen in Gesellschaft aller Schauspieler, welche in dem Drama beschäftigt gewesen. Es ging ein erhebender Geist durch die Gesellschaft, natürlich in der Wolke von leerem Kunstgeschwätz, welche nie bei solchen Gelegenheiten fehlt. Mit ganz besonderer Artigkeit nahm Schwan den sieggekrönten Dichter auf und überreichte demselben sogleich die ihm zugesicherte Reisevergütung, bestehend in vier Carolin. Schiller kehrte aus dem „Paradies der Muse", wie er Mannheim jetzt nennt, in sein Stuttgarter Sibirien zurück.

Er ruhte wahrhaftig nicht auf seinen Lorbeern. War seine Rastlosigkeit im verflossenen Jahre schon bewundernswürdig, so wird im Jahre 1782 das Wort an ihm selber wahr:

Es wächst der Mensch mit seinen größ'ren Zwecken.

Er hatte immerhin doch Berufsgeschäfte. Aber er ist nach allen Seiten thätig. Er schreibt einen Bericht über die Aufführung, eine Rezension über den Text der Räuber. Er kämpft eine literarische Fehde durch, „zermalmt" einen Dichter und seinen Musenalmanach, indem er seine Antho-

logie herausgiebt, er ist die Seele eines neuen wissenschaftlichen Journals, des Würtembergischen Repertoriums, er macht ein Leichenkarmen, komponirt den Fiesko, denkt an eine Dissertation, um den Doktor zu machen, sitzt vierzehn Tage im Arrest, und ist im Herbst mit all diesem fertig.

Ehe wir dem Stürmer schrittweis folgen, ist es wohl in der Ordnung, zu erkunden, was die Welt zur Aufführung der Räuber sagte. Hören wir zuerst den Verfasser. Man hat ihm zwar die öffentlichen Selbstrezensionen verdacht. Lessing steht in gleicher Verdammniß. Es mag Jedem gestattet sein, sich so zu rezensiren, wie Schiller, vorausgesetzt, daß er so dichtet.

Um der neuen Literaturepoche ein Organ zu schaffen, verbanden sich Abel, Petersen und — Schiller, zum Jahre 1782 ein neues Journal auf eigne Kosten herauszugeben. Dieses, das Würtembergische Repertorium, brachte vom 15. Januar eine Korrespondenz aus Worms, unter der sich Schiller's Autorschaft verbarg. Er berichtet den Erfolg der Räuber als Augenzeuge, lobt Dalberg, den Mondschein, Iffland, an dem er nur das Verschlingen der Worte tadelt, dessen künftige Meisterschaft er prophezeit, lobt Alles, nur — den Dichter nicht.

„Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — dieses Stück ist dem ohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer..... Man spricht indeß Langes und Breites davon."

Ja wohl that man das. Das Journal Potpourri, welches in französischer Sprache erschien, sagte: „La Noblesse n'y a point paru... Comment peut-on prendre pour succès le suffrage du peuple? Ce n'est qu'une curiosité passagère, encore quelques représentations de cinq heures et le parterre fera lui même justice.“ Das „Parterre“ nahm dies übel, und ein Kritiker replizirte, daß der Stand nicht den Grad der Einsicht gäbe. Die Räuber gingen indeß über die deutschen Bühnen, zuerst in den Handelsstädten Hamburg und Leipzig. In Hamburg spielte Fleck den Karl Moor. In Leipzig, wo gerade Messe war, verbot man das Stück, weil ungewöhnlich viel in der Messe gestohlen wurde. In Berlin war der Beifall unendlich.

Uebrigens blieb die Lächerlichkeit nach dem Erhabenen nicht aus. Es erschienen Bearbeitungen von Plümicke, von Thomas; letzterer ließ nach der beliebten Weichherzigkeit der Zeit alle Personen außer Franz am Leben. Es erscheint jetzt fast unglaublich, wie das Stück in alle Schichten durchsickerte. In Baiern bildete sich eine Räuberbande aus Knaben, die nur daran im Entstehen scheiterte, daß einer der Karl Moore erst von seiner Mama Abschied nahm, eh' er in die Böhmischen Wälder zog. Die Kritiken blieben fast alle über das ungezogene Stück tantenhaft entrüstet. Eine Fluth von Banditenromanen brach mit ihm herein, Spieß, Cramer, Vulpius folgten wie Raben allen möglichen Kandidaten des Galgens. Die Verdrehungen und Mißdeutungen, welche die Moral des Stücks erfuhr, brachten Schiller auf den ver=

zweifelten Gedanken, eine Fortsetzung zu schreiben. In der That hat er Versuche dazu gemacht. Er wartete glücklicher Weise mit deren Vollendung, denn 1801 kam ihm noch eine Dame zuvor, und mit dieser wollen wir die Akten für Deutschland schließen. Ihr Drama in sechs Aufzügen erschien unter dem Titel: Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsszene beim alten Thurm. Ein Gemälde erhabener Menschennatur, als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini. Von Frau von Wallenrodt. Mainz und Hamburg 1801. Sie sagte im Vorwort: „Da sie den alten Moor und Amalia zur Vermehrung interessanter Situationen höchst nothwendig brauchte, habe sie beide nicht sterben, sondern nur ohnmächtig werden und sich dann, nachdem Karl abgegangen, wieder ermuntern lassen."

In Frankreich veranlaßte Beaumarchais einen jüngern Schriftsteller, das Stück zuzuschneiden, und es entstand: Robert, Chef des Brigands, imité de l'Allemand par le Citoyen La Martelière. Paris 1793. Auch dieses Stück hat wieder seine Geschichte. In England, dem Lande, aus dem Schiller's Drama ein gut Theil seines Lebensblutes gezogen, fanden die Räuber einen Uebersetzer und Kritiker an Benjamin Thompson: The Robbers etc. London 1792. Coleridge und Carlyle, namentlich letzterer in seinem Leben Schiller's, haben den poetischen Werth des Werkes gewürdigt.

Kehren wir von dem Werk zu seinem Schöpfer zurück. Dieser schrieb am 17. Januar einen innigen Danksagungsbrief an Dalberg mit dem Geständniß: „Beobachtet habe ich

sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“ So viel verdankte der Dichter dem Theater. Ein Vorsatz, das Spiel zu beurtheilen, unterblieb. Statt dessen ließ er im Würtembergischen Repertorium eine Kritik erscheinen, bei weitem die beste, die je über die Räuber geschrieben ist. Da sie zugleich die beste Gelegenheit bietet, Schiller's revolutionäre Aesthetik zu entwickeln, so will ich die Grundzüge der Rezension hier angeben.

Der Verfasser läßt die Vertheidigung der Moralität des Stücks*) fallen und erhebt sich ganz auf den künstlerischen Standpunkt, von dem aus es geschrieben ist und allein betrachtet werden kann. Nach Angabe der Fabel sagt er: „Rousseau rühmt es an Plutarch, daß er erhabne Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte.“ Schiller giebt ihm Recht mit dem Wort: „Wir bewundern die Kraft in jeder Sphäre.“ Er führt aus, daß für die dramatische Kunst der große Verbrecher doppelt geeignet sei, denn in ihr komme Alles auf Verwickelung, auf Gegensatz von Licht und Schatten, auf einen Knoten an, und das Herz schlage sich am liebsten auf die Seite des Verlierers. Beides leiste der dramatischen Kunst die Nachtseite der menschlichen Natur. Milton's Satan mache auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel. Der Verfasser führt dann

*) Siehe den Schluß der Rezension.

dieses Interesse, das wir dem Verbrecher schenken, auf eine eigenthümliche Anlage des menschlichen Herzens zurück Er sagt:

„Räuber aber sind die Helden des Stücks, Räuber, und Einer, der auch Räuber niederwägt, ein schleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, daß wir um so wärmer sympathisiren, je weniger Gehülfen wir darin haben; daß wir dem, den die Welt ausstößt, unsere Thränen in die Wüste nachtragen; daß wir lieber mit Crusoe auf der menschenverlassenen Insel uns einnisten, als im drängenden Gewühle der Welt mitschwimmen. Dies wenigstens ist es, was uns im vorliegenden Stück an die so äußerst unmoralischen Gaunerhorden festbindet. Eben dieses eigenthümliche Corps, das sie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber formiren, seine Beschränkungen, seine Gebrechen, seine Gefahren, Alles lockt uns näher zu ihnen; aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unsern Beitritt, welcher zugleich auch unserem Stolze schmeichelt, ihre leichte, unmoralische Schaale so lange beschweren zu müssen, bis sie waagerecht mit der Gerechtigkeit steht. Je entfernteren Zusammenhang sie mit der Welt haben, desto näheren hat unser Herz mit ihnen."

Unser Herz! Der Dichter denkt sich hier sein Publikum, auf das er wirken will, nach seinem Ebenbilde. Das thut jeder Schriftsteller. Hat er Darstellungskraft, so wird er das wirkliche Publikum zu diesem Ebenbild erniedern, wie Kotzebue, oder erheben, wie Lessing, Schiller und Goethe.

Es ist die weltbewegende Macht großer Dichter, von der Menschheit groß zu denken.

Man kann keinen helleren Schein auf Schiller's Persönlichkeit werfen, als indem man das Publikum, wie es in seinem Kopfe lebte, mit demjenigen vergleicht, wie es in andern Köpfen sich gestaltete. Sein Erfolg, wie sein Mißlingen, beruht unter anderem auch darauf, daß er von dem Menschen größer dachte, als alle deutschen Dichter. Lessing forderte anfangs vom deutschen Publikum nichts, als was es nothdürftig leisten konnte. Er schloß sich mit Miß Sara Sampson dem Familien-Interesse der Zeit an. Auf Mitleid und Furcht, als auf die allgemeinsten Affekte aller Menschen, baute er als Kritiker seine Aesthetik vom Drama. Aber er hatte das Bühnenpublikum in seine Rechnung gezogen, und diese Rechnung trog ihn nie. Im Nathan indeß nimmt ihn ein Menschheits-Interesse so ein, daß er das wirkliche Publikum fallen läßt; er appellirt an einen schon gereinigteren Sinn, an die Fähigkeit der Toleranz, zu der ja auch jetzt noch nicht alle Gebildete reif sind. Goethe verlangt mit Götz und Clavigo nichts Unerhörtes vom Publikum, und mit der Iphigenie etwas, was nur dem kleinsten Theil desselben durch Bildung möglich ist.

Schiller hingegen wendet sich sofort an ein ideales Publikum, ideal nicht in dem Sinn, daß es Mythologie versteht und makellose Jamben verlangt, sondern ideal in dem Sinne einer Menschenliebe, welche auch die freieste Freiheit, die größte Verirrung mit in das erbarmende Herz

aufnimmt, ja welche den gefallenen Engel wie den Teufel in die den Millionen geöffneten Arme zieht, weil die Welt sie ausgestoßen hat. Schiller setzt eine Tragkraft des Mitleids voraus, an welcher schwache Nerven oder beschränkte Herzen und Egoisten rettungslos erlahmen. Während Goethe fast nie das Böse schildert, außer wo er es im Mephisto den Schranken der Menschheit entrückt, zieht Schiller auch das Scheusal eines Franz Moor, eines Wurm, eines Philipp in die Grenzen der Menschheit hinein. Seine beste Welt hat auch das Böse in ihrem Schooß. Und darum ist er nächst Shakspere, wenn man das Wort recht versteht, der christlichste aller Dramatiker. So sagt er in der Rezension der Räuber: „Kraft eines ewigen Hangs, Alles in den Kreis unsrer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter.“ So bringt er im Lied an die Freude sein Glas dem guten Geist und läßt die Hölle nicht mehr sein. Die Zöllner und Sünder legt er an unser Herz, und der Protestant versöhnt uns mit der katholischen Maria.

War denn das wirkliche Publikum so, wie er dachte? Schrien nicht Viele Zeter über die Räuber? Ist es denn jetzt anders? Bedauert nicht eine vielgelesene Kritik, daß er eine Katholikin zur Heldin machte? Aber im Kern des Publikums hatte sich Schiller nicht getäuscht. Und er wußte, so sehr er auf die gesteigerte Humanität des Jahrhunderts trotzte, dennoch die eine große Bedingung des Mitleids zu schätzen, welche Lessing mit dem Worte stempelt, der Held

müsse mit uns von einem Schrot und Korn sein. Er sagt: „Endlich hat der Verfasser vermittelst einer einzigen Erfindung den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft: er liebt und wird geliebt.“ Selbst Lessing würde zugestanden haben, daß die Elemente der tragischen Wirkung, Mitleid und Furcht, in den Räubern aufs großartigste beisammen sind.

Was den Franz Moor betrifft, so hat Schiller, nach der Rezension zu urtheilen, über diesen Charakter seine Ansicht, vielleicht in Folge der doch nicht ganz ausfüllenden Darstellung Iffland's, geändert. In der unterdrückten Vorrede zu den Räubern sagt er, je weiter seine Weltkenntniß werde, je ärmer werde sein Karrikaturen-Register. Und an einer andern Stelle heißt es: „Auch ist, wie Garve sagt, kein Mensch durchaus unvollkommen: auch der Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen.“ Hiermit war auch Franz Moor vertheidigt. Dagegen heißt es in der Rezension: „So sehr die Natur an lächerlichen Originalen auch die luxurirendste Phantasie der Karrikaturisten hinter sich läßt, so wenig wird sie jedennoch die Idee unseres Dichters mit einem einzigen Beispiel zu rechtfertigen wissen.“ Er sucht alle Gründe auf, aus welchen der Charakter künstlerisch zu verwerfen ist. Auch die Ansicht Carlyle's stand längst in dieser Rezension, daß nämlich die Begriffe, welche dieser Grad von spitzfindigem Denken voraussetzt, ihn nothwendig veredeln mußten, oder wie Carlyle sagt, daß

er einsehen mußte, die Politik der Redlichkeit sei die beste. Aber um wie viel scharfsinniger, als alle nachfolgenden Kritiker, auch der Dichter selbst seinen Fehlern nachspürt, er rettet die Konsequenz der Durchführung und giebt zu, daß Franz, sobald er leidet, unsere menschliche Theilnahme gewinnt. Und er setzt mit einem Hinblick auf den Befehl Franzens, ihn zu durchbohren, hinzu: „Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine kriechende Seele?"

Amalie und der alte Moor können kaum grausamer kritisirt werden, als es hier geschieht. Welch eine übermüthige Unabhängigkeit von seinem Werke spricht sich in den Worten des Verfassers aus: „Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann! Doch der Dichter ist ja auch Arzt und wird ihm schon Diät verschrieben haben!" Die Plastik der Räubergestalten wird anerkannt und die Bühnenausgabe auch in Bezug auf Hermann's Charakter vorgezogen.

Fern sei es von mir, das Drama gegen den Dichter zu vertheidigen. Aber es möchte richtiger sein, als ihm nachzubeten. Giebt er nicht seinem Franz erklärende Züge genug, die Bürde von Häßlichkeit, die durch rasende Wollust befleckte Phantasie, ein von Kindheit an zurückgestoßenes Herz? Wußte ein Ludwig Devrient diesem schrecklichen Schwätzer, diesem Ausbund aller modernen Bösewichter, nicht die individuellste Wahrheit einzuhauchen? Denkt Jago weniger scharf und Edmund weniger ruchlos, und hat ein systematisches Grübeln nicht bis in die neuesten Zeiten neben der raffinirtesten Genußsucht und Heuchelei Platz gefunden?

Und Amalie? — Charlotte von Ostheim war nicht das einzige Mädchen, das ihr nachfühlte. Sie sagt: „Wie spricht Amalia das Unerklärliche aus, die seelenreiche, subtile Wahrheit; so allein der Schonung würdig. Welcher Inhalt in den Worten: Du hassest ihn, du hassest mich doch auch?" Amalie ist der erste Versuch deutscher Dramatiker, in einer weiblichen Gestalt die ausschließliche Liebe für Alles, was am Manne frei, kühn, groß ist, zu verkörpern. Sie folgt dem Ausgestoßenen in die Wüste. Es sind bedeutende Lücken in der Rolle, aber ohne Zweifel gab es damals deutsche Mädchen genug, die über das Ideal des Strickstrumpfs und eines guten Auskommens mit einer wohlassortirten Mannsseele hinaus waren, und von der Seite gesehen ist Amalie ein Abdruck der Zeit und nur die jüngere Schwester der Königin Elisabeth.

Karl Moor ist als unreifes Knaben-Ideal ebenfalls von der Kritik verworfen. Ich will gegen diese Ansicht Hegel's die Darstellung reden lassen, welche Fleck dieser Rolle gab. Sie war sein größter Triumph. Tieck schildert sie folgendermaßen: „Dieses titanenartige Geschöpf einer jungen und kühnen Imagination erhielt durch ihn furchtbare Wahrheit, edle Erhabenheit, die Wildheit war mit so rührender Zartheit gemischt, daß ohne Zweifel der Dichter bei diesem Anblick selbst über seine Schöpfung hätte erstaunen müssen. Hier konnte der Künstler alle seine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen, und entsetzte sich der Zuhörer über dies ungeheure Gefühl, das im Ton und Körper die-

ses Jünglings die volle Kraft antraf, so erstarrte er, wenn in der furchtbaren Rede an die Räuber, nach Erkennung des Vaters, noch gewaltiger derselbe Mensch raset, ihn aber nun das Gefühl des Ungeheuersten niederwirft, er die Stimme verliert, schluchzt, in Lachen ausbricht über seine Schwäche, sich knirschend aufrafft und noch Donnertöne ausstößt, wie sie vorher noch nie gehört waren."

Hoffmeister sagt in seinem größeren Werke, daß ihm die Rezension Schiller's fast besser gefalle, als die Räuber. Das ist, wenn man zugleich selbst eine Kritik über die Räuber schreibt, eine Eitelkeit. Hundert geringere Köpfe konnten solche Kritik wie Schiller schreiben, keiner, als er, diese Szene aus den Räubern, womit wir von dem Stücke Abschied nehmen wollen. Es ist die zweite Szene aus dem dritten Akt*). Moor ist schon tief im Blut und Verbrechen, die Räuber lagern in einer Gegend an der Donau auf einer Anhöhe unter Bäumen.

Moor. Hier muß ich liegen bleiben. (Wirft sich auf die Erde.) Meine Glieder wie abgeschlagen. Meine Zunge trocken, wie ein Scherbe. (Schweizer verliert sich unbemerkt.) Ich wollt' euch bitten, mir eine Hand voll Wasser aus diesem Strome zu holen, aber ihr seyd Alle matt bis in den Tod.

Schwarz. Auch ist der Wein all in unsern Schläuchen.

---

*) Schiller that sich auf diese Szene etwas zu Gute. Im Briefwechsel mit Körner I, 16 schreibt er: Ihre Briefe, und wir waren Freunde. Für Sie spricht Ihr erster freiwilliger Schritt — für mich spreche, wenn Sie wollen, Karl Moor an der Donau.

Moor. Seht doch, wie schön das Getreide steht! Die Bäume brechen fast unter ihrem Segen. — Der Weinstock voll Hoffnung!

Grimm. Es giebt ein fruchtbares Jahr.

Moor. Meinst du? Und so würde doch ein Schweiß in der Welt bezahlt. Einer? — — Aber es kann über Nacht ein Hagel fallen und Alles zu Grunde schlagen.

Schwarz. Das ist leicht möglich. Es kann Alles zu Grunde gehen, wenige Stunden vorm Schneiden.

Moor. Das sag' ich ja. Es wird Alles zu Grunde gehn. Warum soll dem Menschen das gelingen, was er von der Ameise hat, wenn ihm das fehlschlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder ist hier die Mark seiner Bestimmung?

Schwarz. Ich kenne sie nicht.

Moor. Du hast gut gesagt und noch besser gethan, wenn du sie nie zu kennen verlangtest! — Bruder — ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienensorgen und ihre Riesenprojekte — ihre Götterplane und ihre Mäusegeschäfte, das wundersame Wettrennen nach Glückseligkeit..... dieses bunte Lotto des Lebens, worin so Mancher seine Unschuld und — seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und — Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt.

Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht!

Moor (in den Anblick versenkt). So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig!

Grimm. Du scheinst tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — war's mein Lieblingsgedanke, wie sie zu leben, zu sterben, wie sie. — (Mit verbissenem Schmerz.) Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor (drückt den Hut übers Gesicht). Es war eine Zeit — Laßt mich allein, Kameraden.

Schwarz. Moor! Moor! Was zum Henker? — Wie er seine Farbe verändert.

Grimm. Alle Teufel! was hat er? wird ihm übel?

Moor. Es war eine Zeit, wo ich nicht schlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergessen hatte —

Grimm. Bist du wahnsinnig? Willst du dich von deinen Bubenjahren hofmeistern lassen?

Moor (legt sein Haupt auf Grimm's Brust). Bruder! Bruder!

Grimm. Wie? sei doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor. Wär' ich's — wär' ich's wieder!

Grimm. Pfui! Pfui!

Schwarz. Heitre dich auf. Sieh diese malerische Landschaft — den lieblichen Abend.

Moor. Ja, Freunde! Diese Welt ist so schön.

Schwarz. Nun, das war wohl gesprochen.

Moor. Diese Erde so herrlich.

Grimm. Recht — recht — so hör' ich's gern.

Moor (zurückgesunken). Und ich so häßlich auf dieser schönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieser herrlichen Erde.

Grimm. O weh! o weh!

Moor. Meine Unschuld! meine Unschuld! — Seht! es ist Alles hinausgegangen, sich im friedlichen Strahl des Frühlings zu sonnen — warum ich allein die Hölle saugen aus den Freuden des Himmels? — Daß Alles so glücklich ist, durch den Geist des Friedens Alles so verschwistert! — Die ganze Welt eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — ich allein der Verstoßene, ich allein ausgemustert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der süße Name Kind — nimmer mir der Geliebten schmachtender Blick — nimmer, nimmer des Busenfreundes Umarmung. (Wild zurückfahrend.) Umlagert von Mördern, von Nattern umzischt — angeschmiedet an das Laster mit eisernen Banden — hinausschwindelnd ins Grab des Verderbens auf des Lasters schwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abadonna! —

V.

Die Anthologie und das Würtembergische Repertorium.

Im Jahre 1781 hatte ein Landsmann Schiller's, Namens Gotthold Friedrich Stäudlin, die schwäbischen Dichter unter seiner Fahne gesammelt und eine Schwäbische Blumenlese auf das Jahr 1782, Tübingen, bei Johann Georg Cotta herausgegeben. Als Vignette trug sie bescheidentlich eine über Schwabenland aufgehende Sonne. Auch Schiller war zur Beisteuer aufgefordert worden und hatte dem Herausgeber mehrere seiner Oden und Gedichte zur Verfügung gestellt. Dieser nahm, wie es scheint, aus Unfähigkeit oder aus Neid, nur ein einziges Gedicht, die Entzückung an Laura, und dieses mit Verstümmlungen auf. Schiller hatte ein stolzes Bewußtsein seiner Kraft. „Das erste Schauspiel, auf Würtembergischem Boden gewachsen!" heißt es in seiner Selbstrezension der Räuber. Er fühlte, daß die Schwäbische Muse durch einen Poeten wie Stäudlin nicht würdig vertreten sei, durch einen Poeten, der ganz der süßlich französischen Manier huldigte. Die anmaßende Zensur, die Stäudlin an ihm selbst geübt hatte, mochte ihn gereizt haben. Genug, er schrieb zwar eine anerkennende, aber beißende Kritik der Blumenlese, namentlich machte er sich über die aufgehende Sonne lustig und über Stäudlin's Versuch, als

Gärtner in dem nordischen Klima Schwabens Blumen zu ziehen. Es war eine patriotische und ästhetische Forderung, dieses Unkraut in seiner nächsten Nähe auszurotten.

Er nahm sich vor, Ständlin's Blumenlese „zu zermalmen." Er sammelte seine Truppen, und um durch eine scheinbare Menge seinem Gegner zu imponiren, erschien er selbst auf allen gefährlichen Punkten in Person unter immer neuer Chiffer. Da indeß alle Punkte gefährlich waren (seine Mitarbeiter waren weit unter ihm), so lieferte er hier thatsächlich jene Schlacht aus den Räubern, in der achtzig Räuber gegen siebzehnhundert Soldaten fechten. Scharffenstein, Petersen, Haug, Hoven, vielleicht ein Graf Zuccato, ein Ferdinand Friedrich Pfeiffer waren als akademische Genossen seiner Trommel gefolgt. Schiller's Fahne, sagt Scharffenstein, hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichherzige, poetische Rekruten eher abschreckte, als anzog.

In der That unheimlich genug. Die neue Blumenlese war „dem Tod" gewidmet. „Großmächtigster Zaar alles Fleisches, allezeit Verminderer des Reichs, unergründlicher Nimmersatt der ganzen Natur. Mit unterthänigen Hautschauern u. s. w." eine gebührende Huldigung folgt dieser Anrede. „Auch an dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: Gestohlen Brot schmeckt gut. Nein! dediziren will ich dirs lieber, so bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen werdest. Doch Spaß beiseite! — Ich denke, wir zween kennen uns genauer, denn nur vom Hörensagen.

Einverleibt dem äskulapischen Orden, dem Erstgebornen aus der Büchse der Pandora, der so alt ist, als der Sündenfall, bin ich gestanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den sieben Hügeln, geschworen unsterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur" — — — Wie mußte dieser Goliath-Humor den Herren Kollegen und dem — Herzoge vorkommen!

Die „Anthologie auf das Jahr 1782, gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko" mit einem sauber gestochenen Apollo-Brustbild als Vignette, erschien.*)

Das Vorwort, das der Widmung folgt, ist datirt aus Tobolsko, den 2. Februar. — „Tum primum radiis, gelidi incaluere Triones" „Blumen in Sibirien? — Dahinter steckt eine Schelmerey, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen." — — — Der Spaß wird indeß ziemlich deutlicher Ernst. „Wenn jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen versteht, das für eine Vokazion auf den Helikon auslegt — . . . . ."

Das Tobolsko, wo sie verlegt wurde, war jenes Parterrezimmer, unter „dessen Dach der Gott Mammon nicht hausen" wollte. Während Stäudlin einen Louisd'or für den Bogen bekam, fand der Verfasser der Räuber keinen Verleger. Da der ganze Kram wieder in Gottes Namen und auf

---

*) W. v. Maltzahn und Boas, die sich nicht begnügten, mit unbewaffnetem Auge Schiller zu lesen, haben mit bewaffnetem den Namen des Kupferstechers E. Verhelzt in einem Lorbeerblatt Apolls entdeckt.

eigene Kosten unternommen wurde, so kam zu den Räuberschulden noch eine Summe hinzu. Und zu dem Sündenregister des Verfassers der Räuber eine Fortsetzung, die fast ganz mit dem Inhaltsverzeichniß der Anthologie übereinstimmte.

Denn diese enthielt alle Flammengeburten seiner jugendlichen Seele. Es war eine Sammlung der unschuldigeren lyrischen Gedichte, die er in der Akademie, und der höchst unbändigen, wilden, anstößigen, verzweifelungsvollen, die er außer der Akademie geschaffen hatte. Bürger, der das Aeußerste im Aussprechen sinnlicher Dinge gewagt hatte, war überboten. Bürger hatte gesungen:

Wem Wollust nie den Nacken bog
Und der Gesundheit Mark entsog,
Dem steht das Heldenwort wohl an,
Das Heldenwort: ich bin ein Mann!

Und Schiller stimmt mit ein (Kastraten und Männer):

Ich bin ein Mann — wer ist es mehr,

und führt das Thema mit einer Derbheit ohne Gleichen geschichtlich und physiologisch durch.

Er hatte die Leichenphantasie, die Elegie auf den Tod eines Jünglings, die ihm einen Namen wie Herostrats eintrug, er hatte viel stärkere Dichtungen, die schlimmen Monarchen, welche die Mätressenwirthschaft und dadurch mittelbar das Verhältniß des Herzogs zu Franziska brandmarkten, Rousseau, eine grimmbittere Verklärung des Freiheitsmärtyrers und eine Verwünschung seiner Feinde, er hatte die Laura-Gedichte aufgenommen, die alle beschränkten Köpfe empören mußten, schon weil sie sie nicht verstanden. Und

hatte dem Räuber Moor ein „Monument" gesetzt, dessen Piedestal zwar die Schande war, aber die Schande überschüttet mit den Kränzen, die ihm Bewunderung, das Mitleid künftiger Geschlechter zollen. Was half es, daß auch ein patriotisches Kriegslied: „Graf Eberhard der Greiner", darunter stand. Das konnte ja fremde Fürsten beleidigen, das mochte vielleicht nicht von Schiller sein. Das war ja gar nicht seine unverständliche Manier. Das war gewiß vom Verfasser des Bauernständchens und des Gedichts „in einer Bataille."

Und doch war Alles von ihm, was unter den Chiffern Y., Wd., O., P., A., R., v. R. und wahrscheinlich noch unter andern spottete und weinte, mit Empörung schalt, leidenschaftlich stammelte und erhaben richtete. Die Gestalt, in welcher die Anthologie jetzt unter den Gedichten der ersten Periode in den gesammelten Werken erscheint, gleicht fast dem verödeten Sommerbette eines Gebirgsstroms, der im Frühling gewaltig, übervoll, brausend und rauschend dahinfährt. Letzterer ist das wahre Bild der sibirischen Blumenlese. So zählt z. B. das Gedicht „Rousseau", welches in den Werken auf zwei Strophen verkürzt ist, hier deren vierzehn. So fehlen in den Werken die „schlimmen Monarchen" ganz, ebenso das „Monument Moor's des Räubers, vom Verfasser der Räuber", die „Hymne an den Unendlichen", die „Rache der Musen" (ein vernichtender Hieb auf Stäudlin) und noch so manches wilde und geniale Produkt, das unzweifelhaft von Schiller ist. Ich will nur für

diejenigen Leser, welche die Anthologie nicht kennen, durch einige Proben gleichsam die entgegengesetzten Grenzpunkte bezeichnen, innerhalb welcher sich die Phantasie des Dichters bewegt. Die Schlußstrophen aus den „schlimmen Monarchen" erinnern lebhaft an manches neuere Produkt der politischen Poesie. Der Dichter folgt den Erdengöttern in die Gruft, in alle Gebrechen und sagt schließlich:

Decken euch Seraile dann und Schlösser,
Wann des Himmels fürchterlicher Presser
An des großen Pfundes Zinsen mahnt?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden, und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurst erfand.

Verget immer die erhabne Schande
Mit des Majestätsrechts Nachtgewande,
Bübelt aus des Thrones Hinterhalt.
Aber zittert für des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürstenherzen kalt.

Von einer ganz anderen Seite erscheint der Dichter in den Stücken: „die Größe der Welt", „in der Bataille" (die Schlacht), „an die Morgensonne" (der Flüchtling). Bis zur Spitze dieser naiven Gattung steigt er in dem „Bauernständchen", welches mit Recht Schiller zugeschrieben wird, da es dieselbe Chiffer Wd., wie Eberhard der Greiner, trägt. Vielleicht sind hier die Anregungen von Herder's Volksliedern zu suchen. Ein junger Bauerbursch, mit der La-

terne bei schlechtem Wetter zum Kiltgang schleichend, bricht in folgende zarte Liebesklage aus:

Mensch! Ich bitte, guk heraus!
Klecken nicht zwo Stunden,
Steh' ich so vor deinem Haus,
Stehe mit den Hunden.
S' regnet, was vom Himmel mag,
S' g'wittert wie zum jüngsten Tag,
Pudelnaß die Hosen!
Platschnaß Rock und Mantel ey,
Rock und Mantel nagelneu
Alles dieser Loosen.
Draußen, draußen Sauß und Brauß!
Mensch! ich bitte, guk heraus.

Wenn man bedenkt, daß neben diesen Dorffiedeltönen auch Töne von einer Zartheit und Innigkeit angeschlagen sind, wie in dem Stück: „Meine Blumen", so wird man über den Umfang erstaunen müssen, der seiner Leyer zu Gebote stand. Welcher Wohllaut, welche schöne Bewegung des Rhythmus in diesem Blumensang:

— — — — — — — —
Liebe hat sie euch verneinet,
Trauert, Blümchen, auf der Flur!

Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknickt,
Und in einen Kranz geringelt —
Thränend ihrem Dichter schickt,
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Flügelboten süßer Schmerzen!
Goß euch dies Berühren ein,

Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Blumen in dem Hain.

Auch das epigrammatische Talent Schiller's ist reichlich vertreten. Es übt sich an der Sittenlosigkeit der Zeit, an dem ärztlichen Beruf und an literarischen Antipathien. Hier sind Keime zu den Xenien. So lautet das Epigramm „Klopstock und Wieland (als ihre Silhouetten neben einander hingen)":

Gewiß! bin ich nur über'm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erst schrieb dieser Mann für mich.
Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,
Ihn darf auch unser einer lieben,
Komm, linker Mann! Ich küsse dich.

Auch auf Spinoza findet sich ein Epigramm in der Sammlung. Es kann sehr wohl von Schiller sein, ohne daß man daraus schließen darf, er habe Spinoza studirt. Denn nach seiner Versicherung an Körner hatte er sich mit der strengeren metaphysischen Wissenschaft unglaublich wenig befaßt. Wenn man den spezifisch größern Dichter im sangbaren Liede sucht, so erscheint Schiller in der Anthologie viel kleiner, als Goethe in seinen Jugendgedichten. Man kann fast keinem seiner Gedichte das Lob ertheilen, welches Vischer als das höchste erklärt, das einem lyrischen Gedicht zu ertheilen sei, nämlich, daß es „Duft" habe. Aber man muß hier in der That solche Kennzeichen aufgeben, man muß den gewaltigen Ueberschuß des Gedankens berücksichtigen, der die Form fast überall zersprengt, ein Fehler, wel-

cher die einzige Möglichkeit zur Tugend des Dramatikers ist, und ein Reichthum, dessen zweifelhafter Werth für die Lyrik dem Dichter sehr wohl bewußt war. *)

Doch warum lasse ich nicht lieber diesen selbst sprechen, der auch hier wieder das Dasein seines neuen Buches eigenhändig ins Protokoll der Literaturgeschichte setzen mußte. Im Würtembergischen Repertorium stand seine Kritik. Er macht sich über den Titel lustig und tadelt die Veranlassung. „Der Herausgeber mag dem Herrn Städele (so hieß Stäudlin im Volksmund) nicht hold seyn und zupft ihn, wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns mißfällt diese beiderseitige läppische Zänkerei — — — Die Gedichte selbst sind nicht alle von der gewöhnlichen Art; acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Fantasie und tiefem Gefühl geschrieben, unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleyert."

Die Gedichte werden dann gruppenweise charakterisirt; „der Triumf der Liebe" sei wahrscheinlich auf Veranlassung

---

*) Eine neue Ausgabe der Anthologie erschien 1798 unter dem Titel: Anthologie auf das Jahr 1782. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Stuttgart bei Johann Benedikt Metzler. Ed. Bülow hat die Anthologie wieder herausgegeben mit einer Abhandlung über das Dämonische und einem Anhange. Heidelberg 1850. Bangel und Schmidt.

von Bürger's „Nachtfeier der Venus" geschrieben, die meisten der Epigramme werden als bloße Füllung verurtheilt, „was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet." Er parodirt Tante Kritik, indem er ehrbar sagt: „Möchten sich doch unsre jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstands nicht Kühnheit und Originalität.... möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen — möchten sie" — nun ist er des trocknen Tones satt — „doch was sollen sie nicht alles mögen! Unsere modischen Skribenten wissen gar zu gut, was sie dem gegenwärtigen Geschmack auftischen müssen, um Entrée zu bekommen." — Schließlich schlägt er das Publikum zum Abschied ins Gesicht. „Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht, jedermänniglich zu gefallen, hatte, schlimm betrogen zu finden, denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüssen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte."

Diese tolle Rezension, in welcher Uebermuth, Stolz und Bescheidenheit mit einander streiten, war zwar nicht die einzige, welche erschien, aber die lyrischen Räuber machten nicht so viel Glück, als die dramatischen. Die Berliner Literatur- und Theaterzeitung vom 16. Februar 1782 kündigte ihr Erscheinen als bevorstehend an, aber das war

auch Alles. Stäudlin war ebenfalls nicht zu zermalmen, er tauchte sogleich nach dem Sturzbad wieder auf und zwar mit einem Band Gedichtchen, worin eins, „das Kraftgenie", eine giftige Karrikatur Schiller's gab. Das Würtembergische Repertorium antwortete mit einer derben Abfertigung. Sie ist C—z unterzeichnet, aber ganz in Schiller's Ton. Dann schwieg er und überließ die Rache dem Geschick, das sie nur zu grausam vollführte. Stäudlin erlebte den vollen Ruhm des Gegners, er nahm die Miene seines Verehrers an, verfiel endlich in Trübsinn und machte seinem Leben freiwillig ein Ende.

Aber wenn die sibirischen Blumen der Welt nicht gefielen, in einen Kerker zauberte ihr Duft den Frühling hinein, für den gefangenen Dichter hatten sie Leben, Sprache, Seelen, Herzen. Schubart dichtete eine Ode an Schiller, welche begann:

Dank dir, Schiller, für die Wonne;
Die deinem Gesang entquoll! —
Meines Berges Genius, der Riese,
Ein Schäzer hohen Sangs,
Lauscht' dir, daß der Kolbe von Stahl
Entsank seiner wolkigen Rechte.
Auch ich schlang deinen Gesang,
  Wie der Langdurstende
Mit wollüstig geschloßnem Auge
  Schlirft aus des Baches Frische.
Sah' nicht des eisernen Gitters Schatten,
  Den die Sonne malt
  Auf meines Kerkers Boden!
Hörte nicht Fesselgeklirr am wunden Arm,

Denn du sangst!
Schiller, du sangst!
Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir;
Und ich horchte seinem Wogensturze;
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Fluth.
Da trat vor mich ein Bote des Himmels; —

und dieser Bote verkündigt ihm Gottes Befehle, eine vollständige himmlische Kritik der Laura-Gedichte und eine Mahnung, sich treu zu bleiben, die Schiller ehrlich beherzigt hat. „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb ihn heiß — grüß ihn", schreibt Schubart an seine Gattin.

Konnte Schiller eine schönere Genugthuung für die Angriffe der Kleingeister haben? An seinem Halse weinte sich der Gefangene zuweilen aus. Solche Thränen verwischten ohne Zweifel manchen Zug von Karl Eugen's väterlichem Bilde, wie es in Schiller's Brust lebte. Und wenn der Dichter gar Schubart's Kerker mit dem griechischen Klima in Mannheim verglich ....

Noch hielt er solche trübe Gedanken nieder; aber im Lazareth, auf der Parade konnte er keine besseren gebrauchen. Das Theater beschäftigte ihn unaufhörlich, ihm schwebte ein Ideal vor, das nur zu erreichen schien, wenn Publikum, Dichter, Schauspieler gleich sehr von der Würde der Bühne durchdrungen waren. Er untersuchte die Unvollkommenheit der gegenwärtigen Bühne und fand, daß der Geist der Zeit zwar zum Drama drängte, daß das Drama zwar diesen

Geist durch seine mächtige Wirkung reinigen könne: wenn nur nicht das Publikum im Theater bloßen Zeitvertreib oder Sinnenkitzel suche, worin die Aktricen ihm entgegenkämen; wenn nur nicht im löblichen Streben nach Naturwahrheit die Dichter das Maß so sehr überschritten; wenn nur der Spieler nicht das Wort des Dichters so sehr vernachlässigte.

Diese Untersuchung erschien unter dem Titel: „Ueber das gegenwärtige teutsche Theater" im Würtembergischen Repertorium. Es sind dieselben Ansichten, die in der ersten unterdrückten Vorrede zu den Räubern noch schroffer ausgesprochen waren, nur eins hatte er in Mannheim gelernt, daß nicht alle Schuld dem Spieler und Publikum, sondern auch einige dem Dichter zuzumessen sei. „Zu einer guten Kopie der Natur gehört Beides, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Mark auszusaugen und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine schüchterne Blödigkeit, um die grassen Züge, die sie sich in großen Wandstücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern." Der Aufsatz enthält goldene Worte. Und was namentlich auffällt, der schönste Ernst verklärt die Züge des Sprechers, sobald er vom Drama spricht, er, der mit der Lyrik beinahe Possen treibt. Schon klingt ein hoffender Ton in seiner Brust: „Ein edles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim roheren Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach." Der Aufsatz ist mit U. unterzeichnet. Mit Auslassung der stärksten Stellen, die später als unnöthige Provokationen fürst-

licher Mißgunst erschienen und es damals waren, ging er in die Cotta'sche Ausgabe über. Eine zweite Arbeit Schiller's im Würtembergischen Repertorium: „Der Spaziergang unter den Linden", ist gewissermaßen ein psychologisches Seitenstück zu dem philosophischen Freundespaar Julius und Raphael. In Edwin ist die naive Natur, die zum Genuß und Glauben neigt, in Wollmar die sentimentale Natur dargestellt. Wollmar ist ein moderner Hamlet auf dem Kirchhof. Er sagt vom Spiel der Welt ähnlich, wie Karl Moor: „Es ist ein betrügliches Lotto, die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten." Der Dialog war K. unterschrieben und am Schlusse hieß es: Vielleicht Fortsetzungen.

Außer diesen beiden abgerundeteren Aufsätzen brachte das Repertorium noch fünf mit Gz. unterzeichnete Rezensionen von Schiller, darunter eine durchaus harmlose, zum Theil sehr lobende über eine miserable Gedichtsammlung von Gustav Schwab's Vater, der früher Schiller's Lehrer gewesen war. Dies hat in der Schwab'schen Biographie Schiller's folgende ungerechte Beschuldigung veranlaßt: „Nebenbei benutzte Schiller sein Repertorium, wie gleichfalls die Anthologie, nicht nur sich selbst hervorzuheben, sondern literarische Feindschaft auf nicht ganz ungehässige Weise zu üben. So scheute er sich z. B. nicht, einen seiner edelsten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweisung Rache nehmend, auf eine hämische und ungutmüthige Weise in einer literarischen Beurtheilung zu verletzen." Ein solcher Akt niedri-

ger Gesinnung lag ihm wahrlich fern und ist aus der Rezension nicht zu erkennen.

Schiller schrieb fürs zweite Heft noch die auch in die Cotta'sche Ausgabe aufgenommene Erzählung: „Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte." Sie passirte den Brüdern der Frau von Lengefeld, welche nachmals Schiller's Schwiegermutter wurde. Die Wolzogensche Familie, verwandt mit der Frau von Lengefeld, wird sie dem Dichter mitgetheilt haben. Es ist eine Novelle, wie sie sein soll.

Er war in alle Fächer gerecht. Zu einem Plane architektonischer Denkmäler für große Männer von Atzel lieferte er die lateinischen Inschriften, z. B. auf Luther: MARTINVS LVTHERVS, IN TERRA NOTVS ET COELO ET INFERNO, und ein Dialog von Scharffenstein: „Der Jüngling und der Greis" ward von unserm Dichter für das zweite Heft des Repertoriums bearbeitet. Der Jüngling Selim preist das rastlose Vorwärtsstreben, bei allem Schmerz, den es verursacht. „Ich weine, nur ein Mensch zu sein, ich jauchze, ein Gott sein zu können." Eine Ergänzung des Wollmar, der in der That weint, ein Mensch zu sein, aber dabei in Schwermuth versinkt, während Selim das Ideal als Leitstern zum Genuß und zur Thätigkeit empfindet. „Die Hoffnung des Genusses die Würze des Vergnügens, der Genuß selbst der Tod." Die Vertreter der in sich ruhenden ungetrübten und naiven Natur, dort ein jüngerer Freund, hier ein Greis, sind beide stiefmütterlich genug behandelt. Schiller's Herz war bei den beiden sentimentalischen Naturen.

VI.

Fürst und Dichter.

Mit Schiller's Journalistik war es für diesmal zu Ende und, nachdem diese Triebkraft gewichen war, bald auch mit dem Journal. Das dritte Heft erschien 1783; es war das letzte. Wir müssen dem Rastlosen auf ein andres Gebiet folgen. Sein Beruf war ihm jetzt ganz klar. Er hatte im Beifall des Bühnenpublikums, im Urtheil der Kenner die überzeugendsten Bürgschaften für diesen Beruf. Er war zum Dramatiker geboren. Jetzt erschien ihm jede Stunde, die er der Kunst entzog, wie ein Raub an seinem bessern Selbst. Er ward mißmuthig, aber er blieb thätig. Er ward ruhiger, und nun war er erst recht thätig. Seine Seele brütete über neuen dramatischen Stoffen.

Konradin von Schwaben und die Verschwörung des Fiesko standen längst vor seinen prüfenden Augen. Der Genueser taucht schon einmal mit sehr bestimmter Physiognomie in seiner zweiten Dissertation auf. „Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu müssen glaubte." Und welche größere Empfehlung konnte der Stoff haben, als daß Rousseau den Fiesko für einen der merkwürdigsten Charaktere der Geschichte erklärt hatte. Hier konnte er ganz seiner Theorie von großen Ver-

brechern, von isolirten Menschen treu bleiben, die er in der Kritik der Räuber aufstellt. Der Verschwörer bot ungleich größere Verwickelungen als der schuldlose Konradin, zumal Fiesko das Verbrechen unter der Maske des Lasters versteckt. Schiller entschied sich, lebte sich in den Stoff hinein, studirte Schauplatz, Sitten, Zeitalter, besuchte eifrig die Bibliothek, las und notirte. Der Stoff führte ihn unvermerkt zur Geschichte. Er benutzte die Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque von Paul de Goedi, nachmaligem Kardinal Retz, und den dritten Theil von Robertson's Geschichte Kaiser Karl's des Fünften. Streicher, nun schon sein täglicher, unentbehrlicher Umgang, verwunderte sich, wie kurz und trocken das Schema aussah. Der Inhalt der Akte und Szenen war streng punktirt, wie das Szenarienbuch eines Theaterinspizienten. Nach Lust und Laune arbeitete er dann die einzelnen Auftritte und Monologe aus und las sie mit der ganzen Wonne, seine Dichtung in der Seele des aufmerksamsten Zuhörers abgespiegelt zu sehen, dem jüngeren Freunde vor, der ihm zur Mittheilung und Besprechung eine an Schwärmerei grenzende Empfänglichkeit und Theilnahme entgegenbrachte.

Der Dichter gedachte wieder, das neue Drama solle die Frucht eines Sommers sein. Indessen traten Hindernisse dazwischen, die ihn gerade jetzt aufs widrigste an seine medizinischen Studien erinnerten. Kaiser Joseph hatte die Militär-Akademie am 22. Dezember 1781 in den Rang einer deutschen Universität für drei Fakultäten erhoben. Sie hieß

fortan „die hohe Karlsschule.“ Schiller war also niemals „Karlsschüler.“ Ein kaiserliches Diplom erklärte, daß ihre immatrikulirten Schüler „zur Baccalaureats-, Licentiats-, Magister- oder Doktorwürde nach der bei andern Universitäten herkömmlichen Art und Feierlichkeit befördert werden könnten und sollten.“ Diese Auszeichnung, welche die Akademie erfuhr, kam denn den frühern Eleven in so weit zu gute, daß sie nicht erst nach Tübingen zur Promotion mußten. Hoven war das sehr erwünscht. Weniger unserm Schiller, der bereits praktiziren durfte. Die Promotion zur Doktorwürde und die damit verbundene neue Dissertation, die er Ehren halber sobald als möglich einzureichen hatte, war für ihn eine überflüssige Formalität, die ihn in seinen dramatischen Arbeiten unterbrach. Dazu lockte gerade jetzt die Sirenenstimme von Mannheim. Dalberg hatte ihn angetrieben, hatte ihm ein deutsches Thema zu einem Nationalschauspiel versprochen, hatte ihm die Bearbeitung des Götz empfohlen. Schiller schreibt ihm am 1. April die traurigen Gründe, weshalb er mit Fiesko nicht vor Ende des Jahres fertig werden könne, lehnt — klug genug — die Bearbeitung des Götz ab, wenn Goethe nicht seine Einwilligung gäbe, und erinnert an das Versprechen eines deutschen Thema's.

Schiller hat nicht promovirt*). Ob er die Dissertation angefangen, — es scheint fast so. Sie war jedenfalls neben

---

*) In dem Jahresbericht der Karlsschule von 1782 findet sich nichts von einer Dissertation Schiller's pro gradu doctoris.

vielen andern Wolken eine, die seinen Himmel umdüsterte und auf seine Stimmung drückte. Während die Leidenschaft fürs Drama alle seine Lebensfibern überreizte und anspannte, kam immer wieder der trockne Schleicher Beruf in die Fülle seiner Gesichte und erzeugte jene Stimmung, in welcher dämonische Mächte am liebsten erscheinen. Und sie kamen, gerufen und ungerufen, und machten den Meister der Helden zum Helden eines der ergreifendsten Dramen, das je in dem Leben eines Dichters spielte. Die beiden Hauptpersonen sind Schiller und Karl Eugen.

Der Herzog hatte im Stillen dem bedenklichen Gange seines Zöglings zugesehen. Er hatte an den genialen Reden über die Tugend Gefallen gefunden. Dies erstreckte sich selbst auf den Styl und die Gedankenstriche. Schiller konnte bemerken, daß in mehreren kleinen Handbillets, welche sein Verhältniß zum Herzog veranlaßte, eben dieser Styl, eben diese Gedankenstriche von seinem fürstlichen Erzieher nachgeahmt wurden. Karl Eugen war scharfsichtig genug, zu erkennen, daß einmal, wenn sein Feuer gedämpft würde, „ein recht großes Subjektum" aus Schiller werden könne. Daß in der Akademie noch ein Poet so ganz nebenher gediehen war, hätte er ganz gern gesehen, wenn dieser Poet nur so nebenher Poet gewesen, anstatt nebenher Arzt zu sein. Der Herzog bezahlte den Mediziner und nicht den Poeten.

Man findet es brutal, daß der Herzog nicht auf der Höhe unserer Zeit stand, daß er das Genie nicht erkannte. Im Gegentheil, es ist unbegreiflich, daß Karl Eugen nach

Erscheinung der Räuber seinem Geschöpf nicht sofort alles Schreiben verbot, da einige Stellen darin auf seine wilde Vergangenheit ohne Mühe gedeutet werden konnten. Und nun gar die schlimmen Monarchen! der Venuswagen! Konnte er solche Ausfälle von dem erwarten, der ihn noch vor kurzem den Stifter seines Glücks genannt hatte? Und die Art, wie Schiller bei jeder Gelegenheit vom ärztlichen Stande, ja von seiner eigenen Anstellung sprach, hieß das nicht die Gabe des Herzogs, die er zuerst als eine Wohlthat gepriesen, verachten und, wenn auch noch so witzig, dem allgemeinen Gelächter preisgeben? Und was mochte dem Herzog von seinem Lasterleben, seinen Pferdekuren, seiner Trunksucht hinterbracht sein? Und ob die erste Reise nach Mannheim ein Geheimniß blieb, da Schiller mit den Schauspielern speiste?

Trotzdem gab Karl Eugen seinen Zögling nicht auf. Er hoffte, dessen Talent auf eine vorgeschriebene Bahn zu lenken; er ließ ihn zu sich kommen und warnte ihn auf väterliche Art vor Verstößen gegen den besseren Geschmack, wie er solche häufig in seinen Produkten finde. Schiller blieb nicht ungerührt. Der Herzog befahl ihm, alle seine poetischen Produkte in Zukunft vorzulegen. Das war dem Dichter unmöglich. Er weigerte sich. Diese Weigerung durch eine offene Diskussion zu begründen, gestattete das Dienstverhältniß nicht und wäre trotz des scharfen und feinen Verstandes, mit dem Karl Eugen alles in seiner Sphäre Liegende erfaßte, ohne Erfolg gewesen. Die Grundanschauung der Schiller'schen Poesie lag außer dieser Sphäre. Sie quoll

aus dem Souveränetätsgefühl des einzelnen Menschen, des Dichters, des Volks, und dies konnte ein Souverän, so sehr er es theoretisch durch gleichmäßige Bildung und Behandlung Aller als Erzieher pflegte, praktisch weder begreifen noch dulden. Dennoch erließ er auch nach dieser Weigerung kein Verbot gegen den Dichter. Nun war Schiller wie von einem innern Gebot getrieben, die Souveränetät des Dichters zu beweisen.

Am 15. Mai 1782 starb Rieger eines plötzlichen Todes. Schubart mußte „im Namen sämmtlicher Offiziere seines Bataillons" ein Leichencarmen machen. Es fiel durchaus maßvoll aus. Auch Schiller schrieb eine Todtenfeier, die als Einzeldruck in Stuttgart verbreitet wurde. Rieger war sein Pathe und hatte ihm stets nur Wohlwollen gezeigt. Daß der Dichter ihn besang, war natürlich, aber wie besang er ihn? Bisher hatte er nie Karl Eugen persönlich angetastet. Die schlimmen Monarchen konnten als Gegensatz zu Karl Eugen gedeutet werden. Hier hieß es von einem Mann, den Karl Eugen grausam und ohne Anklage in den Kerker geworfen:

Höher, als das Lächeln deines Fürsten,
(Ach, wonach so Manche geizig dürsten,)
Höher war dir der, der ewig ist.

Und an einer andern Stelle:

Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
Fürstengunst mit Unterthanenflüchen
Zu erwuchern, war dein Trachten nie.

18 *

Und wieder:

> Dort, wo Rieger unter Edens Wonne
> Dieses Lebens Folterbank verträumt. — —

Karl Eugen hatte diese Folter geschärft, er dachte wohl nicht allzu gern daran. Rieger war allerdings kein kriechender Charakter, aber dieses Lob verdiente er offenbar nicht. Die Unterthanenflüche hatte er reichlich auf sich geladen. Wie gehässig mußte der Umgebung des Fürsten ein Freiheitssänger erscheinen, der selbst einen Rieger mit Glorie umgab, weil der General die Gunst seines Fürsten für nichts achtete! Der Dichter theilte für die Nichtachtung dieser Gunst gleichsam einen Kranz aus, er verband die Unterthanenflüche so eng mit dieser Gunst, als ob beide Begriffe unzertrennlich wären.

Und dagegen war der wilde Schubart so maßvoll gewesen. Gewiß erhoben sich Stimmen, welche meinten, daß Schiller die Festungsstrafe mehr verdiene, als der fromme Schubart. Das Gedicht erregte das Mißfallen des Herzogs, und dieses Mißfallen ward von Allen genährt, von denen es mit so viel Grund getheilt wurde.

Den Verfasser der Räuber zu denunziren, war ein sicherer Beweis der Anhänglichkeit an die bestehende Ordnung, an die Person des Fürsten. Die Handhaben einer solchen Denunziation kamen mittelbar aus den Räubern. Schiller hatte seinem Spiegelberg die Worte in den Mund gelegt: „Zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eignes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage,

Spitzbubenklima, und da rath' ich dir: reis' ins Graubündner Land. Das ist das Athen der heutigen Gauner." Diese Stelle griff ein junger Literat, Namens Wredow, der in Graubünden mehrere Jahre als Hofmeister gelebt hatte, auf. Er war ein geborner Deutscher. Aber seine Anhänglichkeit an Graubünden war von der weltbürgerlichen Zärtlichkeit, welche beschränkte Köpfe oft die größten Thorheiten auf Kosten ihres Vaterlandes begehen läßt. Wredow beging eine solche an Schiller. In den Hamburgischen Adreßkomptoir-Nachrichten vom 13. Dezember 1781 vertheidigte er das Graubündner Land gegen die fürchterliche Anklage in einem langen, hochtrabenden Artikel, sprach freilich zugleich die Vermuthung aus, daß nur ein Ländchen gemeint sein könne, das unter der Verwaltung Graubündens stehe und auf welches allerdings Spiegelberg's Ausfall passe. Dieses Ländchen war das Veltlin, von Italienern bewohnt. In der angeführten Stelle aus den Räubern antwortet Razmann dem Spiegelberg: „Bruder, man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt." Somit hatte Schiller nur Graubünden gemeint, insoweit es italienische Unterthanen hatte.

Ob Wredow's Artikel nach Würtemberg durchdrang, ist nicht bekannt. Aber in Chur kam er dem Dr. Amstein, ebenfalls einem Deutschen, zu Gesicht. Dieser, auch ein Fanatiker für Graubünden, schmiedete eine giftige Anklageschrift und ließ sie in das öffentliche Organ Graubündens: „Der Sammler" einrücken, welches er redigirte. Sie führte den Titel: „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines

auswärtigen Komödienschreibers" und erschien Ende April 1782. Amstein suchte jedenfalls Vortheile. Er gab der Bagatelle eine ungeheure Wichtigkeit, stellte Schiller als den schwärzesten Verleumder eines ganzen Staates dar, forderte von ihm eine öffentliche Erklärung, pries Wredow als einen Ehren-Anwalt, ließ dessen Artikel mit abdrucken und schrieb außerdem an Schiller, damit dieser sich nicht mit Unkenntniß der Forderung entschuldigen könne. Schiller empfing den Brief, fand sich aber nicht veranlaßt, zu antworten.

Da der „Sammler" als einziges öffentliches Organ eines Nachbarstaats sicher in Stuttgart gehalten wurde, zumal es von landwirthschaftlichen Dingen handelte und die ökonomische Gesellschaft von Bünden in Würtemberg Mitglieder zählte, so ist es außer Zweifel, daß bereits Anfang Mai die Anklage gegen den Verfasser der Räuber, auf dem so viele Augen beobachtend ruhten, in Stuttgart bekannt war und auch sehr bald dem Herzog mitgetheilt wurde. Der herzogliche Garteninspektor Walter in Ludwigsburg, ein überaus eitler, ehrsüchtiger und unverschämter Mensch, vielleicht eben deswegen ein Feind der Schiller'schen Familie, war korrespondirendes Mitglied der Bündner ökonomischen Gesellschaft. Er rühmte sich später, gleich nach Lesung der Apologie Anstalt gemacht zu haben, daß sie sein Souverän bekam. Es ist möglich, aber auch dieses Verdienst kann erlogen sein.*)

---

*) Siehe den Anhang.

Genug, der Herzog las die Anklage und war in hohem Grade aufgebracht. Die Republik war schon ein übler Nachbar, in Chur wurden die gehässigsten Dinge über Würtemberg gedruckt. Nun hatte ein Zögling der mit so vieler Sorgfalt und Mühe von ihm gepflegten Akademie in das Wespennest gestochen. Vielleicht gab eben in jenen Tagen derselbe Verfasser der Räuber durch sein Gedicht auf Rieger den widrigsten Anstoß in Stuttgart, und nun hatte er auch das Ausland zu öffentlichen Anklagen berechtigt. Und das Alles durch die nutz- und zwecklose Poeterei. Es war nicht zu dulden. Sofort erging die Weisung an Schiller, sich zu vertheidigen, so wie der Befehl, alles weitere Indruckgeben seiner Schriften, wenn es nicht medizinische wären, zu unterlassen und sich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten.

Schiller beantwortete die Anklage damit, daß er die mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgestellt, sondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber, und zwar dem schlechtesten von allen, in den Mund gelegt. Auch habe er hier nur eine Volkssage nachgeschrieben, die er von früher Jugend an gehört *). War der strenge Verweis und

*) Petersen erzählt in seiner ungedruckten Materialiensammlung, der Herzog habe Schiller nach dem Schlosse Hohenheim kommen lassen, habe ihn aufs heftigste angefahren und ihn aufs derbste ausgescholten; er habe mit den Worten geschlossen: „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt Er keine Komödien mehr!“ Schiller sei unmittelbar nach diesem Auftritt in den „Ochsen“ gegangen und habe mit anscheinender Gelassenheit, ja mit Heiterkeit am Kegeln Theil

das Mißfallen seines Fürsten, das er auf eine so zufällige und ganz unschuldige Art sich zugezogen, schon im höchsten Grade unangenehm für Schiller, so war der Befehl noch schmerzlicher für ihn. Durch das Verbot, sich in irgend eine Verbindung mit dem Auslande einzulassen, war seinen dramatischen Plänen und Bestrebungen der Lebensnerv durchschnitten. Denn abgesehen von den äußern Vortheilen, die ihm nur ein solcher Verkehr gewähren konnte, da sein Gehalt als Regimentsarzt durch den Aufwand für Equipirung, für standesmäßiges Erscheinen beinahe auf nichts herabgebracht wurde, war bei dem Zustande der Stuttgarter Bühne an eine Veröffentlichung seiner innersten Lebensschätze nicht zu denken. Der Befehl schloß beinahe ein Aufgeben seiner Kunst ein. Und das Alles der einen elenden Stelle in den Räubern zu verdanken! Es war die lächerlichste Ursache einer unverhältnißmäßigen Strenge.

Schiller fand nur einen Ausweg. Wie, wenn er dem Auslande sich in die Arme warf? War doch Lessing Theaterdichter in Hamburg gewesen, Klinger in Leipzig. Hatte man doch in Mannheim einen italienischen Hofpoeten gehalten,

---

genommen. Da nur Streicher die ganze Sache in ihrem vollständigen Verlauf erzählt, habe ich im Text vorgezogen, seiner allerdings weniger ins Einzelne gehenden Darstellung zu folgen. Wie heftig auch die Scheltworte des Herzogs gewesen sein mögen, es heißt doch zu gering von Schiller denken, wenn man glaubt, daß sie mehr Eindruck auf ihn gemacht hätten, als das Verbot selbst, durch welches er das weitere Zerfallen mit dem Herzog klar vor Augen sah. Vgl. Boas Jugendj. II, 276.

der vom Herzog von Würtemberg öfter zu Festen entliehen wurde. Stand doch der würtembergische Hof mit dem pfalzbairischen im besten Vernehmen. Wenn Dalberg — und solchen Seelen konnte man Alles zutrauen — wenn Dalberg sich für ihn verwendete, ihn anstellte? Je mehr sich seine Verhältnisse in Stuttgart verdüsterten, um so rosiger beleuchtet erschien ihm der Schauplatz seiner Erfolge. Hier in Stuttgart war er geschmäht, verleumdet, mit dem Loose Schubart's bedroht. In Mannheim war er geachtet, von geistvollen Beschützern mit offenen Armen empfangen, vom letzten des Publikums bewundert.

Mittlerweile wurden in Mannheim die Räuber mit demselben Zulauf, mit dem gleichen Beifall wie das erste Mal gegeben. Der Ruf von der ungeheuren Wirkung, sowie von der meisterhaften Darstellung war nach Stuttgart gelangt. In den nächsten Umgebungen des Dichters besprach man diese Dinge mit dem lebhaftesten Interesse, mit dem lebhaften Wunsch, der Aufführung in Mannheim beizuwohnen. Schiller sehnte sich, die Eindrücke zu wiederholen, sie in seinen liebsten Seelen abgespiegelt zu sehen. Frau von Wolzogen, die Frau Vischer waren so voll Theilnahme für ihn, erkannten so ganz seinen Werth; mußte es diesen Freundinnen nicht tröstlich sein, ihr Urtheil anderswo so glänzend bestätigt, ihre Verehrung getheilt zu sehen? Sie bestürmten Schiller mit Bitten, sie nach Mannheim zu begleiten. Dazu kam es höchst gelegen, daß der Herzog auf kurze Zeit verreisen wollte. Wie, wenn Schiller zum zweiten Mal die

Fahrt wagte? Auf Urlaub war doch niemals zu rechnen Und ließ sich nicht in einer Unterredung mit Dalberg seine ganze Lage besser als schriftlich darlegen? Zumal die lächerlich weitläuftige Bagatelle mit Bünden, um die so viel Aufhebens gemacht und durch welche der fernere Verkehr mit Dalberg so sehr erschwert wurde.

Der Herzog war wirklich abgereist. Es galt einen raschen Entschluß. Schiller setzte sich hin und schrieb an Dalberg: Das ungeduldige Verlangen, sein Schauspiel zum zweiten Male aufführen zu sehen, die Abwesenheit seines Herzogs veranlaßten ihn und einige Freunde und Damen, die ebenso begierig seien wie er, die Räuber auf Dalberg's Bühne zu sehen, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen. Es koste Dalberg nur einen Wink, von den Schauspielern könne Schiller die Gefälligkeit erwarten. Er hoffe von der Vorstellung Alles für sein neues Stück und denke zweien Schauspielen in Mannheim beizuwohnen. Dies war am 24. Mai. Am 25sten schrieb er zugleich an Wilhelm von Hoven, ob er die Partie mitmachen wolle; er solle sich in diesem Fall präcise halb zwei Uhr im Chausseehause zwischen Suffenhausen und Ludwigsburg einfinden. Er schloß: „Uebrigens stillschweigen!“

Schiller ließ sich bei seinem Chef krank melden, und so fuhr die Gesellschaft, Frau von Wolzogen, Frau Vischer und der Dichter, in viersitziger Chaise Nachmittags in den Frühling hinein. Die Gegenwart so lieber Freundinnen, die Aussicht auf herrliche Stunden, die schöne Landschaft mit

Dörfern und Städten, in weiter Fläche bis an den Saum der blauen Vogesen ausgegossen, die Hoffnung, Dalberg's Theilnahme durch eine umfassende Darlegung seiner traurigen Verhältnisse zu irgend einer menschlich schönen, rettenden Handlung zu rühren, Alles dies schwellte seine Brust. Als man nun das Land betrat, wo eine milde Regierung Kunst und Wissen pflegte, wo seine Kunst eine ehrenvolle Heimath gefunden, — wie schwand jedes Bangen, jeder Kummer, jede Bedenklichkeit, was für Folgen diese heimliche Reise haben könne, vor dem Hochgefühl, in der Liebe der Mitwelt den Ruhm der Nachwelt vorauszunehmen.

Die Umstände selbst verbanden sich, dieser Stimmung entgegen zu kommen. Dalberg war auf seine Bitten sofort eingegangen: die Räuber wurden gegeben. Mit ganzer Seele in die Vorstellung verloren, empfand er, empfanden es seine Begleiterinnen, was er mit seinen ersten jugendlichen Kräften unter dem Druck seiner Fesseln geleistet. Wenn diese Kräfte freien Spielraum erhielten! Dieser Gedanke ward von seiner enthusiastischen Umgebung um so mehr angefeuert und unterhalten, je tiefer die Eindrücke waren, welche die erschütternden Szenen bei ihnen zurückgelassen hatten. Dieser Gedanke führte ihn zu Dalberg. Der Freiherr gönnte ihm eine vertrauliche Stunde. Schiller schüttete sein Herz aus, er bat um Rettung. Er las in Dalberg's offenem Anblick noch mehr, als die Mannheimer Freunde ihm vorausgesagt hatten. Der Freiherr schien bewegt, er versprach ihm, das Seine zu thun; er schien mehr Schwierigkeit in dem Mittel

zu finden, wie man Schiller von Stuttgart weg bekäme, als „in der Art, ihn in Mannheim zu employiren.“ Doch versprach er, Alles zu thun, was in seinen Kräften stand, und besiegelte dieses Versprechen mit einem ehrlichen deutschen Händedruck. Bestimmtes ward nicht festgesetzt.

Nun ging es an die Heimreise. Das Vergnügen fing an, seine Kehrseite zu zeigen. Eine heftige Grippe, die den Dichter befiel, verwandelte den Rausch in eine fatale Ernüchterung. Je näher man Stuttgart kam, um so niedergeschlagener wurde seine Stimmung. Bestimmte Garantien hatte er nicht mitgebracht, statt ihrer eine Krankheit, die so heftig war, daß Streicher, wenige Minuten nachdem er den Freund umarmt, gleichfall von Fieberschauern befallen wurde. Schiller theilte ihm die Hoffnung mit, die ihm Dalberg gemacht hatte. Aber so gesunken waren seine Lebensgeister, so widerwärtig erschienen ihm alle Szenen in Stuttgart, daß er verdüstert hinzusetzte, wenn der Mannheimer Plan nicht gelänge, werde er nothgedrungen sein, einen verzweifelten Schritt zu thun. Er nahm sich vor, sowie er nur den Kopf wieder beisammen habe, sogleich nach Mannheim zu schreiben, um Dalberg zu einer bestimmten Maßregel zu bewegen. In Stuttgart werde und müsse er zu Grunde gehen.

Den meisten Lesern wird es unbegreiflich erscheinen, warum Schiller nicht schon jetzt diesen verzweifelten Schritt that. Nach unsern heutigen Begriffen würde ein Verbot, wie das des Herzogs, Jeden dazu berechtigen, zumal wenn dieser Jeder die Räuber geschrieben hätte. Es ist weit nöthi=

ger, zu erklären, warum er noch blieb, als warum er später floh. Ein Erklärungsgrund liegt in der Pietät gegen den Herzog. Jetzt hielt ihn das enthusiastische Wort, womit er sich seinem angebeteten Fürsten vergeben, weit mehr als die Erwägung, daß dieser Fürst sein unumschränkter Herr über Leben und Tod war. Außerdem hielten ihn seine Eltern und ihre Stellung zum Herzog. Und endlich war die Aussicht, die Dalberg auf eine gütliche Vermittlung bot, der Hauptanlaß, um die Folter, auf der der arme Gefangene litt, zu verlängern. Die Halbheit Dalberg's hat mehr an Schiller verschuldet, als die ganzen Maßregeln des Herzogs.

Er schrieb an Dalberg unter dem 4. Juni: „Ich habe das Vergnügen, das ich in Mannheim in vollen Zügen genoß, seit meiner Hieherkunft durch die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat, E. E. für so viele Achtung und Höflichkeit meine wärmste Danksagung zu bezeigen. Und noch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich durch einen höchst widrigen Kontrast meines Vaterlandes mit Mannheim schon so weit verleidet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbischen Szenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald Niemand sein, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Selbstgefühl genug für das Verdienst eines besseren Schicksals, und für beides nur — eine Aussicht.“ Nun wirft er sich Dalberg von neuem ganz in die Arme. Er ist auf's rührendste überzeugt, daß Dalberg

ihm helfen wird. Er sagt: „E. E. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht und ich werde den Händedruck, der Ihren Verspruch versiegelte, ewig fühlen; wenn E. E. diese drei Ideen goutiren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg. Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnten E. E. in das Innere meines Gemüths sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja, ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann."

Er giebt in einer Beilage drei Grundideen zu solchem Briefe. Sie waren auf die genaueste Kenntniß vom Charakter des Herzogs berechnet. Aber ich bin auch überzeugt, daß sie einem Dalberg im höchsten Grade mißfielen. Sie waren ganz in der Unbesonnenheit eines Jünglings hingeschrieben, der die Welt und ihre Solidaritäten nicht kennt. Die diplomatische Anleitung, die er dem Freiherrn, seinem zukünftigen Chef, gab, war folgende: es müsse dem Herzog die Sache so erscheinen, als ob sie ganz mit seinem Willen geschehe. „Daher, schreibt er, würden E. E. ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir schreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß

also durch diese Vokation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der Passe par tout beim Herzog." Zweitens müsse sein Aufenthalt in Mannheim mehr wie eine längere Reise als wie eine völlige „Entschwäbung" erscheinen. Und drittens solle die Aussicht auf Fortsetzung seiner Praxis auch in Mannheim eröffnet werden, damit man ihn nicht unter dem Vorwande, für sein Wohl zu sorgen, „cujonire" und weniger fortlasse.

Andreas Streicher sagt: „Der dritte Punkt beweist weit mehr für die wahrhaft väterliche Sorge, welche der Herzog für das Wohl derer hatte, die er erziehen ließ, als Alles, was man dafür anführen könnte, und es läßt sich nicht im Geringsten zweifeln, daß, wenn Dalberg unter den ihm angezeigten Bedingungen versucht hätte, den jungen Dichter nach Mannheim zu ziehen, sein Fürst ohne Anstand — gewiß aber mit der Anempfehlung, für Schiller alle Sorge zu tragen — das Gesuch bewilligt haben würde."

Dalberg war im Stande, das Talent Schiller's nach seiner ganzen Tragweite zu würdigen. Er hatte es in den Räubern erkannt. Das Stück hatte seiner Bühne bereits sehr reelle Vortheile gebracht. Hätte er nur ein Tausendtheil von dem rechtschaffenen Herzen eines Streicher gehabt, oder Streicher ein Tausendtheil von dem Reichthum eines Dalberg, in beiden Fällen wäre dem Dichter geholfen gewesen. Aber Dalberg sollte ja nur einen Brief an den

Herzog schreiben. Er, der einflußreiche Reichsbaron, Obersilberkämmerling und Vice=Kammerpräsident, der Günstling seines Kurfürsten, konnte bei dem guten Vernehmen der beiden Höfe wohl einen solchen Schritt wagen. Es war seine gemeinste Ritterpflicht, es war, deutsch gesprochen, seine verfluchte Schuldigkeit, an Schiller wenigstens sofort zu schreiben, daß er nichts thun könne und wolle. Er thut es nicht, er läßt Schiller mehrere Wochen in der qualvollsten Hoffnung. Dennoch verliert der Dichter nicht den Muth, dennoch behält er Seelenruhe genug, um an seiner neuen Schöpfung zu arbeiten.

Da tritt ein Fall ein, den er nicht in seine Rechnung aufgenommen. Die Freundinnen des Dichters hatten nicht vergessen, daß sie in seiner Gesellschaft zu Mannheim die Räuber aufführen gesehen. Sie konnten dem Drange nicht widerstehen, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit die Wirkung des Trauerspiels, sowie das Verdienst der Schauspieler auch Andern nach Würden zu schildern. Unter dem Siegel einer immer geringern Verschwiegenheit erfährt es der General Augé, und endlich mit Ausmalung der kleinsten Umstände der Herzog selbst. Dieser ist im höchsten Grade aufgebracht. Welche Vermessenheit seines ehemaligen Lieblings, sich nach dem, was bereits vorgefallen, ohne Urlaub mehrere Tage ins Ausland zu entfernen, den Lazarethdienst zu vernachlässigen! Er läßt den Dichter vor sich kommen, giebt ihm die strengsten Verweise, daß er sich dem ausdrücklichen Verbot zuwider von neuem mit dem Auslande eingelassen,

verschärft dieses Verbot bei Androhung der härtesten Strafen und befiehlt ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und vierzehn Tage in Arrest zu bleiben.*)

Kein Romanschriftsteller kann eine Situation ersinnen, einladender und passender zu jenen Komödien, welche die sich anklagenden und entschuldigenden Gedanken mit einander im Kopfe eines Menschen aufzuführen belieben. Der Arrestant war schlechte Zimmer gewohnt, aber die Wachtstube war ihm das abscheuliche Vorbild der Festung, zu der ihn unfehlbar jede weitere literarische Produktion verdammte. Und daß dieser Arrest so gerecht war! Das war eine so grimmig bittere Betrachtung! daß durch diesen Ordnungsfehler die üble Ansicht des Herzogs gerechtfertigt, sein Zorn erhöht war, zu einer Zeit, wo Schiller Hoffnung hatte, durch Dalberg's Einfluß seinen Fürsten zu milderen Maßregeln umzustimmen! Ein unschuldiger Gefangener, der, in einem beinahe gelungenen Fluchtversuch gehemmt, an stärkere Ketten geschlossen wird — das war ein Bild für ihn und seine Bedrängniß. Nun war Alles verloren. Nun mußte der „verzweifelte Schritt“, den er seinen Streicher mit jenem hingeworfenen Worte hatte ahnen lassen, gewagt werden. Seine Poesie aufgeben — aus allen Fibern schrie es in ihm: lieber das Leben! Wohlan, so blieb nichts übrig, als fortzugehen. Der Gedanke war kühn, um so besser.

---

*) Siehe den Anhang.

Man begreift wohl im Allgemeinen, wie ein Luther nicht widerrufen konnte, wie ein Huß in Martern, bei deren bloßer Vorstellung das Blut erstarrt, seiner Wahrheit lobsingt; man begreift, daß Julia nicht den Paris nimmt, weil sie Romeo liebt: aber es ist schwer begreiflich zu machen, warum ein Poet nicht von seinen Versen lassen kann. Ein Biograph meint sogar: „seine Poesie hätte er immer zum Opfer bringen können — aber waren in diese Poesie nicht seine heiligsten Menschenrechte verflochten?"

O des ausgehöhlten Ideals! Nein, Schiller hätte nicht seine Poesie zum Opfer bringen können, denn sie war seine Leidenschaft, und „Leidenschaft für Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe." Schiller besaß einen höchst kompakten, gesunden und edlen Ehrgeiz, eine feurige Liebe zum Nachruhm. Er wollte nicht elend bleiben, sondern glücklich sein, in dem Sinne glücklich sein, wie es Streicher mit seiner Künstlerseele wohl begriff, wenn er sagt, daß Schiller lieber alle Entbehrungen, alle Strafen sich hätte gefallen lassen, wenn ihm nur die Erlaubniß geblieben wäre, den Reichthum seines Geistes in der Welt auszubreiten und sich denjenigen anzureihen, deren Name von der Mit- und Nachwelt nur in Bewunderung und Verehrung genannt wird. Ja, diese Göttergabe des Genie's, die ihn glücklich machen wodurch er den Lorbeerkranz des Dichters erringen konnte, mußte ihm zur Qual, zur Marter werden, wenn er im Angesicht des lockenden Quells dursten sollte.

Karoline von Wolzogen giebt an, daß er während dieses

Arrestes den Plan zu Kabale und Liebe entworfen, und so, sagt sie, „erklären sich leicht die etwas grellen Situationen und Farben dieses Stückes." Eduard Boas nimmt diesen Gedanken auf und führt die Stellen, welche die wilde Vergangenheit des Herzogs berühren und die jeder nach unserer Skizze seiner Geschichte leicht finden wird, auf ein persönliches Rachegefühl Schiller's zurück. Mir widersteht ein solches Verfahren.

Karoline von Wolzogen klagt mit ihrer Entschuldigung den Dichter eines Fehlers an, den er wenigstens länger besessen haben müßte, als während des Arrestes, den er wenigstens auch noch bei der Veröffentlichung des Stücks besessen haben müßte. Das Hervorsuchen eines persönlichen, momentanen Rachegefühls ist die schlechteste Erklärung grade für Schiller's dramatische Werke, und die edle Frau von Wolzogen bedachte schwerlich, welcher Kleinheit sie hiermit Schiller's Seele beschuldigte. Waren denn die schlimmen Monarchen, der Venuswagen, die Stellen in Rieger's Todtenfeier nicht auch auf den Herzog zu beziehen? Wie blind aber hätte ihn jenes Rachegefühl machen müssen, wenn er das Verhältniß der Franziska zu Karl Eugen in dem Lichte sah, wie er ein äußerlich ähnliches in der Lady Milford darstellte. Die Geschichten, welche in Würtemberg gespielt hatten, spielten an vielen Höfen, und Schiller wollte sicher nicht den, der ihn in Arrest geschickt hatte, sondern eine ganze Gattung brandmarken. Und dazu eignete sich am besten die Vorgeschichte des Würtemberger Hofes. Die Ausleger wissen

selbst nicht, wie sehr sie der Würde der Poesie mit solchen kleinlichen Deutungen schaden. So lange ein jeder Machthaber denken muß, mit dem Worte Tyrann sei er von dem boshaften Dichter gemeint; so lange ein braves Bürgerpublikum glauben muß, Coriolanus-Shakspere wolle ihm mit der „vielköpfigen Menge“ Böses nachsagen: — wie weit entfernt sind wir dann noch von der Möglichkeit kräftiger dramatischer Gebilde!

Ich folge auch hier Streicher's Angabe, der den Plan zu Kabale und Liebe erst entstehen läßt, als Schiller von Stuttgart entfernt war. Die Aufregung, unter welcher der Dichter im Arrest litt, war einem Drama am wenigsten günstig, und das Gefühl, aus welchem es auch außer dem Arrest entstehen konnte, war ja eine Strömung der ganzen Zeit, Lady Milford nur eine glücklichere Gräfin Orsina, und Lady Milford keineswegs die Hauptsache des Stücks. Karoline von Wolzogen setzt sehr unbestimmt hinzu: „Auch die Idee zur Verschwörung Fiesko's entstand damals, die ihn mehr anzog und die er noch großentheils in Stuttgart ausführte.“ Streicher kannte bereits vor dem Arrest Szenen aus dem Fiesko, und so muß auch sein Zeugniß über die Entstehung von Kabale und Liebe als das gewissere angesehen werden.

Schiller war nun aus dem Arrest entlassen. Die Uebertretung der Militärdisziplin hatte er durch strengen Verhaft gebüßt; was über diesen noch gegen ihn verhängt worden, hielt er für eine zu harte Strafe. Um Entlassung durfte

er nicht anhalten, denn als Zögling der Akademie hatte er die Verpflichtung, in Würtemberg zu dienen, und der Landesherr, dessen öftere drohende Aeußerungen Schiller hinterbracht wurden, würde vollends durch ein solches Gesuch in Jähzorn versetzt worden sein. Hätte Schiller nicht eine so tiefe innere Beziehung zum Herzog gehabt, so würde es ihm leichter geworden sein, sich auf dem natürlichsten Rechte jedes geringsten Unterthanen, von seinen Naturgaben in den gesetzlichen Schranken freien Gebrauch zu machen, wenigstens innerlich eine feste Position dem Herzog gegenüber zu gründen. Aber es mußte, bei seiner billigen und edlen Denkungsart, ihm den bittersten Schmerz verursachen, in den Augen eines Mannes als schreiend undankbar zu erscheinen, den er so oft der Dankbarkeit versichert hatte. Sein innerer Kampf wurde noch verworrener. Er erhielt von neuem einen „gnädigen" Brief von Dalberg voll neuer Zusicherungen. Noch einmal bot sich ein Hoffnungsstrahl zu einer Ausgleichung im Guten. Schiller schrieb am 15. Juli an den Freiherrn, er schickte Wagner's Kindesmörderin und dessen Macbeth=Uebersetzung zurück, welche ihm Dalberg zur Beurtheilung mitgegeben. Den Fiesko verspricht er bis Mitte August fertig zu liefern und schreibt, der Don Carlos — dieser Stoff war ihm von Dalberg empfohlen — werde vielleicht eins der nächsten Süjets sein, die er bearbeiten wolle. Er meldet seinen Arrest, seine Unterredung mit dem Herzog. „Wenn E. E. glauben, daß sich meine Aussichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen lassen, so wäre meine einzige

Bitte, solche zu beschleunigen. Warum ich dieses jetzt doppelt wünsche, hat eine Ursach, die ich keinem Brief anvertrauen kann. Dieses Einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen sein, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben."

VII.

Die Flucht.

Wieder verflossen vierzehn Tage. Dalberg that nichts. Nun ging dem Dichter die Ueberzeugung auf, daß von daher, wo die Hülfe am leichtesten schien, kein Beistand zu erwarten war. Sein sonst so heiterer Sinn verwandelte sich in finstere, trübe Laune; was ihn sonst auf das lebhafteste aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig; selbst seine Jugendfreunde, die sonst immer auf den herzlichsten Willkomm rechnen durften, wurden ihm, mit Ausnahme sehr weniger, beinahe zuwider. Sein Fiesko konnte bei dieser Stimmung nur langsam vorrücken. Lange oder gar immer durfte dieser Zustand nicht fortdauern: es war für seinen Verstand, bei

seiner ohnehin nicht festen Gesundheit für sein Leben zu fürchten. Er hielt sich für den unglücklichsten aller Menschen. So lange ihm noch ein Funke von Kraft in diesem verzehrenden Jammer blieb, mußte etwas gewagt werden. Durchreißen mußte er dieses Gewebe von Pflichten und Verboten, das ihn erstickte. Nur wie? auf welche Art? Er sann auf einen Zufluchtsort. Er theilte seine Bedrängniß, die Unmöglichkeit, länger in Stuttgart zu bleiben, der Frau von Wolzogen aus Bauerbach mit. Die edle Freundin gab ihm die feierliche Zusage, ihm für den äußersten Fall so lange in Bauerbach eine Wohnung zu geben und ihn mit allem Nöthigen zu versehen, als er von dem Herzog eine Verfolgung zu befürchten habe.

Nach langer Ueberlegung entstand ein Plan, noch einmal heimlich nach Mannheim zu reisen und von dort aus an den Herzog zu schreiben. Wurde dann das Verbot desselben nicht aufgehoben, so wollte er nicht nach Stuttgart zurückkehren. Dann hoffte er um so leichter in Mannheim als Theaterdichter angestellt zu werden, je zuversichtlicher ihm von Vielen versichert war, daß ein solcher Dichter, wie er, die dortige Bühne auf die höchste Stufe des Ruhmes heben würde.

Es fragte sich nun, in welcher Zeit die heimliche Reise am besten auszuführen sei. Alle seine Handlungen waren beobachtet. Der geringste Verdacht konnte ihn für immer an sein Gefängniß fesseln. Er bedurfte unverdächtiger Hülfe;

seinen Schulfreunden sich anzuvertrauen — ob sie ihm helfen konnten oder nicht, genug keiner von den Kumpanen, die so treu mit ihm Manille spielten und denen er für seine zusammengeschriebenen Dreibätzner Wein kaufte, keiner hatte sein Vertrauen bis zu solchem Grade, daß er die Anstalten zur heimlichen Reise ihm übertrug. „In diesem Zustande, erzählt Streicher, konnte er sein Herz mit voller Sicherheit nur einem einzigen Freunde eröffnen, durch dessen Bekanntschaft er seit achtzehn Monaten die Ueberzeugung erlangt hatte, daß er hier auf eine Hingebung und Aufopferung rechnen könne, die an Schwärmerei grenzte und die nur von den wenigen Edlen erzeugt wird, deren Gemüth und Geist ebenso viele Liebe und Freundschaft, als Verehrung und Hochachtung verdienen.“ Dieser Freund war Streicher. Ein Vertrauen setzte sich zwischen ihm und Schiller fest, das keinen Rückhalt kannte, und die unglückliche Lage des letztern wurde der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche. Schiller's Plan, dem Herzoge auf neutralem Boden zu schreiben, hatte Streicher's vollen Beifall. Außer diesem machte Schiller auch seine älteste Schwester mit seinem Vorsatz bekannt, und anstatt, wie er befürchtete, von ihr Abmahnungen zu hören, glaubte Christophine, daß, weil ihm das Versprechen einer besonders guten Anstellung nicht erfüllt worden, jeder Schritt entschuldigt werden könne, den er, um sich vor gänzlichem Verderben zu retten, unternehme.

Auch ein Gefährte, mit dem die heimliche Reise zu unternehmen war und der die nöthigen Anstalten dazu

erleichtern konnte, war in Streicher gefunden. Dieser wollte im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten, um daselbst bei dem berühmten Bach seine musikalischen Studien zu vollenden, wozu ihm dort wohnende Anverwandte die beste Unterstützung versprochen hatten. Um seinen angebeteten Freund nicht allein — er wußte wohl, wie rath- und mittellos — der See von Plagen preiszugeben, die ihn erwarteten, wußte er es bei seiner Mutter dahin zu bringen, daß er schon jetzt die Hamburger Reise antreten durfte. Dem Vater Schiller's mußte die ganze Sache ein tiefes Geheimniß bleiben, damit er im schlimmsten Fall als Offizier sein Ehrenwort geben könne, von dem Vorhaben des Sohnes nichts gewußt zu haben. Was aber auch in diesem Punkte die Freunde beruhigte, war, daß der Herzog in wahrhaft edler Gesinnung seine Beziehung zu den Zöglingen vollständig von seinem Verhältniß zu ihren Angehörigen schied und nie den einen Theil entgelten ließ, was der andere fehlte.

Nachdem alles zur Sache Erforderliche zwischen beiden Freunden mit der gehörigen Selbsttäuschung überlegt war, blieb der Entschluß Schiller's unwiderruflich fest. Nun aber mußte er sich mit Anspannung aller Kräfte seinem Fiesko widmen. Bevor dieser nicht vollendet war, wäre die Reise zwecklos gewesen, und bis jetzt war — da er in seinem Innern zu keiner Ruhe gelangen konnte — außer dem Plan kaum die Hälfte des Stücks niedergeschrieben. Die Gewißheit des Entschlusses belebte seinen Muth, seine gewöhnliche

Heiterkeit kehrte zurück, und er gewann es über sich, alle Sorgen, alle Gedanken, die nicht seiner neuen Arbeit gewidmet waren, zu unterdrücken, blos für die Zukunft zu leben, die Gegenwart nur insofern zu beachten, als er ihr nicht ausweichen durfte. Der Fiesko schritt rasch vorwärts, und wie freute es ihn, wenn er dem Freunde eine in der letzten Nacht gedichtete Szene vorlesen konnte, wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er schon weiter gerückt sei und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er anfangs dachte, beendigt zu haben. Schiller hielt viel auf diese neue Schöpfung, er äußerte: „Meine Räuber mögen untergehen — mein Fiesko soll bleiben."

Die Außenwelt bildete gerade damals den geräuschvollsten Kontrast zu der stillen Dichterzelle. Der Hof erwartete allerhöchste russische Gäste. Schon zu Anfang August wurden in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg, auf der Solitude die umfassendsten Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfange des Großfürsten Paul und seiner Gemahlin gemacht, die eine Nichte des Herzogs von Würtemberg war. In der ersten Hälfte des September sollten die hohen Reisenden eintreffen. Schon einige Tage früher waren die meisten benachbarten Fürsten und eine außerordentliche Menge Fremder vorangeeilt. Auffahrten von prachtvollen Equipagen mit den seltensten Pferden stellten Alles, was man anderswo an Eleganz entfalten konnte, in Schatten. Aber wahrhaft kaiserlich waren die Anstalten zu einem Jagdschauspiel, wel=

ches dem Pinsel eines Rubens und Snyders eine glänzende Aufgabe geboten hätte. Sechstausend Hirsche, der Wildadel vieler Jagdreviere, waren in einen nahe bei der Solitude liegenden Wald zusammengetrieben. Eine Menge Bauern, zwischen einer engen Kette von Wachtfeuern vertheilt, verhinderten sie am Durchbrechen. Um das Vergnügen zu erhöhen, waren die edlen Thiere bestimmt, eine steile Anhöhe hinaufgejagt und gezwungen zu werden, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie, aus einem eigens dazu erbauten Lusthause, nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten.

Während diese Vorbereitungen getroffen wurden, riethen wohlmeinende Freunde dem unglücklichen Dichter, den Herzog durch ein Lobgedicht zu versöhnen. Bei seinem jetzigen Verhältniß wäre das eine Erbärmlichkeit gewesen. Er schlug es ab und schrieb, um das Letzte zu versuchen, noch einmal an den Herzog. Der Brief ist vom 1. September datirt. Er bittet darin um die Erlaubniß, ferner literarische Schriften bekannt machen zu dürfen. „Eine innere Ueberzeugung, schreibt er, daß mein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater sei, giebt mir gegenwärtig die Stärke, Höchstdenenselben einige unterthänigste Vorstellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls: nichts Literarisches mehr zu schreiben, oder mit Ausländern zu kommuniziren, zur Absicht haben.“ Er giebt die beiden Gründe an, welche dem Herzoge am faßlichsten und in der That aufrichtig waren: Vortheil und Auszeichnung. Herzog Karl hat diese Bittschrift niemals gelesen. Er verweigerte

die Annahme und ließ dem Dichter bei Strafe des Arrestes verbieten, irgend ein Schreiben an ihn zu richten. *)

Mittlerweile mehrte sich mit den Gästen das Geräusch. Unter allen Fremden, welche ankamen, war für Schiller keiner von solchem Interesse, wie — Herr von Dalberg. Man erinnere sich des letzten verzweifelten Briefes, den Schiller an ihn geschrieben. Wollte Dalberg ihn mündlich beantworten? Wollte er jetzt, da der Herzog so zugänglich war, etwas für seinen unglücklichen Schützling unternehmen? Schiller machte ihm seinen Besuch. Dalberg muß sein Versprechen erneuert, aber ebenso seine Bedenklichkeiten, wie man Schiller aus den Diensten des Herzogs wegbekäme, wiederholt haben. Denn Schiller hielt es für rathsam, ihm nicht das Geringste von seinem Vorhaben mitzutheilen, ohne doch seine Hoffnungen auf Mannheim aufzugeben. Sein Entschluß stand fest. Er wollte alle Bedenklichkeiten durch eine That abschneiden.

Die Zeit mußte genutzt werden. Die russischen Gäste

---

*) Ob es nach dieser Erfahrung noch die ernsthafte Hoffnung Schiller's war, der Herzog werde sich durch seine Flucht abtrotzen lassen, was er jetzt nicht einmal unterthänigst zu erflehen gestattete? Das Widerstreben des Dichters, sich in Würtemberg wieder blicken zu lassen, ehe er einen Charakter hatte, die Ablehnung der herzoglichen Erlaubniß, wiederzukommen, die offen edle Kühnheit, die er später von seiner Flucht gegen seine Schwester rühmt, stellen dies sehr in Zweifel. Er selbst nennt später die heimliche Reise nach Mannheim und die Absicht der Rückkehr auf Bedingungen „eine Maschinerie.“

waren angekommen. Nur wenige der noch übrigen festlichen Tage boten eine so allgemeine Aufregung und Unruhe, daß man unbemerkt eine Reise antreten konnte. Schiller wollte seine Eltern und Schwestern noch einmal sehen. Seine Mutter war jetzt von Allem aufs genaueste unterrichtet. Er wollte sie beruhigen und von ihr Abschied nehmen.

Unter den angekommenen Fremden befand sich auch die Frau des Regisseurs Meyer vom Mannheimer Theater, der in den Räubern den Hermann gespielt und nebst seiner Frau, einer gebornen Stuttgarterin, ein herzliches Interesse für den Dichter gezeigt hatte. Schiller sah sie öfter, sagte ihr aber nichts von seinem Plan. Mit ihr und seinem Streicher ging er zur Solitude. Den in der lachendsten Gegend fortlaufenden Weg, den er so oft in besseren Tagen gemacht, er wanderte ihn zum letzten Mal auf lange Zeit. Er suchte unterwegs unvermerkt von Madame Meyer Alles zu erfahren, was die inneren Verhältnisse des Theaters, was seine eignen Hoffnungen betraf. Sie hätte am besten die Aeußerungen der Schmeichelei, der Güte, des Wohlwollens, womit Schiller bei seiner letzten Anwesenheit in Mannheim überschüttet worden, in den Dunst und Nebel, aus dem sie bestanden, auflösen können; aber da alles dahin Einschlagende nur oberflächlich berührt wurde, auch ernsthaftere Fragen aus Furcht, daß seine Absicht errathen werde, nicht wohl gestellt werden konnten, so ließ das Gespräch die Zukunft in jener Dämmerung, in welcher ein gutes Glück, vom lebhaften Wunsche beleuchtet, als der einzige hellere Punkt erscheint.

So kam man auf der Solitude an. Die Mutter und Christophine waren allein. „So freundlich die Hausfrau auch die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich, sich so zu bemeistern, daß Streicher die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise trat bald der Vater Schiller's ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz auf sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte. Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den Schritt des Sohnes als eine Nothwehr ansehn, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß sie, nach den damaligen Ansichten, in jedem andern Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemüthsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien, — er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit für ihn

erfleht hatte! Und nun! — — — Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, so wie an seinen feuchten, gerötheten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuschreiben und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

„Auf der Solitude erfuhr man, daß daselbst am 17. September die große Hirschjagd, Schauspiel und eine allgemeine prächtige Beleuchtung stattfinden solle. Zu Hause angelangt, wurde zwischen Schiller und Streicher alles, was ihre Reise betraf, noch um so eifriger besprochen, als keine Zeit zu verlieren, da die Festlichkeiten bald zu Ende sein würden. Als man auch erfahren, welchen Tag Schiller's Regiment die Wachen nicht zu besetzen habe, er folglich unter den Stadtthoren Soldaten treffen werde, denen er nicht so genau wie seinen alten Grenadieren bekannt sei, so wurde die Abreise auf den siebzehnten September Abends neun Uhr festgesetzt."

Die letzte Nacht brachte Schiller auf der Wacht bei Scharffenstein zu. In ihm umfaßte der Jüngling noch einmal alles Weh, alles Glück seiner akademischen Jahre. Seine ganze Seele stand offen. Er vermachte ihm Bücher, gab ihm seinen Shakspere zur Aufbewahrung und, als hätte er gefühlt, daß er fortan nicht die ausschließende und sich täglich beweisende Freundschaft zu geben im Stande sein würde, die

Scharffenstein verlangte, vermachte er ihm in seinem Lempp einen Freund. Wenn Scharffenstein in seinen Aufzeichnungen sagt: „Das hat seine Zinsen getragen, ohne dieses Kapital wäre ich sehr arm geblieben", so ist der Vorwurf, welcher hiermit gegen die Beständigkeit von Schiller's Freundschaft ausgesprochen ist, nicht ohne anspruchsvolle Härte. Auch darin steht Streicher über allen Jugendfreunden des Dichters, daß er den herrlichen Sinn des Goethe'schen Wortes verstand: „wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an!"

„Die bürgerliche Kleidung, fährt Streicher fort, welche sich Schiller hatte machen lassen, seine Wäsche, die Werke von Haller, Shakspere, noch einige andere Dichter, wurden nach und nach von Streicher weggebracht, so daß für die späteren Stunden nur wenig mehr zu thun übrig blieb. Am letzten Vormittag sollte, nach der Abrede, um 10 Uhr Alles bereit sein, was von Schiller noch wegzubringen war, und Streicher fand sich mit der Minute ein. Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet; denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem Besuch in dem Lazareth nach Hause zurückgekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen und nun aufs neue so aufregte, daß er sogleich — jetzt in einem so entscheidenden Augenblick — ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile mußte Streicher dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören, welchem letzteren — gewiß weniger aus Vorliebe

für seinen begeisterten Freund — der Schönheit der Sprache und der Bestimmtheit der Bilder wegen Streicher einen entschiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter, von seinem Gegenstande abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja, es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergessen sei, sowie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelassen werde. Erst am Nachmittag aber konnte Alles in Ordnung gebracht werden, und Abends neun Uhr kam Schiller in die Wohnung von Streicher mit einem Paar alten Pistolen unter seinem Kleide. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer gelegt, die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen gethan. Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst. Der Vorrath an Geld war bei den Reisenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schillern noch dreiundzwanzig und Streichern noch achtundzwanzig Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Muthe auf das Zehnfache gesteigert wurden.

„Hätte Schiller nur noch einige Wochen warten und nicht durchaus sich schon jetzt entfernen wollen, so würde Streicher die nöthige Summe bis Hamburg in Händen gehabt haben. Aber die Ungeduld des unterdrückten Jünglings, eine Entscheidung herbeizuführen, ließ sich schon darum nicht

bezähmen, weil er fürchtete, eine so gute Gelegenheit zum unbemerkten Entkommen ungenutzt vorbeigehen zu lassen und dann weit mehr Schwierigkeit beim Herzog für die Gewährung seiner Bitten zu finden. Bis Mannheim, wie auch für einige Tage Aufenthalt daselbst, konnte das kleine Vermögen ausreichen, und was zum Weiterkommen fehlte, sollte Streicher nachgeschickt werden.

„Nachdem der Wagen mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier bepackt war, kam der schwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen bestanden, nun auch an Streicher, — von seiner guten, frommen Mutter Abschied zu nehmen. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen sich nur dadurch beschwichtigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichste Treue gegen seinen Freund gelobte, sondern auch die zuverlässige Hoffnung aussprach, in vierzehn Tagen wieder zurück eintreffen und von der glücklich vollbrachten Reise-Bericht geben zu wollen. Von Segenswünschen und Thränen begleitet, konnten die Freunde endlich um zehn Uhr Nachts in den Wagen steigen und abfahren.

„Der Weg wurde zum Eßlinger Thor hinaus genommen, weil dieses das dunkelste war und einer der bewährtesten Freunde Schiller's*) als Lieutenant die Wache hatte; damit, wenn sich ja eine Schwierigkeit ergäbe, diese durch Vermittelung des Offiziers sogleich gehoben werden könne. Es

*) Streicher setzt hinzu: „Möchte ihm doch vergönnt sein, diese Zeilen noch zu lesen.“ Es kann kaum Jemand anders als Scharffenstein gemeint sein.

war ein Glück, daß damals von keinem zu Wagen Reisenden ein Paß abgefordert wurde. — — —

„So gefaßt die jungen Leute auch auf Alles waren und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, so machte dennoch der Anruf der Schildwache: Halt, Werda! Unteroffizier heraus! einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin? wurde von Streicher des Dichters Name in Doktor Ritter und der seinige in Doktor Wolf verwandelt, beide nach Eßlingen reisend angegeben und so aufgeschrieben. Das Thor wurde nun geöffnet, die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Blicken in die Wachtstube des Offiziers, in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit offen sahen. Als sie außer dem Thore waren, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu sein, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde lebhafter und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Erlebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Anhöhe liegende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Ueberraschendste ausnahm. Die reine, heitere Luft ließ Alles so deutlich wahr=

nehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahle getroffen, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter!“ —

„Morgens zwischen ein und zwei Uhr war die Station Entzweihingen erreicht, wo gerastet werden mußte. Als der Auftrag für etwas Kaffee ertheilt war, zog Schiller sogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er (er hatte schon die vorige Nacht durchwacht) die bedeutendsten seinem Gefährten vorlas. Das merkwürdigste darunter war die Fürstengruft.“

Man vergegenwärtige sich diese Szene: Schiller in tiefer Nacht in der Wirthsstube auf der ersten Rast seiner Flucht dem unermüdlichen Freunde Gedichte vorlesend, und nicht einmal seine eigenen. Wem da nicht eine Ahnung von der göttlichen Narrheit, etwas von dem „feurig und stark, wie die erste Liebe“ aufgeht, der mache das Buch zu. Schöner konnte der schuldlose, freie Dichter nicht von seiner Heimath scheiden, als indem er des gefangenen mit liebender Begeisterung gedachte. Die traurigen Klänge von Schubart's Gedichten gaben ihm das Geleite, das einzige, mit welchem das Vaterland seinen größten Sohn in die Verbannung sandte! Das einzige? Seien wir nicht ungerecht. Für die verlorene Fürstengunst, für sein geraubtes Menschenrecht gab es ihm das Köstlichste, was es besaß, aus dem Schooße seines edlen Volksstammes einen Freund, und in dem Freunde sein ganzes, getreues Herz.

Viertes Buch.

Im Strom der Welt und in der Stille.

September 1782 bis Juli 1783.

I.

Dr. Ritter in Mannheim.

Die Reisenden erreichten ungehindert um acht Uhr Morgens die kurpfälzische Grenze. Sie wurde mit einer Freude betreten, als ob hinter ihnen alles Leid, vor ihnen ein Eldorado lag. Streicher hat diese Stunden in treuem Gedächtniß aufbewahrt. Er erzählt: „Das Gefühl, eines harten Zwanges entledigt zu sein, verbunden mit dem heiligen Vorsatz, demselben sich nie mehr zu unterwerfen, belebten das bisher etwas düstere Gemüth Schiller's zur gefälligsten Heiterkeit, wozu die angenehme Gegend, das muntere Wesen und Treiben der rüstigen Einwohner wohl auch das Ihrige beitrugen. Sehen Sie, rief er seinem Begleiter zu, sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Ebenso freundlich ist auch der Geist der Regierung! Ein lebhaftes Gespräch, das durch diese Bemerkung herbeigeführt wurde, verkürzte die Zeit dergestalt, daß es kaum möglich schien, um 10 Uhr schon in Bretten angekommen zu sein. Dort wurde bei dem Postmeister Pallavacini abgestiegen, etwas gegessen, der von Stuttgart mit-

genommene Wagen und Kutscher zurückgeschickt, Nachmittags die Post genommen und über Waghäusel nach Schwetzingen gefahren, allwo die Ankunft nach 9 Uhr Abends erfolgte. Da in Mannheim (damals) als einer Hauptfestung die Thore mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, so mußte in Schwetzingen übernachtet werden." Auf schlaflose Nächte und unruhige Tage eine erwünschte Erquickung.

„Am 19. September waren die Reisenden des Morgens sehr früh geschäftig, um sich zu dem Eintritt in Mannheim vorzubereiten. Das Beste, was die Koffer faßten, wurde hervorgesucht, um durch scheinbaren Wohlstand sich eine Achtung zu sichern, die dem dürftig oder leidend Aussehenden fast immer versagt wird. Die Hoffnung Schiller's, seine kranke Börse in der nächsten Zeit durch einige Erfrischungen beleben zu können, war keine Selbsttäuschung; denn wer hätte daran zweifeln mögen, daß eine Theaterdirektion, die schon im ersten Jahre so vielen Vortheil aus den Räubern gezogen, sich nicht beeilen würde, das zweite Stück des Dichters — das nicht nur für das große Publikum, sondern auch für den gebildeten Theil desselben berechnet war — gleichfalls anzunehmen? Es ließ sich für gewiß erwarten, — die Entscheidung des Herzogs mochte nun gewährend oder verneinend ausfallen, daß noch in diesem Jahre Fiesko aufgeführt werde, und dann war der Verfasser durch eine freie Einnahme oder ein beträchtliches Honorar auf so lange geborgen, daß er sich wieder neue Hülfsmittel verschaffen konnte. Mit der Zuversicht, daß die nächsten vierzehn Tage schon diese Ver=

muthungen in volle Gewißheit umwandeln müßten, wurde die Postchaise zum letzten Male bestiegen und nach Mannheim eingelenkt, das in zwei Stunden, ohne irgend eine Frage oder Aufenthalt an dem Thore der Festung, erreicht war.

„Der Theaterregisseur, Herr Meyer, bei welchem abgestiegen wurde, war sehr überrascht, Schillern zu einer Zeit bei sich zu sehen, wo er ihn in lauter Feste und Zerstreuungen versunken glaubte; aber seine Ueberraschung ging in Erstaunen über, als er vernahm, daß der junge Mann, den er so hoch verehrte, jetzt als Flüchtling vor ihm stehe. Obwohl Herr Meyer bei der zweimaligen Anwesenheit Schiller's in Mannheim von diesem selbst über sein mißbehagliches Leben und Treiben in Stuttgart unterrichtet war, so hatte er doch nicht geglaubt, daß diese Verhältnisse auf eine so gewagte und plötzliche Art abgerissen werden sollten. Als gebildeter Weltmann enthielt er sich bei den weitern Erklärungen Schiller's hierüber jedes Widerspruchs und bestärkte ihn nur in diesem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden und durch seine Bitte eine Aussöhnung bewirken zu wollen. Die Reisenden wurden von ihm zum Mittagessen eingeladen, und er hatte auch die Gefälligkeit, in der Nähe seines Hauses eine Wohnung, die in dem menschenleeren Mannheim augenblicklich zu haben war, aufsuchen zu lassen, wohin sogleich das Reisegeräth geschafft wurde. Nach Tische begab sich Schiller in das Nebenzimmer, um an seinen Fürsten zu schreiben." Der Brief, von welchem bis

dahin nur das Fragment eines Konzeptes vorhanden war, ist jetzt aufgefunden. Er beginnt:

„Das Unglück eines Unterthanen und eines Sohnes kann dem Fürsten und Vater niemals gleichgültig sein. Ich habe einen schröcklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigsten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei schwerer Ahndung verboten worden sind. Höchstdieselben haben mir auf das strengste verboten, litterarische Schriften herauszugeben, noch weniger mich mit Ausländern einzulassen" u. s. w. Er bittet aufs beweglichste um Aufhebung des bekannten Verbots, um die Erlaubniß, sich civil zu tragen und Reisen ins Ausland unternehmen zu dürfen, um Gelehrte kennen zu lernen; unter diesen Bedingungen wünscht er nichts sehnlicher, als in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen.

Dieses Schreiben wurde einem Briefe an den Intendanten von Seeger*) beigeschlossen und dieser ersucht, die vorgelegten Bitten nach seinen besten Kräften, sowie durch seinen ganzen Einfluß bei dem Herzog unterstützen zu wollen. Schiller glaubte für seine Sicherheit so wenig befürchten zu dürfen, daß er den Intendanten bat, ihm seine Antwort durch die Adresse des Herrn Meyer zukommen zu lassen.

*) Bei Streicher ist General Augé genannt. Streicher's Glaubwürdigkeit in den Hauptsachen ist indeß durch den aufgefundenen Brief an den Herzog bestätigt, dessen Inhalt er im Wesentlichen überraschend genau im Gedächtniß bewahrt hat. Beide Briefe fand die Tochter des Obersten Seeger, Staatsräthin Lotter, im Nachlaß ihres Vaters. Sie sind vom 24. September datirt, also sandte Schiller dieselben später ab, als Streicher angiebt.

„Obwohl letzterer, erzählt Streicher, über das wahrscheinliche Verfahren des Herzogs nicht so ruhig sein konnte, als derjenige, den es zunächst betraf, so mußte er doch die Möglichkeit zugestehen, daß der Fürst durch die rührenden und bescheidenen Vorstellungen seines ehemaligen Günstlings, wie auch aus Rücksicht gegen dessen Eltern, vielleicht bewogen werden könne, von den gewöhnlichen Verfügungen für diesmal abzugehen und wenigstens einen Theil der Bitten zu bewilligen.

„Den andern Tag Abends traf Madame Meyer von Stuttgart wieder zu Hause ein. Sie erzählte, daß sie schon am achtzehnten Vormittags Schiller's Verschwinden erfahren, daß Jedermann davon spreche und allgemein vermuthet werde, man würde ihm nachsetzen lassen oder seine Auslieferung verlangen.“ Scharffenstein erzählt: Viele sahen hierin ein Pendant zu den Räubern. „Schiller beruhigte jedoch seine Freunde durch die Versicherung, daß er den großmüthigen Charakter seines Herzogs durch zu viele Proben habe kennen lernen, als daß er nur die geringste Gefahr befürchte, so lange er den Willen zeige, wieder zurückzukommen. Dies sei geschehen, eines Vergehens könne man ihn nicht anklagen; eigentlicher Soldat sei er nicht, folglich könne man ihn auch nicht unter die Klasse derjenigen zählen, denen bei freiwilligem Abschiednehmen nachgesetzt wird. Indessen wurde es doch für rathsam gehalten, daß er sich nirgends öffentlich zeigen solle, wodurch er nun auf seine Wohnung und das Meyer'sche Haus allein eingeschränkt blieb. Für die Rei-

senden war es sehr angenehm, in der Hausfrau eine theilnehmende Landsmännin und eine sehr gebildete Freundin zu finden, die in alles einging, was ihr jetziges oder künftiges Schicksal betraf, und dasjenige mit leichter Zunge behandelte, über was sich Männer nur sehr ungern offen erklären.

„Nicht nur für diese bedenkliche Zeit, sondern auch in der Folge blieben diese würdigen Leute Schiller's aufrichtigste, wahrste Freunde, und Madame Meyer bewies sich, besonders bei dieser Gelegenheit, so sorgsam und thätig wie eine Mutter, die sich um ihren Sohn anzunehmen hat.

„Mittlerweile hatte Streicher schon am ersten Abend mit Herrn Meyer über das neue, beinahe ganz fertige Trauerspiel Fiesko gesprochen und desselben als einer Arbeit erwähnt, die den Räubern aus vielen Rücksichten vorzuziehen sei. Es ergab sich nun von selbst, daß der Dichter darum angegangen wurde, die erregte Neugierde durch Mittheilung des Manuskripts zu befriedigen, wozu sich aber dieser nur unter der Bedingung verstand, wenn eine größere Anzahl von Zuhörern gegenwärtig sei. — — Es wurde sogleich ein Tag festgesetzt, auf welchen die bedeutendsten Künstler des Theaters eingeladen werden sollten, um der Vorlesung des neuen Stückes beizuwohnen."

Streicher erzählt, daß umgehend eine Antwort auf Schiller's Schreiben eingetroffen, worin ihm im Auftrag des Herzogs angekündigt sei, da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle. Da dieses Schreiben

von allem dem nicht das Geringste erwähnt habe, um was Schiller zur Erleichterung seines Schicksals so dringend gebeten, so habe er augenblicklich zurückgeschrieben, daß er diese Aeußerung Sr. Durchlaucht unmöglich als eine Gewährung seines Gesuches betrachten könne, folglich genöthigt sei, bei dem Inhalt seiner Bittschrift zu beharren. „Durch jene Antwort des Herzogs in Zweifel gesetzt, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, schrieb Schiller — was er schon am zweiten Tag seiner Ankunft an seine Eltern gethan — sogleich an einige Freunde, damit, wenn sie etwas erführen, was ihm schaden könnte, sie ihm doch alsobald Nachricht geben möchten, und sah den Antworten mit eben so viel Unruhe als Neugierde entgegen.

„Der Nachmittag war zur Vorlesung des neuen Trauerspiels bestimmt, wozu sich gegen vier Uhr außer Iffland, Beil, Beck, noch mehrere Schauspieler einfanden, die nicht Worte genug finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter, so wie die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Produkt eines so erhabenen Geistes hätten. Nachdem sich alle um einen großen runden Tisch gesetzt hatten, schickte der Verfasser erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing.

„Für Streicher war das Beisammensehen so berühmter Künstler, wie Iffland, Meyer, Beil, von denen das Gerücht Außerordentliches sagte, um so mehr neu und willkommen, als er noch nie mit einem Schauspieler einigen Umgang

gehabt hatte. Im Stillen feierte er schon den Triumph, wie überrascht diese Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen ansahen, über die vielen schönen Stellen sein würden, die schon in den ersten Szenen, so wie in den folgenden noch häufiger vorkommen.

„Aber der erste Akt wurde, zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen, und er war kaum zu Ende, als Herr Beil sich entfernte und die Uebrigen sich von der Geschichte Fiesko's oder andern Tagesneuigkeiten unterhielten. Der zweite Akt wurde von Schiller weiter gelesen, ebenso aufmerksam wie der erste, aber ohne das geringste Zeichen von Lob oder Beifall angehört. Alles stand jetzt auf, weil Erfrischungen von Obst, Trauben rc. herumgegeben wurden. Einer der Schauspieler, Namens Frank (Streicher hätte ihn ohne Zweifel kaltblütig ermorden können), schlug ein Bolzenschießen vor, zu dem man auch Anstalt zu machen schien. Allein nach einer Viertelstunde hatte sich alles verlaufen, und außer den zum Haus Gehörigen war nur Iffland geblieben, der sich erst um acht Uhr Nachts entfernte."

Wir können Schillers Stimmung ziemlich richtig zeichnen, wenn wir annehmen, daß er etwa die Hälfte der Empörung empfand, die seinen Freund erfaßte. Dieser ist außer sich. Alle Schreckenssagen von Neid und Kabale der Schauspieler stehen ihm vor Augen, und mit diesen Leuten soll sein Schiller zusammen leben und wirken! Er ist im Begriff, sich über die „ungewöhnliche und beinahe verächtliche" Be=

handlung Schiller's bei Herrn Meyer zu beklagen. Dieser zieht ihn in ein Nebenzimmer und fragt:

„Sagen Sie mir ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben?"

„„Zuverlässig! wie können Sie daran zweifeln?""

„Wissen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer dieses Stück geschrieben und er es nur unter seinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm jemand Anderes daran geholfen?"

„„Ich kenne Schillern schon im zweiten Jahre und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die Räuber ganz allein geschrieben und eben so auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dieses alles?""

„Weil der Fiesko das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben."

Das war dafür, daß Streicher den Fiesko über die Räuber gesetzt hatte. Umsonst sind alle Versuche, Meyer umzustimmen. Er beharrt auf seiner Meinung. „Ihm, als einem erfahrenen Schauspieler, sagt er, müsse es zukommen, aus einigen Szenen den Gehalt des Ganzen sogleich beurtheilen zu können." Sein Schluß ist: „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesko geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, schwulstiges, unsinniges Zeug hervorbringen."

Streicher ist sprachlos. So redete ein Mann von Fach,

der wärmste Freund Schiller's? Bald ist er geneigt, an seinem eignen Urtheil zu verzweifeln, bald an eine allgemeine Verschwörung gegen den Dichter zu glauben. Die qualvollen Abendstunden werden von den Anwesenden mit größter Verlegenheit zugebracht. Von Fiesko erwähnt Niemand mehr eine Silbe. Schiller selbst ist äußerst verstimmt und nimmt mit seinem Gefährten zeitig Abschied. Beim Weggehen hat Meyer doch so viel Höflichkeit, sich für die Nacht das Manuskript zu erbitten, indem er nur die zwei ersten Akte gehört und doch gern wissen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme.

Niedergeschlagen langen die Freunde in ihrer Wohnung an. Ein Jeder vermeidet über das, was sie eigentlich drückt, zu sprechen. Endlich macht sich Schiller Luft, und zu der berechtigten Klage über den Unverstand der Schauspieler fügt auch er den Vorwurf von Neid und Kabale. Noch mehr. Jetzt, zum erstenmal, spricht er den ernstlichen Vorsatz aus, daß, wenn er hier nicht als Schauspieldichter angenommen werde, er selbst als Schauspieler auftreten wolle. Denn eigentlich könne doch niemand so deklamiren wie er. Streicher ist zartfühlend genug, dem mißlaunigen Freunde diese wohlthuende Illusion zu lassen, giebt aber doch durch eine ernstliche Mahnung an seine Eltern, an das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand, an die Hoffnungen, die sich an die Wiederkehr des Baron Dalberg knüpften, den Gedanken des Freundes eine andere Richtung.

Mit bangen Erwartungen wegen des Endurtheils, das

über Fiesko und seinen Verfasser gefällt werden sollte, geht Streicher am andern Morgen früh zu Meyer, der ihn kaum ansichtig wird, als er ausruft: „Sie haben Recht! Sie haben Recht! Fiesko ist ein Meisterstück und weit besser bearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie auch, was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamirt. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen."

Streicher hätte gern „den herabsetzenden" Ausspruch über Schiller's Deklamation widerlegt, aber die Freude treibt ihn sofort nach Hause. Schiller ist eben in gesunkner Stimmung aufgestanden. Die Nachricht, sein Trauerspiel werde bald in lebendigen Gestalten vor ihm erscheinen, überrascht ihn aufs freudigste. Die Erklärung dieses Räthsels aber verschweigt der Freund aufs sorgfältigste, „um sein ohnehin krankes Gemüth nicht zu reizen."

Am andern Tage trifft die Antwort auf das zweite Schreiben Schiller's ein, desselben Inhalts, wie das erste, „da Se. herzogliche Durchlaucht jetzt sehr gnädig wären, solle er nur zurückkommen. Allein Schiller konnte eben so wenig als früher wagen, hierauf einzugehn. Der entscheidende Schritt war einmal geschehen. Jedes Band mit seinem

Fürsten war gelöst. Er schrieb nicht wieder. Er folgt dem Rath seiner Freunde, sich auf einige Wochen zu entfernen, indem es doch möglich wäre, daß seine Auslieferung von der pfälzischen Regierung verlangt würde, weil er auf Kosten des Herzogs in der Akademie erzogen worden und auch, da er Uniform getragen, einigermaßen zum Militärstande gerechnet werden könne. Geschähe in einigen Wochen nichts gegen ihn, so wäre man beinahe versichert, seine Entweichung sei vergessen, oder der Herzog werde, seiner gewöhnlichen Großmuth gemäß, nicht weiter nach ihm fragen.

Da auch Baron Dalberg noch immer in Stuttgart verweilte und seine Rückkehr ungewiß blieb, folglich für die Bestimmung Schiller's nichts gethan werden konnte, so wurde nach einem Aufenthalt von zehn bis zwölf Tagen die Reise über Darmstadt nach Frankfurt am Main beschlossen, wo auch die weiteren Nachrichten von Hause oder von Mannheim abgewartet werden konnten. „Aber diese Reise mußte zu Fuß gemacht werden, denn das kleine Kapital, das jeder von Stuttgart mit sich nehmen konnte, war durch die Herreise, durch das Verweilen in Mannheim so herab geschwunden, daß es bei der größten Sparsamkeit nur noch zehn oder zwölf Tage ausreichen konnte. Für Schiller war es wohl nicht thunlich, sich bei seinen Eltern um Hülfe zu bewerben, denn seinem Vater durfte er nicht schreiben, um ihn keinem Verdachte bloß zu stellen, und seiner Mutter wollte er nicht den Kummer machen, sie wissen zu lassen, daß er jetzt schon Mangel leide, da sie gewiß geglaubt, er würde einem sehr

behaglichen Zustand entgegen gehen. So schrieb denn Streicher an seine Mutter, ihm vorläufig, aber sobald als möglich, dreißig Gulden auf dem Postwagen nach Frankfurt zu schicken, weil Schiller in Mannheim nichts bezogen habe, beide nur noch auf einige Tage mit Geld versehen seien und er den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne."

II.

Fußwanderung.

„Nach dem herzlichsten Abschied von Herrn und Madame Meyer und nur mit dem Unentbehrlichsten in den Taschen gingen die Reisenden nach Tisch über die Neckarbrücke von Mannheim ab, schlugen den Weg nach Sandhofen ein, blieben in einem Dorf über Nacht und gingen den andern Tag durch die herrliche, rechts mit Burgruinen prangende Bergstraße nach Darmstadt, wo sie Abends gegen sechs Uhr eintrafen. Sehr ermüdet von dem ungewohnten zwölfstündigen Marsch, begaben sie sich in einen Gasthof, und waren sehr froh, nach einem guten Abendessen in reinlichen Betten ausruhen und sich durch Schlaf erholen zu können. Letzteres sollte ihnen aber nicht zu Theil werden; denn aus dem tiefsten Schlafe wurden sie durch ein so lärmendes, fürchterliches

Trommeln aufgeschreckt, daß man glauben mußte, es sei ein sehr heftiges Feuer ausgebrochen. Sie horchten, als das schreckliche Getöse sich entfernt hatte, ob man nicht reiten, fahren oder schreien höre; sie öffneten die Fenster, ob sich keine Helle von Flammen zeige: aber alles blieb ruhig, und wenn es nur Einer allein gehört hätte, würde er sich endlich selbst überredet haben, es sei ein Traum gewesen. Am Morgen erkundigten sie sich beim Wirth, was das außerordentlich starke Trommeln in der Stadt zu bedeuten gehabt, und erfuhren mit Erstaunen, daß dieses jede Nacht mit dem Schlag zwölf Uhr so wäre: es sei die Reveille!

„Des Morgens fühlte sich Schiller etwas unpäßlich, bestand aber doch darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt noch heute zu gehen, damit er alsogleich nach Mannheim schreiben und sich die indessen an ihn eingelaufenen Briefe schicken lassen könne.

„Es war ein sehr schöner heiterer Morgen, als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich in einem Dorfe mit etwas Kirschengeist, in Wasser geschüttet, abzukühlen und zu stärken. Zu Mittag kehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirthshause zu lärmend, die Leute zu roh, als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen

Stunden zu erreichen, welches aber die Mattigkeit Schiller's kaum zuzulassen schien, denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stande zu sein, noch weiter zu gehen, sondern versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden Ruhe wenigstens so weit erhole, um heute noch die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war.

„In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht, während der Kranke schlief, kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht blos durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche Mitleiden und Mittragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Theilnahme um so größer sein, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüth, den höchsten Adel der Seele kund gab und all das Erhabene und Schöne schon im Voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten düstern Zügen ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn auch seiner unbewußt beschäftigte. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden so gün=

stig, daß nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber während zwei Stunden von niemand betreten wurde. Erst nach Verlauf dieser Zeit zeigte sich plötzlich ein Offizier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, dessen überhöflicher Ausruf: „Ah! hier ruht man sich aus!“ einen der in Frankfurt liegenden Werber vermuthen ließ. Er näherte sich mit der Frage: „Wer sind die Herren?“ worauf Streicher etwas laut und barsch antwortete: „Reisende.“ Schiller erwachte, richtete sich schnell auf und maß den Fremden mit scharfem, verwundertem Blick, der sich nun auch, da er wohl merken mochte, daß hier für ihn nichts zu angeln sei, ohne weiter ein Wort zu sprechen, entfernte.

„Auf die schnelle Frage von Streicher: wie geht's, wie ist Ihnen? erfolgte zu seiner großen Beruhigung die Antwort: „Mir ist etwas besser, ich glaube, daß wir unsern Marsch wieder antreten können.“ Er stand auf, durch den Schlaf so weit gestärkt, daß er, anfangs zwar langsam, aber doch ohne Beschwerde fortgehen konnte. Außerhalb des Wäldchens traf man auf einige Leute, welche die Entfernung der Stadt noch auf eine kleine Stunde angaben. Diese Nachricht belebte den Muth, es wurde etwas schneller gegangen, und ganz unvermuthet zeigte sich das alterthümlich gebaute, merkwürdige Frankfurt, in welches man auch noch vor der Dämmerung eintrat. Theils aus nöthiger Sparsamkeit, theils auch, wenn Nachforschungen geschehen sollten, um so leichter verborgen zu sein, wurde die Wohnung in der Vorstadt Sachsenhausen bei einem Wirthe, der Main=

brücke gegenüber, gewählt und mit demselben sogleich der Betrag für Zimmer und Verköstigung auf den Tag bedungen, damit man genau wisse, wie lange der geringe Geldvorrath noch ausreichen würde.

„Die Gewißheit, hier genugsam verborgen zu sein, die vergönnte Ruhe und ein erquickender Schlaf gaben Schillern die nöthigen Kräfte, daß er des andern Tages einige Briefe nach Mannheim schreiben konnte. Unter diesen befand sich auch ein Brief an Dalberg. Man überschlage ihn nicht, denn er wurde mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen geschrieben:

„Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber nun kommt das Schlimmste dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, schnell und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dies ward durch meinen nothwendigen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer

hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schaamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht.

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern auch würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, Euer Excellenz um gütigen Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 Fl. nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe!

„Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste

zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hierzu 100 Fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Werth meines Schauspiels bestimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes sein (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege), beim nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu aplaniren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden E. E. also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen.*)

Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es überflüssig, E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen.

Schnelle Hülfe ist Alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meyer ist von mir gebeten, mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen und Sie selbst des Geschäftes mir zu schreiben zu überheben.

Mit entschiedener Achtung nenne ich mich

Euer Excellenz

wahrster Verehrer

Fried. Schiller."

---

*) Schiller würde, wenn er bereits im Arrest, wie Boas nach K. v. Wolzogen annimmt, Kabale und Liebe komponirt hätte, ohne

Streicher macht in Veranlassung dieses Briefes einige Reflexionen, die ich auslasse. In der That, hier ist jedes Wort überflüssig. Nur daran will ich meine Leser erinnern, daß der Selbstverlag und andere Veranlassungen die Schulden Schiller's auf mehrere hundert Gulden gebracht hatten und daß ein Freund, wie Streicher angiebt, für 200 Gulden Bürgschaft geleistet hatte. Nach der Abreise Schiller's von Stuttgart konnte sich der Darleiher nur an diesen Bürgen halten, und da letzterer zur Zahlung unvermögend war, konnte er in den Fall gerathen, verhaftet zu werden.

Der Brief wurde an Meyer geschickt und dieser in einer Beilage ersucht, die Antwort Dalberg's entgegen zu nehmen und sie nach Frankfurt zu senden, wo man sie von der Post abholen wolle.

„Da Schiller durch obiges Schreiben die schwerste Last von seinem Herzen abgewälzt hatte, gewann er zum Theil auch seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, seine Gespräche belebter, seine Gedanken, bisher immer mit seinem Zustande beschäftigt, wendeten sich jetzt auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, der des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht wurde, um die Briefe nach Mannheim abzugeben, zerstreute ihn, da er das kaufmännische Gewühl, die in einander greifende Thätigkeit so Vieler hier zum erstenmal sah. Auf dem

---

Zweifel hier dies Stück mit bestimmter Angabe Dalberg in Aussicht gestellt haben.

Heimwege übersah man von der Mainbrücke das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein= und auszuladenden Schiffe, nebst einem Theil von Frankfurt, Sachsenhausen, so wie den gelblichen Mainstrom, in dessen Oberfläche sich der heiterste Abendhimmel spiegelte. Lauter Gegenstände, die das Gemüth wieder hoben und Bemerkungen hervorriefen, die um so anziehender waren, als seine überströmende Einbildungskraft dem geringsten Gegenstand Bedeutung gab, und die kleinste Nähe an die weiteste Entfernung zu knüpfen wußte. Diese Zerstreuung hatte auf die Gesundheit Schiller's so wohlthätig eingewirkt, daß er wieder einige Eßlust bekam, die ihm seit zwei Tagen gänzlich fehlte, und sich mit Lebhaftigkeit über dichterische Plane unterhalten konnte. Sein ganzes Wesen war so angelegt, sein Körperliches dem Geistigen so untergeordnet, daß ihn solche Gedanken nie verließen und er ohne Unterlaß von allen Musen umschwebt schien. Auch hatte er kaum das leichte Nachtessen geendet, als sich aus seinem Schweigen, aus seinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen ließ, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Schon auf dem Wege von Mannheim bis Sandhofen und von da nach Darmstadt ließ sich bemerken, daß sein Inneres weniger mit seiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurfe beschäftigt sei; denn er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst in der mit Recht so berühmten Bergstraße sein Reisegefährte auf jede reizende Aussicht aufmerksam machen mußte. Nun, zwischen vier Wänden, überließ er sich um so behaglicher

seiner Einbildungskraft, als diese jetzt durch nichts abgelenkt wurde und er ungestört sich bewegen oder ruhen konnte. In solchen Stunden war er, wie durch einen Krampf, ganz in sich zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt.

„Der nächste Vormittag wurde dazu verwendet, um die in der Geschichte Deutschlands so merkwürdige Stadt etwas sorgfältiger, als gestern geschehen konnte, zu besehen, und auch einige Buchläden zu besuchen. In dem ersten derselben erkundigte sich Schiller, ob das berüchtigte Schauspiel, die Räuber, guten Absatz finde, und was das Publikum darüber urtheile? Die Nachricht über das erste fiel so günstig aus, und die Meinung der großen Welt wurde so außerordentlich schmeichelhaft geschildert, daß der Autor sich überraschen ließ, und ungeachtet er als Doktor Ritter vorgestellt worden, dem Buchhändler nicht verbergen konnte, daß Er, der gegenwärtig das Vergnügen habe, mit ihm zu sprechen, der Verfasser sei. Aus den erstaunten, den Dichter messenden Blicken des Mannes ließ sich leicht abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkommen müsse, daß der so sanft und freundlich aussehende Jüngling so etwas geschrieben haben könne? Indeß verbarg er seine Zweifel, indem er durch mancherlei Wendungen das vorhin ausgesprochene Urtheil, welches man so ziemlich als das allgemeine annehmen konnte, wiederholte. Für Schiller war jedoch dieser Auftritt sehr

erheiternd; denn in einem solchen Zustande, wie er damals war, konnte auf sein bekümmertes Gemüth nichts so angenehmen Eindruck machen, als die Anerkennung seines Talentes und die Gewißheit der Wirkung, von der alle seine Leser ergriffen waren. Zu Hause angelangt, überließ sich Schiller aufs neue seinen dichterischen Eingebungen, und brachte den Nachmittag und Abend im Auf- und Niedergehen oder im Schreiben einiger Zeilen hin. Zum Sprechen gelangte er erst nach dem Abendessen, wo er dann auch seinem Gefährten erklärte, was für eine Arbeit ihn jetzt beschäftige.

„Da man allgemein glaubt, daß bei dem Empfangen und an das Licht bringen der Geisteskinder gute oder schlimme Umstände ebenso vielen Einfluß wie bei den leiblichen äußern, so sei dem Leser schon jetzt vertraut, daß Schiller seit der Abreise von Mannheim mit der Idee umging, ein bürgerliches Trauerspiel zu dichten, und er schon so weit im Plan desselben vorgerückt war, daß die Hauptmomente hell und bestimmt vor seinem Geiste standen. Dieses Trauerspiel, das wir jetzt unter dem Namen Kabale und Liebe kennen, welches aber ursprünglich Louise Millerin hatte benannt werden sollen, wollte er mehr als einen Versuch unternehmen, ob er sich auch in die bürgerliche Sphäre herablassen könne, als daß er sich öfters oder gar für immer dieser Gattung hätte widmen wollen. Er dachte so eifrig darüber nach, daß in den nächsten vierzehn Tagen schon ein bedeutender Theil der Auftritte niedergeschrieben war.

„Am nächsten Morgen fragten die Reisenden auf der

Post nach, ob keine Briefe für sie angelangt wären. Aber der Gang war fruchtlos, und da die Witterung trübe und regnerisch war, so mußte die Zuflucht wieder zur Stube genommen werden. Am Nachmittag wurde auf der Post noch einmal angefragt, aber ebenso vergeblich, wie in der Frühe. Diese Verspätung deutete Streicher (immer Pylades!) um so mehr als ein gutes Zeichen, indem der angesuchte Betrag entweder durch Wechsel oder durch den Postwagen übermacht werden müsse, was dann nothwendig einige Tage mehr erfordern könne, als ein bloßer Brief. Er war seiner Sache so gewiß, daß er Schiller ersuchte, ihm seine in Mannheim zurückgelassenen Sachen nach Frankfurt zu schicken, weil er dann, sowie die Hülfe von Baron Dalberg eintreffe, seine Mutter ersuchen wolle, ihm außer dem, was er jetzt schon besitze, noch mehr zu senden, damit er von hier aus die Reise nach Hamburg fortsetzen könne. Schiller sagte dieses sehr gern zu und versprach noch weiter, ihm auch von Meyer, sowie von seinen andern Freunden Empfehlungsbriefe zu verschaffen, indem ein junger Tonkünstler nie zu viele Bekanntschaften haben könne. Diese Hoffnungen, die von beiden Seiten noch durch viele Zuthaten verschönert wurden, erheiterten den durch eine bessere Witterung begünstigten Spaziergang und störten auch Abends die Phantasie des Dichters so wenig, daß er sich derselben, im Zimmer auf- und abgehend, mehrere Stunden ganz ruhig überließ.

„Den nächsten Morgen gingen die Reisenden schon um neun Uhr aus, um die vielleicht in der Nacht an sie einge-

laufenen Briefe abzuholen. (Es waren wirklich Briefe da.) Sie eilten so schnell als möglich nach Hause, um den Inhalt derselben ungestört besprechen zu können, und waren kaum an der Thür ihrer Wohnung, als Schiller schon das „An Dr. Ritter" überschriebene Paket erbrochen hatte. Er fand mehrere Briefe von seinen Freunden in Stuttgart, die sehr vieles über das außerordentliche Aufsehen meldeten, das sein Verschwinden veranlaßt habe, ihm die größte Vorsicht wegen seines Aufenthalts anriethen, aber doch nicht das Mindeste aussprachen, woraus sich auf feindselige Absichten des Herzogs hätte schließen lassen. Alle diese Briefe wurden gemeinschaftlich gelesen, weil ihr Inhalt beide betraf und allerdings geeignet war, sie einzuschüchtern. Allein da sie in Sachsenhausen geborgen waren, so beruhigten sie sich um so leichter, da sie in dem Schreiben des Herrn Meyer der angenehmsten Nachricht entgegensahen. Schiller las dieses für sich allein und — blickte dann gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Er sprach lange kein Wort, und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Herr Meyer nichts Erfreuliches gemeldet habe. Nur nach und nach kam es zur Sprache: daß Baron Dalberg keinen Vorschuß leiste, weil Fiesko in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei, daß die Umarbeitung erst geschehen sein müsse, bevor er sich weiter erklären könne."

Meine Leser werden ohne Zweifel erwarten, daß Schiller seinem Unmuth, ähnlich wie nach der Vorlesung des

Fiesko, Luft macht. Aber der verletzte Künstler, der dort sprach, schwieg hier in dem zertretenen Menschen. Streicher erzählt, daß er nicht die geringste Klage hören ließ. Kein hartes und heftiges Wort kam über seine Lippen, so wenig er sich vor seinem jungen Freunde zu scheuen brauchte. Dies braucht indeß den Leser nicht zurückzuhalten, seine Entrüstung in so starken Ausdrücken, als es ihm beliebt, auszusprechen. Abgesehen davon, daß Dalberg reich war, so hatten die Räuber seinem Theater so viel eingebracht, daß Schiller nach den Rechtsbegriffen unserer heutigen Intendanzen blos sein Eigenthum forderte. Dalberg wollte doch auf der Höhe des Fortschritts, an der Spitze eines Nationaltheaters stehen. Nun, so mußte er den erbärmlichen Einrichtungen seiner Zeit gegenüber wenigstens die Tantièmen im Verstande haben, wenn er sie nicht im Gewissen hatte. Mag dies stark ausgedrückt sein, die folgenden Zeiten werden es vermuthlich immer stärker ausdrücken, und es ist eine wahrhaft tröstliche Aussicht, daß mit dem Ruhme des Genius die Schande seiner Quäler wächst. Was das Schlimmste war: der edle Jüngling, der unter den Thränen brennender Schaam seinen Stolz bis zur schmählichen Bitte herabgewürdigt hatte und in diesem Stolz tödtlich verwundet war, er war an seinen Quäler gefesselt. Er mußte nach Streicher's Zeugniß selbst in diesem Augenblicke daran denken, mit ihm zu verhandeln.

„Da die Hoffnung geblieben war, daß, wenn Fiesko für das Theater brauchbar eingerichtet sei, derselbe angenommen und bezahlt würde, oder wenn dies auch nicht der Fall

wäre, doch das Stück in Druck gegeben und dafür etwas eingenommen werden könne, so beschloß er in die Gegend von Mannheim zu gehen, weil es dort wohlfeiler als in Frankfurt zu leben sei, und auch um den Herren Schwan und Meyer nahe zu sein, damit, wenn es auf die tiefste Stufe des Mangels kommen sollte, von diesen einige Hülfe erwartet werden könne. Er wäre sogleich dahin aufgebrochen, allein man war noch an Frankfurt gebannt, denn bei jedem Griff in den Beutel war schon sein Boden erreicht, und die durch Streicher von seiner Mutter erbetene Beihülfe war noch nicht angelangt. Bis diese eintreffe, mußte man hier aushalten, und um gegen die Möglichkeit, daß sie spät ankäme oder vielleicht gar ausbliebe, doch einigermaßen gedeckt zu sein, entschloß sich Schiller, ein ziemlich langes Gedicht, „Teufel Amor" betitelt, an einen Buchhändler zu verkaufen."

Dieses Gedicht, von dem sich Streicher nur noch folgender zwei Verse:

„Süßer Amor, verweile
Im melodischen Flug"

mit Zuverlässigkeit erinnerte, war nach seiner Angabe eins der vollkommensten, die Schiller bisher gemacht, und an schönen Bildern, Ausdruck und Harmonie der Sprache so hinreißend, daß letzterer — was bei seinen andern Arbeiten nicht oft eintraf — ganz damit zufrieden schien und seinen jungen Freund mehrmals durch dessen Vorlesung erfreute.

„Von dem Buchhändler kam Schiller aber ganz mißmuthig wieder zurück*), indem er fünfundzwanzig Gulden dafür verlangte, jener jedoch nur achtzehn geben wollte. So benöthigt er aber auch dieser kleinen Summe war, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, diese Arbeit unter dem einmal ausgesprochenen Preise wegzugeben, und zwar sowohl aus herzlicher Verachtung gegen alle Knickerei, als auch weil er den Werth des Gedichtes selbst nicht gering achtete. Endlich, nachdem der Reichthum der geängstigten Freunde schon in kleine Scheidemünze sich umgewandelt hatte, kamen den nächsten Tag auf dem Postwagen die bescheidenen dreißig Gulden für Streicher an, der auch, ohne das geringste Bedenken, für jetzt seinen Plan nach Hamburg aufgab und bei Schiller blieb, um ihn nach seinem neuen Aufenthaltsort zu begleiten. Dieser schrieb noch am nämlichen Abend an Herrn Meyer, daß er den nächsten Vormittag nach Mainz abgehen, am folgenden Abend in Worms eintreffen werde, wo er auf der Post Nachricht erwarte, wohin er sich zu begeben habe, um ihn zu sprechen, und den Ort zu bestimmen, in welchem er sein Trauerspiel ruhig umarbeiten könne. Gleich den andern Morgen begaben sich die Reisenden auf das von Frankfurt nach Mainz täglich abgehende Marktschiff, mit welchem sie des Nachmit-

---

*) Karoline von Wolzogen erzählt, sehr düstere Augenblicke habe Schiller auf der Sachsenhauser Brücke zugebracht. Es mag dieser Moment gemeint sein.

tags bei guter Zeit in letztbenannter Stadt anlangten, dort sogleich in einem Gasthof das Wenige, was sie bei sich hatten, ablegten und noch ausgingen, um den Dom und die Stadt zu besichtigen.

„Am nächsten Tage verließen sie Mainz sehr früh, wo sie, die Favorite vorbei, den herrlichen Anblick des Zusammentreffens vom Rhein- und Mainstrom bei der schönsten Morgenbeleuchtung genossen und den echt deutschen Eigensinn bewunderten, mit welchem beide Gewässer ihre Abneigung zur Vereinigung durch den scharfen Abschnitt ihrer bläulichen und gelben Farben bezeichneten. Da man auf den Abend in Worms eintreffen wollte, so mußten die Wanderer als ungeübte Fußgänger sich ziemlich anstrengen, um den neun Stunden langen Weg zurückzulegen. Als noch am Vormittag Nierenstein erreicht wurde, konnten Beide der Versuchung nicht widerstehen, sich an dem in der Gegend wachsenden Wein, den sie nur aus den Lobeserhebungen der Dichter kannten, zu stärken, welches besonders Schiller, der von Mainz bis hierher nur wenige Worte gesprochen, sehr zu bedürfen schien. Sie traten in das zunächst am Rhein gelegene Wirthshaus und erhielten dort durch Bitten und Vorstellungen einen Schoppen oder ein Viertelmaaß von dem besten, ältesten Wein, der sich im Keller fand und der mit einem kleinen Thaler bezahlt werden mußte. Als Nichtkennern edler Weine schien es ihnen, daß bei diesem Getränk, wie bei vielen berühmten Gegenständen, der Ruf größer sei, als die Sache verdiene. Aber als sie ins Freie gelangten,

als die Füße sich leichter hoben, der Sinn munterer wurde, die Zukunft ihre düstere Hülle etwas lüftete und man ihr mit mehr Muth als bisher entgegenzutreten wagte, glaubten sie einen wahren Herzenströster in ihm entdeckt zu haben und ließen dem edlen Weine volle Gerechtigkeit angedeihen. Dieser angenehme Zustand erstreckte sich aber kaum über drei Stunden; denn so fest auch der Wille war, so sehr die Nothwendigkeit zur Eile antrieb, so konnte Schiller doch das anstrengende Gehen kaum bis in die Mitte des Nachmittags aushalten, was aber vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war und nichts so sehr ermüdet, als tiefes Nachdenken, wenn der Körper in Bewegung ist. Man entschloß sich daher, eine Station weit zu fahren, wodurch es allein möglich war, daß Worms um neun Uhr Nachts erreicht wurde."

III.

Dr. Schmidt in Oggersheim.

Ich habe Streicher's Erzählung, welche wie ein ruhiger Spiegel rein und deutlich das Bild des leidenden Dichters wiedergiebt, so wenig als möglich unterbrochen. Ich hoffe, meine Leser werden es mir Dank wissen. Nach meiner

Empfindung wenigstens liegt ein Licht der Liebe über diesen Worten, das ich um keinen Preis mit dem Lichte irgend eines Biographen vertauschen möchte. Alle Details, die hier im Munde des Augenzeugen ein rührendes Interesse gewinnen, müssen in jedem andern verlieren. Zwingt aber dennoch der Plan des größeren Lebensbildes zu einer Abkürzung, so bleibt einer so organischen Form gegenüber nichts übrig, als die Thatsachen in Form von Tagebuchnotizen herauszunehmen. Ich mache von diesem Verfahren Gebrauch.

Schiller findet am andern Morgen auf der Post einen Brief von Meyer vor. Dieser bezeichnet das Gasthaus zum Viehhof in Oggersheim, einem Städtchen bei Mannheim, als einen gelegenen Platz für das verlangte Rendezvous. Die Reisenden treffen zur rechten Zeit dort ein. Meyer und seine Frau nebst zwei Verehrern des Dichters empfangen sie. Meyer weiß Dalberg's Ansicht über Fiesko und seine Verweigerung des Vorschusses in einem gelinderen Lichte darzustellen, versichert, das Stück werde gewiß angenommen, nur müsse es beendigt und gekürzt werden. Schiller verräth mit keiner Silbe eine Empfindlichkeit. Mit der freundlichen, männlichen Art, die ihm eigen, leitet er das Gespräch auf den Ort, wo er sich ohne Gefahr und in der für die Umarbeitung des Fiesko nöthigen Ruhe aufhalten könne. Der Viehhof in Oggersheim wird als solcher bestimmt, Kost und Wohnung bedungen. Da Stuttgarter Briefe noch immer von Gefahr sprechen, wird der Name Ritter in Doktor Schmidt verwandelt. Madame Meyer wird ersucht, die Sachen der

Reisenden und Streicher's Klavier von Mannheim zu besorgen. Die Gesellschaft trennt sich am Abend. Die Freunde gehen auf ihr Zimmer, Schiller fängt sogleich an, den Plan zu Luise Millerin aufzuschreiben. Sie wollen endlich schlafen, es findet sich nur ein Bett in dem Zimmer vor, sie theilen sich brüderlich darein.

Schiller, anstatt an Fiesko zu leimen, arbeitet eifrig an Luise Millerin. Schon bei dem Entwurf dieses Stücks hat er seine Charaktere den Mannheimer Schauspielern auf den Leib gepaßt, und ergötzt sich im voraus an Beil's Darstellung des Musikus Miller. Aus einer Bemerkung Streicher's ist zu schließen, daß die Vermischung vom Tragischen und Komischen im ersten Entwurf noch stärker war, als sie uns in der jetzigen Gestalt des Stücks vorliegt. Unser Erzähler sagt: „Da er die Werke Shakspere's nur gelesen, aber keins seiner Stücke hatte aufführen sehen, so konnte er auch noch nicht aus der Erfahrung wissen, wie viel Kunst von Seiten des Darstellers dazu gehöre, um solchen Kontrasten das Scharfe, das Grelle zu benehmen, und wie klein die Anzahl derer im Publikum ist, welche die große Einsicht des Dichters oder die Selbstverleugnung des Schauspielers zu würdigen verstehen." Wie innig hatte sich Streicher in die Kunst des Freundes eingelebt, und wie wußte er durch seine eigene Kunst die Stimmung und die so vielfach behinderte Schöpferkraft des Dichters zu beleben. „Die langen Herbstabende wußte er für sein Nachdenken auf eine Art zu benutzen, die demselben ebenso förderlich als für ihn angenehm war. Denn

schon in Stuttgart ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschütterte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zuströmen von Gedanken erleichtern könne Er machte daher meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an Streicher: Werden Sie nicht heute Abend wieder Klavier spielen? — Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, währenddem er im Zimmer, das oft blos durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging, und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach."

So verfließen mehrere Wochen. Es ist Schiller fast unmöglich, an seinem Fiesko zu arbeiten. Schon der Zwang eines bestimmten Termines, zu welchem das Drama vollendet sein muß, ist ihm unbequem. Dazu will sich der Schluß desselben immer nicht mit der Geschichte vermitteln lassen. Auch beherrscht ihn der neue Stoff des bürgerlichen Dramas mit einer unwiderstehlichen Gewalt. Die trüben, feuchten Oktobertage, das laute Zanken des Wirthes, unter dessen Grobheit seine freundliche Frau und Tochter viel zu leiden hatten, machen den Aufenthalt in dem elenden Zimmer des Gasthofs bald unerträglich und die kahle, flache, sandige

Gegend läßt auch draußen die schönen Landschaftsbilder und den Bergesathem der Heimath schmerzlich vermissen.

Nach Mannheim kann man sich nur bei anbrechender Dämmerung hineinwagen, und die frühgeschlossenen Festungsthore erlegen den Zwang auf, nach jedem solcher Besuche dort zu übernachten. Freilich findet Schiller bei Schwan's und Meyer's, in deren Hause auch der Bassist Gern der ältere und der Violinist Cranz verkehren, die freundlichste Aufnahme und ein wahres Original des Humanitäts-Jahrhunderts lernt er in einem Herrn Derain kennen.

„In dem kleinen Oggersheim, erzählt Streicher, war Herr Derain der einzige Kaufmann, welcher sich aber weit mehr mit Politik, Literatur, besonders aber mit Aufklärung des Landvolks, als mit dem Vertrieb seiner Waaren beschäftigte. Seinen Eifer für das Wohl der Landleute, die bei ihm Zucker, Kaffee, Gewürz oder andere entbehrliche Sachen kaufen wollten, trieb er so weit, daß er ihnen oft recht dringend vorstellte, wie schädlich diese Dinge sowohl ihnen, als ihren Kindern seien, und daß sie weit klüger handeln würden, sich an diejenigen Mittel zu halten, welche ihnen ihr Feld, Garten und Viehstand liefern könne. Daß solche Ermahnungen die Käufer eher abschreckten, als herbeizogen, war ganz natürlich. Aber Herr Derain als lediger Mann zwischen vierzig und funfzig Jahren, der ein kleines Vermögen besaß, kümmerte sich um so weniger hierüber, je seltener er durch das Geklingel seiner Ladenthür im Lesen oder in seinen Betrachtungen gestört wurde. Das Gemüth,

des Mannes war aber von der edelsten Art, und eine große Bescheidenheit machte seinen Umgang äußerst angenehm. Er brachte auf eine sonderbare Art in Erfahrung, wer denn eigentlich die Herren Schmidt und Wolf seien, die in seiner Nähe wohnten und deren Bekanntschaft er schon lange gewünscht hatte.

„Es wurden nämlich bei der gänzlichen Abänderung des Fiesko die früher geschriebenen Szenen gar nicht mehr beachtet, sondern wie jedes unnütze Papier behandelt. Mit diesen, sowie mit vielen Blättern, worauf die Entwürfe zu Luise Millerin verzeichnet waren, wurde nun nichts weniger als schonend verfahren, was denn die Gelegenheit gab, daß die Frau Wirthin — die mit einer sehr großen Neigung zum Lesen ebensoviel Neugier für alles Geschriebene verband — diese Blätter, deren Sprache ihr ganz neu und ungewöhnlich schien, sammelte und solche zu Herrn Derain brachte, welchen sie öfters sprach, um ihm ihre häuslichen Leiden zu klagen oder durch ein geliehenes Buch sich Trost und Vergessenheit zu verschaffen. Dieser zeigte den Fund seinem Verwandten, Herrn Kaufmann Stein in Mannheim, der eine sehr reizende und in allen neuern Werken der Dichtkunst ganz einheimische Tochter hatte.

„Streicher war von Stuttgart aus Herrn Stein empfohlen. Die Blätter seines Reisegefährten wurden ihm vorgezeigt, und dasjenige, was mit der größten Standhaftigkeit jedem Manne verleugnet worden wäre, wußte das schmeichelnde Mädchen allmählich herauszulocken. Herr Derain,

dem unter Gelobung der tiefsten Verschwiegenheit dieses Geheimniß auch anvertraut wurde, unterließ bei dieser Gelegenheit nicht, seine hohe Achtung für ausgezeichnete Dichter oder Schriftsteller auf das Herzlichste kund zu thun. Mit wahrem Eifer bat er um Erlaubniß, die Bekanntschaft eines noch so jungen und schon so berühmten Mannes machen zu dürfen, und erhielt solche auch um so williger, als für Schiller und seinen Freund eine zerstreuende Unterhaltung in den trüben, nebligen November-Abenden eine wahre Erquickung war. Die Freundschaft und Achtung für Herrn Derain erhielt sich auch noch in den nächstfolgenden Jahren."

Für die Blätter, welche Herr Derain vom Fiesko in Händen hat, rücken inzwischen neue in Schiller's Werk hinein und es naht sich seiner Vollendung. Streicher's Gulden sind verbraucht. Er schreibt noch einmal an seine Mutter um den Rest des für die Hamburger Reise bestimmten Geldes. Er will bei Schiller bleiben, bis dessen Lage sich bessert. Endlich in den ersten Tagen des November ist Fiesko fertig, der Schluß der Geschichte genähert. „Man darf glauben, erzählt Streicher, daß die letzten Szenen dem Dichter weit mehr Nachdenken kosteten, als das ganze übrige Stück, und daß er den begangenen Fehler, die Art des Schlusses nicht genau bestimmt zu haben, mit großer Mühe gut zu machen suchen mußte." So wandert das Manuskript zu Meyer.

Man muß sich die Bedrängniß, in welcher Schiller damals rang, deutlich vergegenwärtigen, um ihre ganze Größe zu empfinden. Streicher konnte die Briefe nicht mittheilen,

die uns jetzt vorliegen. Schiller hatte nicht blos selbst zu überwinden, er hatte noch die Seinigen zu trösten. Er schrieb am sechsten November an Christophine: „Gestern Abend erhalte ich Deinen lieben Brief und eile, Dich aus Deinen und unserer besten Eltern Besorgnissen über mein Schicksal zu reißen. Daß meine völlige Trennung von Vaterland und Familie nunmehr entschieden ist, würde mir sehr schmerzhaft sein, wenn ich sie nicht erwartet und selbst befördert hätte, wenn ich sie nicht als die nothwendigste Fügung des Himmels betrachten müßte. — — Losgerissen aus euren Armen, weiß ich keine bessere, keine sichere Niederlage meines theuersten Schatzes, als Gott. Von seinen Händen will ich euch wieder empfangen. Das sei die letzte Thräne, die hier fällt. Dein Verlangen, liebe Schwester, mich in Mannheim etablirt zu wissen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreis meines Glückes läge, dort zu sein, so gern wollt' ich die nähere Nachbarschaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen Mannheimer Freunden für ihre Unterstützung zu stolz gemacht hätte." Er spricht von einem Plane, nach Berlin, nach Petersburg zu gehen, und — wir wissen das traurige Gegentheil — sagt, daß er bis jetzt auch keine Kleinigkeit habe entbehren müssen, welche er zu Stuttgart gewohnt gewesen. Er schreibt, daß ihm seine Arbeiten gut bezahlt werden, und stellt Nicolai in Berlin als den ihm unfehlbaren Retter aus aller Noth dar, dann spricht er wieder von der Medizin

und will in einem halben Jahre Doktor sein. Große Gelehrte und Fürsten, an die er Adressen habe, läßt er vor der Schwester wie die ehemaligen Papierdocken spielen. Ueber seine Schulden hat er eine Ansicht, worin alle Schuldner merkwürdig mit Schiller übereinstimmen: „Ich hätte bereits die Hälfte abgetragen, wenn es nicht meine Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etabliren — — und wofür wäre ich denn so lange ein rechtschaffener Mann gewesen, wenn mir dieses Prädikat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Kredit machte? Sage dieses den Leuten, so wird Alles sich zufrieden geben.“ — Eine jämmerliche Lage würdig zu ertragen, ist schwer; aber in einer jämmerlichen Lage großthun zu müssen, ist das Schwerste des Schweren. Das mußte Schiller den Stuttgarter Freunden gegenüber. Ein Brief an seinen Bekannten Jacobi steht in einem grausamen Kontrast zu seiner wirklichen Stimmung. Er stellt die beiden Briefe an den Herzog und an Seeger als ein Mittel dar, seine Familie zu sichern und seinen gewaltsamen Schritt in das möglichst rechtmäßige Feld hinüberzuspielen. „Dieses Ziel, schreibt er, scheine ich wirklich erreicht zu haben, und hiemit bleibt auch die ganze Maschinerie auf sich beruhen. Wenn ich die Einwilligung des Herzogs in meine Forderungen ohne alle Zweideutigkeit erhalten hätte, so hätte ich natürlich nicht nur zurückgehen müssen, sondern auch mit Ehren und Vortheil können, und mein ganzer Plan hätte ein neues Ansehen gewonnen.“ Er schreibt: „Gegenwärtig war ich nur Flüchtling. Innerhalb drei bis vier Wochen hoffe ich freier

Weltbürger zu sein.“ Er will um Alles nicht bedauernswerth erscheinen, und renommirt lieber wie ein angehender Student mit seinen Fußmärschen und wie ein angehender Dichter mit seiner Berühmtheit: „Erst neulich zu Mainz wurde in einem Zimmer, das an das meinige stieß, vom Verfasser der Räuber gesprochen, und zwar von Frauenzimmern, die brennend wünschten, mich einmal nur zu sehen, und mit denen ich den Kaffee trank. In Frankfurt bin ich in sechs Buchhandlungen gewesen und habe meine Räuber gefordert und überall die Antwort erhalten, es sei kein Bogen mehr zu bekommen, man habe sie schon etliche Male nachgefordert.“

Ob es innerlich noch so ernst bei ihm aussah, mit dieser liebenswürdigen Renommisterei verkaufte er sich dem Kobold des Lustspiels, der jedem angenommenen Namen und jeder außergewöhnlichen Lage auflauert. Eine Woche war vergangen, ohne daß Dalberg's Antwort über Fiesko, welche auf die nächsten Tage zugesagt war, erfolgte. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, entschließt sich Schiller, an Dalberg zu schreiben. Er bittet sich, wenn noch keine Entscheidung über die Theaterfähigkeit des Stückes gegeben werden könne, vorläufig nur das Urtheil des Dramaturgisten aus.

Mit diesem Briefe, der vom 16. November datirt ist, gehen Schiller und Streicher am Abend nach Mannheim. Als sie bei Meyer eintreten, finden sie ihn und seine Frau in der höchsten Bestürzung. Sie erfahren, daß ein würtem=

bergischer Offizier dort gewesen, der sich angelegentlich nach Schiller erkundigt habe. Natürlich sei der Fremde mit der Antwort fortgeschickt, daß man nicht wisse, wo sich der Dichter aufhalte. Meyer's besorgen, daß es auf Schiller's Verhaftung abgesehen sei. In demselben Augenblick klingelt die Hausthür, man drängt Schiller und Streicher eiligst in ein Kabinet. Diesmal ists blinder Lärm. Der Eintretende ist ein Bekannter vom Hause, der ebenfalls ganz bestürzt erzählt, daß der verhängnißvolle Offizier sehr sorgfältig nach Schiller gefragt habe. Die beiden Gefangenen kommen aus ihrem Versteck hervor. Sie fragen nach Uniform und Person, um vielleicht einen Bekannten in dem Offizier zu entdecken. Neue Ankommende führen dieselbe Szene auf, die Angaben über die Persönlichkeit des Offiziers werden immer verschiedener. Die Aengstlichkeit um die Freunde wächst, weil diese mit Sicherheit weder in der Stadt übernachten, noch nach Oggersheim gehen können.

„Wie aber, bemerkt der galante Streicher, der feine, gewandte Sinn des zarteren Geschlechts allezeit noch Auswege findet, um Verlegenheiten zu entwirren, wenn die Männer — immer gewohnt, nur starke Mittel anzuwenden — nicht mehr Rath zu schaffen wissen, so wurde auch jetzt von einem schönen Munde ganz unerwartet das Mittel zur Rettung ausgesprochen. Madame Curioni (mit Dank sei heute noch ihr Name genannt) erbot sich, Schiller und Streicher in dem Palais des Prinzen von Baden, über welches sie Aufsicht und Vollmacht hatte, nicht nur für heute, son-

dern so lange zu verbergen, als noch eine Verfolgung zu befürchten wäre. Dieses mit der anmuthigsten Güte gemachte Anerbieten wurde mit um so lebhafterer Erkenntlichkeit aufgenommen, da man daselbst am leichtesten unerkannt sein konnte und sich auch Niemand in der Absicht, um Jemand zu verhaften, in dieses Palais hätte wagen dürfen. Auf der Stelle wurden die nöthigen Anstalten zur Aufnahme der verfolgt Geglaubten getroffen und sie dann sogleich dahin geleitet."

Die Insassen des Viehhofs im fürstlichen Palais, versteckt vor dem Arm fürstlicher Gewalt. Schiller bewohnt zum ersten Male ein prachtvoll dekorirtes Zimmer, er vergißt Noth und Gefahr und ist von diesem plötzlichen Zaubermärchen aufs reizendste umfangen. Die Wände leben von den schönsten Kupferstichen. Die Schlachten Alexander's, von Lebrun, fesseln die Jünglinge bis tief in die Nacht hinein, und umschwebt von Bildern unsterblichen Ruhms ruhen sie für wenige Stunden in den Armen des Glücks.

An andern Morgen wagt sich Streicher aus dem Palais und erfährt von Meyer, der gefürchtete Offizier sei schon gestern Abend abgereist. Er habe keine Aufträge an den Kommandanten, also auch wohl keinen Verhaftsbefehl gehabt. Später ergab es sich, daß es ein guter Bekannter von Schiller gewesen war, und daß man zwei Freunde aufs sorgsamste verhindert hatte, sich zu umarmen.

Schiller wird aus seinem schönen Gefängniß befreit. Im Meyerschen Hause bespricht man umständlich die unsichere

Lage des Dichters und es wird der Beschluß gefaßt, daß er, sobald die Annahme des Fiesko entschieden sei, Mannheim verlassen solle. Schiller schreibt sofort an Frau von Wolzogen nach Stuttgart und bittet sie, ihm in ihrem Bauerbach den versprochenen Zufluchtsort zu gewähren. Er dachte seine Gönnerin persönlich zu sprechen; auch drängte es ihn, die Seinigen noch einmal zu umarmen. In einem noch vorhandenen Briefe vom 19. November, worin er seine Eltern um eine letzte Zusammenkunft zum 22sten in Bretten bittet, schreibt er, er hoffe, daß wenigstens die Mutter und Christophine kommen könnten und wünscht, man möge Frau Vischer und Frau von Wolzogen mitbringen, da er die erstere vielleicht zum letzten Male sprechen werde. Er verspricht einen Karolin Reisegeld beizusteuern. Streicher erwähnt nichts von einer Zusammenkunft oder einer Reise, aber Schiller muß sich nach Bretten begeben haben, denn er konnte bis zum 22sten keine Antwort mehr von Stuttgart abwarten, und hat seine Zusage sicher erfüllt. Vielleicht machte er den Weg vergebens, und was es noch mehr erklärt, daß Streicher diese Thatsache vergaß: die beiden Freunde mußten sich in diesen Tagen trennen. Streicher's Mittel waren aufgezehrt, im Gasthof war es zu theuer, und ihre Noth war schon so groß geworden, daß Schiller seine Uhr verkaufen mußte, um nicht zu vieles schuldig zu bleiben. Dennoch hatte man schon vierzehn Tage auf Borg gelebt, „wo man dann auf der schwarzen Wirthstafel recht säuberlich mit Kreide geschrieben sehen konnte, was die Herren

Schmidt und Wolf täglich verbraucht hatten.“ So zog denn Streicher, so schwer es ihm wurde, den Freund zu verlassen, in die Stadt, um dort sein Fortkommen zu suchen.

„Gegen Ende Novembers erfolgte endlich die Entscheidung des Baron Dalberg über Fiesko, welche ganz kurz besagte: daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen, oder etwas dafür vergütigt werden könne. So zerschmetternd für Schiller ein Ausspruch sein mußte, der die Hoffnung, das quälende, seine schönsten Augenblicke verpestende Gespenst einer kaum des Namens werthen Schuld von sich zu entfernen, auf lange Zeit zerriß — so sehr er es auch bereute, daß er sich durch täuschende Versprechungen, durch schmeichelnde, leere, glatte, hohle Worte hatte aufreizen lassen, von Stuttgart zu entfliehen — so ungewöhnlich es ihm scheinen mochte, daß man ihn zum Umarbeiten seines Stücks verleitet, die ihm nahe an zwei Monate Zeit gekostet, all sein Geld aufgezehrt und ihn noch in neue Schulden versetzte, ohne ihn auf eine entsprechende Art zu entschädigen oder auch nur anzugeben, worin denn die Unbrauchbarkeit dieses Trauerspiels bestehe — so sehr dieses alles sein großmüthiges Herz zernagte, so war er dennoch viel zu stolz, als daß er sein Gefühl für eine solche Behandlung hätte errathen lassen. Er begnügte sich gegen Herrn Meyer, der ihm diese abweisende Entscheidung einhändigen mußte, zu äußern: er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereist sei.“

Wie sich aus den Akten des Mannheimer Theaters ergeben hat, theilte der Ausschuß der Schauspieler nicht ganz die Meinung des Intendanten. Ein Gutachten, im November 1782 von Iffland verfaßt und mit seinem Namen unterzeichnet, ist noch vorhanden. Hierin ist der Fiesko vollständig kritisirt, der eigentliche Gehalt des Stückes zwar gänzlich unberücksichtigt gelassen und das historisch politische Drama nach dem Maßstabe des nur für das Familienstück ausreichenden Iffland'schen Talents beurtheilt; zwar wird das Benehmen der Julia angefochten, und scharf getadelt, daß der Dichter die Leiche des Gianettino durch Leonore plündern läßt; dagegen wird der Mohr als ein Meisterwurf der Charakteristik und mancher Moment in Fiesko's Rolle gebührend anerkannt und schließlich die Ansicht ausgesprochen, daß so viel Genie und Fleiß, in Erwägung der traurigen Lage des Verfassers, eine Unterstützung verdiene.

Streicher giebt die Summe von acht Louisd'or als dasjenige an, was Iffland vorgeschlagen habe. Vielleicht ward dieser Vorschlag wirklich mündlich gethan. „Allein Se. Excellenz Freiherr von Dalberg, fügt der noch nach so vielen Jahren erbitterte Freund des Dichters hinzu, konnten diesem Gutachten ihren Beifall nicht schenken, sondern entließen den Dichter eben so leer in Börse und Hoffnung, wie er vor zwei Monaten daselbst angekommen war."

Jetzt war die tiefste Stufe des Mangels da und derselbe Dichter, der zu stolz war, Teufel Amor zu achtzehn Gulden zu verkaufen, mußte jetzt froh sein, an Schwan sein

Drama mit einem Louisd'or für den Bogen in Verlag zu geben. Schwan bedauert, die vortreffliche Dichtung nicht höher honoriren zu können, weil ihm durch die überall lauernden Nachdrucker kein andrer Gewinn übrig bleibe, als den er von dem ersten Verkauf ziehe*). Dieses Honorar reicht gerade hin, um die Kreidestriche im Viehhof zu löschen, einige unentbehrliche Sachen für den Winter anzuschaffen und die Kosten für die Reise nach Bauerbach bestreiten zu können.

Aber Streicher, — das war der qualvollste Gedanke für Schiller — Streicher konnte nicht für alle seine Opfer entschädigt werden, ja jetzt ward es zur schmerzvollsten Gewißheit, daß das nächste Glück eines edlen Menschen durch Schiller's Flucht zerstört, der ganze Lebensweg desselben erschwert war. Streicher hätte schon im August unter vortheilhaften Aussichten, freilich ohne Förderung in seiner Kunst, nach Wien gehen können. Strebsam und ausdauernd, wie er war, hatte er es vorgezogen, dahin sich zu wenden, wo er bei einem Meister wie Bach selbst unter Entbehrungen künstlerische Fortschritte machen konnte. Schiller selbst hatte ihm zu der Entscheidung für Hamburg beigestimmt. Nun konnte Streicher weder an den einen, noch an den andern

---

*) Diese Befürchtung war ungegründet. Schon 1784 erschien in derselben Buchhandlung eine neue Auflage. Schiller schreibt darüber an Körner – „und Götz (Schwan's Compagnon) trieb es so weit, daß ich einige Exemplare, die ich zu meinem Gebrauch aus seiner Handlung nahm, bezahlen mußte. Dieser niederträchtige Zug hebt alle meine Verbindlichkeit gegen diese Buchhandlung auf u. s. w."

Ort gelangen. Die Mittel, welche es ihm möglich gemacht hätten, hatte er an das Schicksal des geliebten Freundes gewagt und mußte sich noch sagen, daß es vergebens geschehen sei. Seine Mutter war nicht wohlhabend genug, um ihm sogleich weitere Hülfe zukommen zu lassen. Er mußte vor der Hand in Mannheim bleiben. Das war wohl — so winzig die paar Gulden, um die es sich hier handelt, aussehn — eine Erfahrung für den Tragödiendichter, die ihm für sein ganzes Leben die Wahrheit nachrufen konnte, daß der Kampf der Großen Menschen verbraucht und daß es für den Redlichen keinen größeren Schmerz giebt, als den, ein schönes, ein liebendes Gemüth in diesen Kampf verwickelt zu haben.

Was Schiller selbst nie an seinem jungen Freunde gutmachen konnte, das soll die Nachwelt thun. Daß Schiller's edler Charakter, daß sein Genius solche Thaten der Freundschaft hervorrief, ist ein köstlicher Ruhm für ihn, aber, die er so oft im Gedicht verherrlicht hat, die Erscheinung tritt hier in leuchtender Schönheit hervor, daß die einfache That der Liebe, auch wenn sie neben der That der höchsten Geisteskraft steht, unser Herz versucht, den Preis zwischen beiden zu theilen.

Schiller's Reise war auf den letzten November*) angesetzt. Er wollte mit der Post nach Meiningen fahren, von

*) Dieses Datum ist wohl mit Streicher gegen Schiller's Brief an seine Eltern festzuhalten, worin er am 19. schreibt, er wolle am 25. nach Bauerbach abgehn. Der Fiesko hielt ihn zurück.

wo aus er Bauerbach am besten erreichen konnte. Im Posthause zu Mannheim durfte er sich nicht zeigen, und so wurde verabredet, daß Meyer, Streicher und einige andere Freunde ihn in Oggersheim abholen und von da nach Worms begleiten sollten. Ich lasse Streicher's Erzählung wieder eintreten:

„An dem bestimmten Tage fuhren die Freunde nach Oggersheim. Schiller war gerade beschäftigt, seine wenige Wäsche, seine Kleidungsstücke, einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde alles besprochen, was ihn über die Zukunft beruhigen, oder seine Munterkeit befördern könnte. Allein bei ihm war dies gar nicht so nöthig, als bei den meisten Menschen, denen ihre Hoffnungen fehlschlagen, der Fall ist. Nur die Erwartung, die Ungewißheit einer Sache hatte für sein Gemüth etwas Unangenehmes, Beunruhigendes. So wie aber einmal die Entscheidung eingetreten war, zeigte er all den Muth, den ein wackrer Mann braucht, um Herr über sich zu bleiben. Er übte — was wenige Dichter thun — seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz des Karl Moor „die Qual erlahme an meinem Stolze“ bei Umständen, in welchen jeden Andern die Kraft verlassen hätte.

„Von Oggersheim brach die Gesellschaft bei einer starken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms auf, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankam, um in dem Posthause, wo sie abgestiegen waren, von einer wandernden Truppe

Ariadne auf Naxos spielen zu sehen. Daß die Aufführung eben so erbärmlich als lächerlich sein mußte, ergiebt sich schon daraus, daß an dem Schiffe, welches den Theseus abzuholen erschien, zwei Kanonen gemalt waren und daß der Donner, durch welchen Ariadne vom Felsen geschleudert wird, mittelst eines Sackes voll Kartoffeln, die man in einen großen Zuber ausschüttete, hervorgebracht wurde.

„Meyer und seine Freunde fanden hier eine reiche Ernte für ihre Lust, alles zu belachen und zu verspotten. Schiller aber sah mit ernstem, tiefem Blick und so ganz in sich verloren auf das Theater, als ob er nie etwas Aehnliches gesehen hätte oder es zum letztenmal sehen sollte. Auch nach beendigtem Melodram konnten die Bemerkungen der Andern ihm kaum ein Lächeln entlocken, denn man sah es ihm an, daß er nicht gerne aus der Stimmung trete, die sich seiner bemächtigt hatte. Das Nachtessen, bei dem auch Liebfrauenmilch nicht fehlte, machte ihn jedoch etwas heiterer, so daß man endlich ganz wohlgemuth aufbrechen konnte, um nach Mannheim zurückzukehren und dem Allen werth gewordenen Dichter das Lebewohl zu sagen. Meyer und die Andern schieden sehr unbefangen und redselig.

„Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? — Kein Wort kam über ihre Lippen — keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, lang dauernder Händedruck war bedeutender, als alles, was sie hätten aussprechen können. Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmüthige Erinnerung an diesen

Abschied nicht auslöschen, und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen.

„Die außerordentlich strenge Kälte, welche in den ersten Tagen des Dezember herrschte, ließ um so weniger für den Dichter eine angenehme Reise erwarten, da er ohne schützende Kleidung, nur mit einem leichten Ueberrocke versehen, einige Tage und Nächte auf dem Postwagen zubringen mußte, dessen damaliger Schneckengang selbst in einer besseren Jahreszeit die Stunden zu Tagen ausdehnte. Seine Freunde beklagten ihn sehr und ihre zu spät erwachte Gutmüthigkeit erinnerte ihn jetzt an manches Entbehrliche, womit ihm die rauhe Witterung weniger empfindlich hätte gemacht werden können, und je mehr die Mittel hierzu sich fanden, um so ernstlicher wurde bedauert, daß man nicht früher daran gedacht hatte oder deshalb gemahnt worden war. Ebenso natürlich war es auch, daß dieselben Menschen, welchen die Versprechungen, die Schillern gemacht worden, bekannt waren, und die ihm die Hoffnung, daß sie erfüllt würden, ganz unbezweifelt darstellten, jetzt auch ihren scharfen Tadel über seine Flucht äußerten und solche für eben so leichtsinnig als unbegreiflich erklärten. — — —

„Man berechnete sorgfältig den Reichthum berühmter Aerzte und verglich damit die Einkünfte deutscher Dichter, die, wenn sie auch den größten Ruhm sich erworben, dennoch in einer Lage waren, welche man wahrhaft ärmlich

nennen konnte. Auch fürchtete man, daß die Erwartungen, die Schiller durch sein Schauspiel erregte, viel zu groß wären, als daß er dieselben durch nachfolgende Werke befriedigen, oder seine Kräfte in gleicher Höhe erhalten könnte." Ist dieser Chorus der Freunde Hiobs nicht klassisch?

„Der einzige, aber auch sehr warme Vertheidiger unseres Dichters war Iffland, der, den Beruf zum Schauspieler in sich fühlend, in noch jungen Jahren, blos mit etlichen Thalern in der Tasche und mit den am Leibe tragenden Kleidungsstücken versehen, seinem wohlhabenden Vater entfloh, um sich zu Ekhof zu begeben und in dessen Schule zu bilden. Iffland allein wußte die Lage Schiller's gehörig zu würdigen, indem er aus eigener Erfahrung beurtheilen konnte, wie unerträglich es ist, ein hervorstechendes, angebornes Talent unterdrücken, die herrlichsten Gaben vermodern lassen zu müssen, und nur das gemeine Alltägliche thun zu sollen, oder gar durch Zwang zu dessen Ausübung angehalten zu werden. Nicht nur gab er dem muthigen Entschlusse Schiller's seinen völligen Beifall, sondern machte auch mit dem ihm zu Gebote stehenden Witze den Kleinmuth derer lächerlich, die es für ein Unglück halten, einige Meilen zu Fuß reisen zu müssen, oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbesetzten Tisch zu finden."

Während diese Herren unter solchen warmen Gesprächen nach Mannheim zurückkehrten, saß unser fahrender „Ritter" — diesen Namen führte er jetzt wieder — mit leichtem Ueberrock im Postwagen, in der Aussicht auf einen Weg

von einigen sechzig Stunden. Zeit genug, um in der bittern Winterkälte zu frieren und über die Vollkommenheit der Welt und die offnen Arme Dalberg's nachzudenken. Wir eilen ihm voraus in die fränkischen Berge und sehen uns sein Asyl etwas näher an.

IV.

Bauerbach.

Zwei Stunden südlich von Meiningen, auf dem die Werra und den Main scheidenden Berggelände, in einem einsamen Thal, durch welches sich ein kleines Wasser an Weiden und Erlen hinschlängelt, liegt das Dorf Bauerbach. Von diesem Dorfe ist wohl zu unterscheiden das Lehngut gleichen Namens, welches bei der Erbabtheilung zwischen den Brüdern von Wolzogen, dem jüngeren Bruder aus zweiter Ehe, dem Geheimen Legationsrath Ludwig von Wolzogen zugefallen war*). Als dieser starb, sah sich die Wittwe desselben, Schiller's Gönnerin, genöthigt, bei dem schlechten Zustande des gutsherrschaftlichen Gebäudes ein Haus im

*) G. Brückner: Schiller in Bauerbach S. 6. Memoiren von L. v Wolzogen S. 1.

Dorfe Bauerbach zu kaufen, in welchem sie wohnte, wenn die Verwaltung des Gutes, die sie als Vormünderin ihrer Kinder führte, ihre Anwesenheit forderte. Und in diesem Hause hat Schiller gelebt.

Wir sind auf reichsritterschaftlichem Boden. In diesen kleinen Herren war damals noch der vollblütige Gehalt, von dessen wilden Sprüngen die elenden, ausgesogenen Dorfschaften, die Armuth und Verwahrlosung des Volks und manche geheime Geschichte erzählen konnten. Aber es waren neben den wüstesten Zügen der Libertinage auch wahrhaft adlige, neben den ausgetrocknetsten und durch Völlerei entnervten auch wahrhaft kraftvolle und liebenswürdige Gestalten anzutreffen. Schiller verdankte dieser Sphäre schon die kleine Novelle: Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte.

Es war eben auf allen Seiten noch ein volles Ausleben des deutschen Individualismus. Die krassesten Gegensätze wohnten oft scharf nebeneinander. So trug z. B. auf dem Gute Höchheim in der Familie von Bibra niemand etwas, was nicht dort verfertigt war. Wir können uns hier auf Schiller's eigne Schilderung berufen. „Schuhe, Möbel, schreibt er, alle Bedürfnisse des Lebens und fast alle des Luxus werden auf dem Gute erzeugt und fabrizirt, vieles von den Händen der Frauen, wie die Prinzessinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu thun pflegten. Die äußerste Reinlichkeit, Ordnung (selbst nicht ohne Glanz und Schönheit) gefällt dem Auge, von den

Fräulein sind einige schön und alle sind einfach und wahr wie die Natur, in der sie leben. Der Vater ist ein wackrer, braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirth, auch ein burschikoser Tabakskompagnon. Zwei Stunden von da sieht man auf einem andern Dorfe just das Gegentheil. Hier wohnt der Kammerherr von Stein — — mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürstlichen Fuß. Hier ist statt eines Hauses ein Schloß, Hof statt Gesellschaft, Tafel statt Mittagessen. Herr von Stein ist ein imposanter Mensch von sehr vielen guten und glänzenden Eigenschaften, voll Unterhaltung und Anstand, dabei ein Libertin im hohen Grade.“ Derselbe Herr von Stein ließ sich gern den Fürsten der Rhön nennen und schickte das vom Kaiser ihm übersandte Grafendiplom mit dem Worte zurück, daß er lieber ein alter Freiherr, als ein neuer Graf sein wolle. Er brauchte bei einer Kaiserkrönung in Frankfurt 50,000 Gulden. Herr von Stein war der Vormund und Onkel von Charlotte von Marschalk-Ostheim, die später als Charlotte von Kalb in Schiller's Leben eine so bedeutende Rolle spielt.

Jagden, bei welchen steinalte Herren ihr Leben wagten, mörderische Duelle, Liebschaften, je mehr verboten um so mehr beliebt, Bälle, Gelage, Reisen von einem Gut zum andern, daneben aber auch feine Sitte, echte Frömmigkeit oder humanistische Aufklärung, Kunstsinn, Empfindsamkeit, Alles dies gehört zu dem Bild jener Zeiten.

Aber ein Dramatiker konnte manche Szene dem Leben

nachschreiben. Hier ist eine: Fritz von Ostheim, der Bruder eben jener Charlotte von Kalb, ist als Göttinger Student auf einem Balle bei der Gräfin Hardenberg. Der junge Freiherr war ein Muster aller ritterlichen Tugenden. Die Gräfin zeichnet ihn auffallend aus und erregt dadurch die Eifersucht ihres bisherigen Begünstigten, eines Engländers, bis zu dem Grade, daß dieser beschließt, sich an der Geliebten zu rächen. Er zieht den Freiherrn von Ostheim in ein Nebenzimmer und giebt ihm ein Billet, mit der Bitte, es zu lesen. Von Ostheim liest die Aufschrift und giebt es zurück mit den Worten: „Sie haben sich vergriffen, es ist an Sie gerichtet." Es war ein Billetdoux der Gräfin. Der Engländer droht, es mitten in den Ballsaal zu werfen. Da nimmt der junge Freiherr das Billet, zerreißt es in die kleinsten Stücke und wirft sie aus dem Fenster. Eine Forderung, ein Duell folgt, in welchem Friedrich von Ostheim fällt, der letzte männliche Sproß seines Hauses.

Bei so gewaltsamen und oft wüsten Sitten sieht die Frauenwelt sehr bald, daß, auch wenn sie anfangs mit einstimmt, auf sie der härteste Rückschlag fällt. Sie litt unter zerrütteten Verhältnissen und erzwungenen Ehen. Und so bildete sich auch in dieser Gegend eine stille Opposition der bessern Frauengemüther, welche an dem literarisch aufstrebenden Mittelstande und an einer damals eben durch Lessing's Nathan poetisch gehobenen Geistlichkeit ihre Stütze fand. Für diese Klasse von Frauen ist Schiller im besten Sinne des Worts zum Ritter geworden, und eine der edel-

sten Missionen des Dichters, die Schranken der Stände auszugleichen, hat er von ihrem Umgang empfangen.

Eine solche Frau war auch Schiller's edle Schützerin, Frau Henriette von Wolzogen. Sie stammte aus dem Geschlechte der Marschalk von Ostheim auf Walldorf, wo sie 1744*) geboren war und wo ihr Bruder noch lebte. Frühzeitig Wittwe, ganz allein auf die Revenüen des wenig bedeutenden Gutes angewiesen, war sie als Mutter von fünf Kindern in einer keineswegs glänzenden Lage. Das hinderte sie nicht, noch eine Pflegetochter zu erziehen und überall, wo sie konnte, zu helfen und zu fördern. Sie lebte abwechselnd in Bauerbach und Stuttgart, wo sie sich, wie schon früher erzählt ist, der besonderen Theilnahme der Gräfin Franziska erfreute.

Es war also eine doppelt edle Handlung, daß sie einem dem Herzog Mißliebigen in ihrem Hause einen Zufluchtsort gewährte. Das Unglück des Dichters, dessen Räuber sie entzückt hatten und welches sie ja halb und halb mitverschuldete, das Vertrauen, sein Aufenthalt werde verborgen bleiben, und vor Allem ihre großmüthige Freundschaft hatten sie entschlossen gemacht, über die möglichen Folgen ihres Schrittes hinwegzusehen. Sie war zur Zeit in Stuttgart, hatte aber alle Anstalten zum Empfang des Doktor Ritter treffen lassen.

---

*) Sie war also 38 Jahre alt, als Schiller sie kennen lernte, also keine „alte Frau", zu der sie G. Schwab gemacht hat.

Dieser langte nach einer Reise von mehreren Tagen in Meiningen an. Er lernte dort den Bibliothekar Reinwald kennen, an welchen ihn Frau von Wolzogen als an einen zuverlässigen Mann empfohlen hatte. Mit dem tröstlichen Gefühl, in der Einöde, die ihn erwartete, einen Freund zu besitzen, machte er sich nach Bauerbach auf. Es war spät am Abend, als er dort ankam. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend. Schon sank die Nacht auf das Thal. Aus den einzelnen zerstreuten Häusern flimmerte Licht, dem Wanderer eine Zuflucht versprechend.

Nachdem er dem Verwalter Vogt*) seinen Beglaubigungsbrief eingehändigt hatte, ward er sogleich in seine Wohnung geführt. Hier nahm ihn ein, wenn auch niedriges, aber um so wärmeres Zimmer auf, dessen mächtiger Kachelofen für alle ausgestandenen Friertage eine energische Genugthuung verhieß. Ein Tisch mit einem gewundenen Fuß, zwei alte Fürstenbilder, ein Lehnstuhl werden noch als Gegenstände gezeigt, welche damals Dr. Ritter's Zimmer zierten. Das ganze Gebäude war zweistöckig, lang und schmal, Schiller's Zimmer ging nach hinten hinaus. Alles gefiel dem Angekommenen anfangs ausnehmend wohl. Hier war er geborgen vor der Hartherzigkeit feindlicher Menschen, hier kamen ihm nur Leute aus der Klasse, welche Goethe die für Gott höchste nennt, gefällig entgegen, hier waren nicht die

*) Vogt war zugleich Schultheiß und Schulmeister und wohnte zwei Häuser weit von der Gutsherrschaft. Sein Andenken lebt noch in Bauerbach.

Kreidestriche der Oggersheimer Wirthstafel und das mürrische Zanken eines groben Wirths; hier wurde Kost, Feuerung, Wäsche, Bedienung aufs freundlichste von den Leuten des Dorfes besorgt. Was Wunder, daß ihm zu Muthe war, wie dem Schiffbrüchigen, welcher der kalten Welle entronnen ist! Sein erster Gedanke war, an seine Wohlthäterin zu schreiben, an die Seinen, an Alle, die ihm Liebes erwiesen hatten, an Streicher, Schwan, Meyer's, Luise Vischer; sein zweiter Gedanke, ganz entsetzlich zu arbeiten. Diesen Winter wollte er, wie er an Schwan schreibt, ganz Dichter sein, um seine Umstände schneller zu arrangiren, und dann — er schob es doch ein wenig auf — ganz in sein Handwerk versinken. Aber so zufrieden und eingehend er auch an Streicher schrieb, ein schriller Ton klingt durch seine Worte: „Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H... t werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von den beiden oder man sinkt unter."

Er fing nun wirklich an, entsetzlich zu arbeiten. Reinwald mußte ihn mit Büchern versehen. Auch seine Luise Millerin hielt ihn im Zimmer fest. Die Todtenstille des abgeschiedenen Landlebens, nur unterbrochen durch den Schrei der Krähen und das Tosen des Wintersturmes, förderte die Arbeit. Hier bot sich dem Auge nichts als elende Hütten, eine baufällige Kirche, Bauern in Leinenkitteln oder ärmliche Juden, welche im Dorfe wohnten, und das von Waldungen

eingeschlossene Thal mit weithinziehenden Berglinien, auf deren einer die hochragenden Ruinen der Grafen von Henneberg etwa aufs Frühjahr zu einem Ausfluge verlocken konnten, wenn die grundlosen Wege zu passiren waren. Der Obstgarten, der rings das Haus umgab, lag winterwüst, und so eingekerkert überzählte der Dichter mit noch wundem Herzen den Schatz von Ruhe und Muße, der vor ihm lag. Aber er sollte nur zu bald erfahren, daß im menschlichen Herzen ein ewiger Quell von Unruhe und Leid verborgen ist, auch wenn draußen die Stürme schweigen.

Frau von Wolzogen zeigte ihm an, daß sie nächstens in Bauerbach eintreffen werde. Diese Nachricht versetzte ihn in fieberhafte Spannung. Nicht blos die Freude, seine Wohlthäterin wiederzusehen, auch noch ein anderes Gefühl ward in ihm rege. Schon früher hatte ihre schön erblühte Tochter Charlotte, welche auf Kosten der verwittweten Herzogin von Gotha in einer Pension erzogen wurde, bei ihrer zeitweiligen Anwesenheit in Stuttgart Eindruck auf ihn gemacht, und er glaubte aus einigen Anzeichen schließen zu dürfen, daß die Empfindungen des jungen Mädchens für ihn mehr als blos freundschaftliche waren. Charlotte hatte bei einem Besuch, den er in Gesellschaft eines jungen Mannes der Frau von Wolzogen machte, kaum ihr Erröthen, bei ihrer damaligen Abreise nicht ihre Thränen bergen können. Schiller hatte beides nur zu gern auf sich bezogen. Wie natürlich, daß er der Frau von Wolzogen jetzt mit aller Ungeduld der zärtlichen Freundschaft, mit dem seligen Bangen

einer begünstigten Neigung entgegenflog, da er Aussicht hatte, nun auch Charlotten während der Anwesenheit ihrer Mutter öfter wieder zu sehen. Nach so langer Entbehrung Menschen, denen er Schiller, der Verfasser der Räuber war, nach so trüben Tagen ein köstlicher Hauch der Heimath, des Glücks, des Verständnisses! Er trank dieses Glück in vollen Zügen. Er kann sich nicht von seiner Wohlthäterin trennen. Sie reist am dritten Januar nach dem nahe gelegenen Walldorf. Er begleitet sie und kehrt nur nach Bauerbach zurück, um am vierten zu schreiben, daß er wahrscheinlich noch vor diesem Schreiben wieder in Walldorf sein wird. „Seit Ihrer Abwesenheit, sagt er, bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen, lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen: sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringern Strahlen verblindet." Frau von Wolzogen hatte ihm die Bekanntschaft eines Freundes in Aussicht gestellt. „Sie glauben nicht, schreibt er in Bezug darauf, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinah überworfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe." Auf dem Wege

nach Walldorf war er über Meiningen gegangen, was Frau von Wolzogen wohl bedenklich erschien, da die kleine Residenz schon auf den seltsamen Fremdling ein spähendes Auge warf. „Ich gehe also nicht über Meinungen, schreibt er deshalb in demselben Briefe, sondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm genug, daß die Geisterwelt so viele Plane zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freude meines Lebens verderben." Jeder Athemzug seines Herzens gehört der Freundin und ihrer jetzt in Walldorf anwesenden Tochter. Diese Empfindungen auszusprechen, fand sich vielleicht gerade jetzt eine Gelegenheit, wo der Dichter dieselben aufs natürlichste einkleiden konnte. Er spricht am Schluß jenes Schreibens von einem Briefe, den er mitbringen wolle, und setzt hinzu: „Ebenso mein Versprechen, das ich Henrietten gethan." Diese Henriette, die erwähnte Pflegetochter von Frau Henriette von Wolzogen, war verlobt, und es mag jenes Versprechen auf ein Hochzeitsgedicht zu beziehen sein, welches wir aus dem Jahre 1783 von Schiller besitzen. Hier schildert er in warmen, herzlichen Worten die Freuden des häuslichen Glücks und sucht die Schranken des Standes umzuwerfen, welche auch ihn von Charlotte, wie Luise Millerin von Ferdinand trennten. Er singt:

Ich fliege Pracht und Hof vorüber,
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung Ahnen gab.

Frau von Wolzogen hatte Henrietten aus rohen Verhältnissen gerettet:

Wer war der Engel deiner Jugend,
Wer rettete die junge Tugend?
Hast du auch schon an sie gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben,
Ihr Adelsbrief — ein schönes Leben!
(Den hass' ich, den sie mitgebracht.)

Charlotte mochte sich folgende Stelle zu Herzen gehen lassen:

Wie schön ist doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns an das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen sich in Augen stehlen,
Mit Thränen Thränen sich vermälen,
Ist schon der süße Bund gethan.

Der Dichter zeichnet das Mutterglück selbst im Schmerz um ein liebes Kind:

Wie süß der Gram um Kleinigkeiten,
Wie süß die Angst, es möchte leiden,
Die Thräne, die sie still vergießt.

Auch Henriette hatte solches Mitgefühl ihrer Pflegemutter von Jugend auf erfahren:

Was Lieder nicht zu singen wagen,
Laß dir der Mütter beste sagen,
Was einer Mutterfreude glich.
Du hörtest ihre Seufzer hallen,
Du sahest ihre Thränen fallen,
Du liebst sie, darum lieb' ich dich.

Das vorstehende Gedicht ist in einer Epoche, aus der uns fast kein lyrisches Produkt von Schiller vorliegt, besonders durch seine Verständlichkeit, seine Herzlichkeit und den leichten Fluß der Gedanken sehr bemerkenswerth. Ein kühner Bürgerstolz, wie er in Luise Millerin athmet, zeichnet es aus. Nur muß man nicht glauben, daß weil hier Schiller dieselben Gedanken, wie Ferdinand in Luise Millerin, ausspricht, er sich in diesem Helden portraitirt habe. Solche Annahmen sind eine Verkennung des Dramatikers, und soviel sei auch hier bemerkt, daß Schiller in seinem revolutionären Ideal bereits über Ferdinand, an entschlossener Leidenschaft aber weit unter ihm steht.*)

Ob Schiller nun vor oder nach seinem Briefe in Walldorf war, gewiß ließ er nicht lange auf sich warten. Die

---

*) Der Anfang dieses Liedes weist darauf hin, daß es vor dem 1. Februar 1783 entstanden sei; Schiller machte zum 1. Februar ein neues Gelegenheitsgedicht, nach welchem er nicht wohl zu Henrietten sagen konnte:

Zum ersten Mal nach langer Muße,
Dir gutes Kind zum Hochzeitsgruße,
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.

Am 24. Januar erfolgte die Abreise der Frau von Wolzogen. Brückner setzt das Gedicht zwischen den 24. Januar und 1. Februar. Dieser Annahme widerspricht das Wort in Schiller's Brief vom 1. Februar: „Neues weiß ich Ihnen nicht zu schreiben." Da er aber ausdrücklich das satirische Gedicht erwähnt, wovon später die Rede sein wird, so möchte das Hochzeitsgedicht sammt der Hochzeit wohl eine Neuigkeit sein, die er der Freundin nicht verschwiegen hätte. Aus diesem Grunde glaube ich das Hochzeitsgedicht zwischen den 1. und 24. Januar setzen zu können.

seligen Tage der Vereinigung flohen zu schnell dahin. Wieder ging er und wieder hofft er auf eine Zusammenkunft, diesmal in Meiningen. „Es ist schrecklich, klagt er in seinem Bauerbach, ohne eine mitfühlende Seele zu leben, aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß." Man braucht nicht anzunehmen, daß hier allein Charlotte gemeint ist. Schiller's Neigungen sind im Anfang immer so ideeller Natur, daß sie keine Ausschließlichkeit zulassen. Es ist hier in der That schon ein Verhältniß vorgebildet, das nachher in seiner Liebe zu den beiden Schwestern von Lengefeld die Verwunderung mancher Leser geworden ist. Man braucht seine Verehrung zu seiner Gönnerin gar nicht so ins Mütterlich-Kindliche hinüberzuspielen, um sie schön und vollkommen begreiflich zu finden. Die damalige Zeit, in welcher ebenfalls eine ängstliche Sitte alle Gefühle sortirt hatte, war eben daran, auch hier eine Freiheit einzuführen, die Schiller freilich mehr gelebt, als gedichtet hat. Seine Wohlthäterin war ihm Psyche, Charlotte eine Grazie. Soll er sich zum Besitz entscheiden, so wählt er die Grazie, aber in seiner Liebe schmelzen beide zusammen.

Mit solchen Empfindungen der zärtlichsten Hingebung zog der Dichter an dem bestimmten Tage in das Thor von Meiningen ein, und mit ganz entgegengesetzten, mit dem Entschluß, Bauerbach für immer zu verlassen, zog er wieder hinaus.

Die Veranlassung einer so plötzlichen Umwandlung scheint folgende gewesen zu sein. Schiller konnte, wenn sich eine enthusiastische Stimme über die Räuber vernehmen ließ, dem sehr verzeihlichen Drange nicht widerstehen, den lästigen Doktor Schmidt oder Ritter (die an ihn gerichteten Briefe erweisen beide Namen) für einen Augenblick abzuwerfen. Der Leser erinnert sich jener Szene im Buchladen zu Frankfurt. Aehnlich machte er es wohl auch in Meiningen. Ebenso leicht vertraute er seinen Stuttgarter Freunden, unter denen Frau Vischer nicht eben sehr diskret war. Ein so leichtsinniges Aufgeben seines Inkognito mußte dem Herzog von Würtemberg als ein Trotz erscheinen. Frau von Wolzogen, welche die Zukunft ihrer Söhne an die Gnade dieses Fürsten geknüpft hatte, machte also in Meiningen ihrem jungen Freunde ernsthafte Vorstellungen, sprach aus, daß ihr das Wohl ihrer Söhne am Herzen liege und bat ihn, in Zukunft vorsichtiger zu sein und seine Verkleidung besser zu hüten.

Das war genug. Das hieß so viel als: du kannst gehen. Das war eine Behandlung in Dalberg's Weise, und wie er in seinem Unglück gegen die Schauspieler von einem erklärlichen Mißtrauen befallen wurde, so hielt er diese gütige Ermahnung für ein bloßes Mittel, ihn los zu werden. Und das geschah ihm von einer Seite, von wo er es nicht mit dem leisesten Gedanken vermuthet hatte. Gewiß, Niemand mit seiner Leidenschaft, mit seinem Unglück, seiner überreizten Phantasie hätte sich besonnener zum Schreiben hingesetzt, als er, der in der ersten Hitze folgende Zeilen an Streicher richtete:

„So bin ich doch der Narr des Schicksals! Alle meine Entwürfe sollen scheitern! Irgend ein kindsköpfischer Teufel wirft mich wie seinen Ball in dieser sublunarischen Welt herum! Hören Sie! Ich bin, wenn Sie den Brief haben, nicht mehr in Bauerbach. — — Lieber Freund, trauen Sie Niemand mehr. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den seine Umstände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen. Gottlob! das letztere war diesmal nicht. Die gnädige Frau versicherte mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines Glücks zu sein — aber — ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es entgelten, wenn der Herzog von W. Wind bekäme. Das war mir genug. So schrecklich es mir auch ist, mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefähr rissen mich erwünscht aus dem Handel. Durch die Bemühungen meines sehr erprobten Freundes, des Bibliothekar Reinwald, bin ich einem jungen Herrn von Wurmb bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann und vielleicht eine Fortsetzung liefern wird. Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! — Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieses Jahr als ein Dichter vom ersten Rang figurire, so erscheine ich wenigstens als ein Narr, und nunmehr ist das für mich eins. Ich soll mit

meinem Wurmb im Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir selbst und der Freundschaft leben, und, was das Beste ist, schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll."

Der Herr von Wurmb, dessen Bekanntschaft Schiller gemacht hatte, war in der That einer jener poetischen Dilettanten, wie sie in großer Zahl als kleine Planeten um die dichterischen Sonnen jener Zeit kreisten. Er war ein Freund Göcking's, ein Verehrer Pfranger's und seines „Mönchs vom Libanon", ein braver, gefühlvoller Mann und ein Bruder von — Schiller's künftiger Schwiegermutter, der Frau von Lengefeld. Er wohnte auf Wolkramshausen im Bezirk Nordhausen *). Schiller sandte ihm 1784 seinen Fiesko. Die hohe Jagd und andere Phantasien des hitzköpfigen Dichters kamen nicht zur Ausführung. Frau von Wolzogen war zu edel, um ihm nicht mit gutem Beispiel voranzugehen, wie man die Rücksichten der Klugheit mit der herzlichsten Liebe verbinden könne. Der junge Freund kam wieder zu sich selbst und blieb nicht blos in Bauerbach, sondern das Bewußtsein seines ungerechten Mißtrauens erhöhte wo möglich seine Dankbarkeit und Verehrung.**)

---

*) L. Bechstein, Mittheilungen ꝛc. S. 205 ff. thut überzeugend dar, wie ungerecht L. v. Wurmb von den Biographen behandelt ist.

**) Der Gedanke liegt nahe, daß der Brief an Streicher nur dazu dienen sollte, den allzu enthusiastischen Freund, durch dessen Briefe an Schiller leicht der Aufenthaltsort des letzteren verrathen

Und in der That, Frau von Wolzogen war ganz dazu gemacht, ihm zu beweisen, daß die Freundschaft der Menschen wohl das Ding sei, welches zu suchen sich in jedem Stande verlohne. Sie vermochte am besten ein rasches Verkennen zu mäßigen, indem sie ihn Blicke in die wirkliche Welt thun ließ, in das Spiel der guten und bösen Mächte der Zeit, in die Kämpfe des Herzens mit den Verhältnissen. Ein solcher Kampf hatte gerade damals in Nordheim, eine Stunde von Bauerbach, ein beklagenswerthes Opfer gefordert.

Der Leser ist im Eingange des Kapitels bereits mit dem Gute Nordheim und seinem Besitzer, Herrn von Stein, bekannt geworden. Dieser, je mehr er die Verdorbenheit der höheren Kreise, ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse selbst kannte, suchte durch Zwangsheirathen mit reichen oder ältern und gewitzigten Männern seinen Töchtern und den unter seiner Vormundschaft stehenden Nichten eine feste Lebensstellung zu sichern. So ward gegen Ende des Jahres 1782 Eleonore von Ostheim an den weimarischen Kammerpräsidenten von Kalb verheirathet, denselben, über den Goethe an Knebel schreibt: er hat sich als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt. Nach dem Tode ihres Bruders, jenes schon erwähnten

werden konnte, zu täuschen; aber so lange diese Annahme keine weiteren Beweise hat, will ich lieber an eine plötzliche Aufwallung, als an einen, wenn auch noch so gutgemeinten Täuschungsversuch glauben, den Schiller einem solchen Freunde gegenüber nicht auf Kosten seiner Wohlthäterin zu spielen und mit so menschenfeindlichen Rathschlägen zu begleiten brauchte.

Fritz von Ostheim, schien diese Verbindung den Verwandten ersprießlich, damit die Allodialherrschaft in einer geschäftskundigen Hand eine geordnete Verwaltung erhalte. Das junge, blühende Geschöpf war der schändlichsten Berechnung geopfert. Charlotte von Kalb hat uns in ihren Memoiren diese Tage des Kummers aufgezeichnet. Noch waren die Schwestern und Verwandten in Trauerkleidern um des jungen Freiherrn von Ostheim Tod. „Trauernde, theilnehmende Verwandte, schreibt Charlotte, besuchten uns, so auch Frau von Wolzogen. Die traurigen Ereignisse, welche uns betrafen, waren auch der Gegenstand ihrer Unterhaltung mit Ritter (wie sich Schiller damals nannte). Und Frau von Wolzogen theilte uns folgende Zeilen mit: „„O sehe ich sie, die Trauernden — ein Trauerflor schmückt höher noch die Grazien, — drei sind es ja — und Eine noch — wie nenne ich sie? — Psyche! von ihnen so ersehnt. — Heut hab' ich ja im Wieland erst gelesen, wie Psyche, von den drei Grazien erfleht, nun fürder wandeln will in ihren Reihen.““ *)

Diese Zeilen Schiller's machen es sehr wahrscheinlich, daß er schon damals Gelegenheit hatte, Charlotte von Ostheim in Gesellschaft ihrer Schwester und Lottens von Wolzogen aus der Entfernung zu sehen. Diese nennt er drei Grazien, Frau von Wolzogen Psyche. Er nahm den innigsten Antheil an dem traurigen Geschick Eleonorens von Ostheim, und wenn man einzelne Aeußerungen in dem Hoch=

*) Charlotte, für die Freunde der Verewigten. Manuscr. S. 90.

zeitsgedicht, die Namen und Verhältnisse auf Gut Nordheim mit den Namen und Verhältnissen von Luise Millerin, das Portrait der sechszehnjährigen Blondine Lotte von Wolzogen mit dem der Luise zusammenhält, so gewinnt der Bauerbacher Aufenthalt eine Bedeutung für dieses Stück, die nicht durch Schiller's Mittheilung in seinem Briefe an Streicher, die Mittheilung, daß sein Trauerspiel fertig sei, geschwächt wird. Es ist ein Blatt vorhanden aus jener ersten Bearbeitung, auf welchem ganz andere Namen stehen, als diejenigen, welche jetzt in dem Stücke figuriren. G. Brückner hat die sinnige Vermuthung aufgestellt, daß der Name des Hofmarschall von Kalb von dem Präsidenten von Kalb, der Name jenes Fräulein von Ostheim, welche Ferdinand's Vater (in Szene 7, Akt I.) als Partie vorschlägt, von Eleonore von Ostheim entlehnt sei. Der Dichter, der sonst überall die leidende Menschheit rächt, scheint hier eine bestimmte Person gerächt zu haben, wie er in dem Pfarrer Moser seinen alten Lehrer verherrlicht. Es ist freilich immer gewagt, bei so guten Komödiennamen, wie Bock, Kalb, an bestimmte Personen zu denken. In den Listen der Karlsschule finden sich überdies schon zwei von Ostheim's, und Sekretär Wurm hat vollends mit dem Herrn von Wurmb gar nichts zu thun. Immerhin mag man annehmen, daß die dunklen Farben des sozialen Drama's aus dem reichsritterschaftlichen Boden energische und klare Lasuren empfingen. Und gewiß war ein persönliches Interesse für die Ostheim'schen Schwestern in Schiller geweckt, welches sich später so leidenschaftlich auf Charlotte von Kalb konzentriren sollte.

Am 24. Januar reiste Frau von Wolzogen, diesmal mit ihrer Tochter, nach Stuttgart. Um die Freundin für alle Fälle vor den Folgen des verrathenen Geheimnisses zu sichern, schrieb Schiller ostensible Briefe, worin er sich nach Amerika, nach England reisend darstellt; ein Gedanke, welcher ihm nicht so fern lag, da sein Verwandter Johann Friedrich Schiller dazumal in London lebte. „Von der Frau Vischerin, schreibt er, habe ich etwas gehört, was mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor einigen Wochen einen etwas übereilten Brief, den Niemand hätte zu Gesicht bekommen sollen. Sie kommunizirte ihn einem gewissen Offizier; sie hätte mir lieber, ich weiß nicht was, anthun können. Eine solche Indiskretion (das ist der gelindeste Name) thut weh und ich dachte besser von ihr. Wie muß man oft sich in seinen liebsten Personen betrügen!“*)

Versenkt in seine Arbeit, tröstete sich der Dichter mit dem Versprechen der Frau von Wolzogen, in vierzehn Wochen zurückzukehren, und richtete sich an dem schriftlichen und mündlichen Verkehr auf, den er mit seinem Freunde, dem Bibliothekar Reinwald, unterhielt. Wilhelm Friedrich Herrmann Reinwald, 1737 in Wasungen geboren, war ursprünglich

*) Da der Brief ein ostensibler ist, so mußte natürlich so viel Wahrheit darin sein, als man in Stuttgart bestimmt wußte. Daß sich die Indiskretion der Frau Vischer allein auf Schiller's Aufenthaltsort bezog, ist durch eine Aeußerung desselben Briefs in Frage gestellt: er habe das Gerücht ausgesprengt, daß er nach Bauerbach gehe. Indessen kann er sich auch in dem Netze dieser Fiktionen hier verwickelt haben.

Jurist. Seine Fachbildung befähigte ihn zu den höchsten Staatsstellen. Dabei hatte er sehr umfassende wissenschaftliche Kenntnisse, und Witz und Empfindung genug, ein derbes Lied oder ein elegisches Gedicht zu machen. Bei solchen Eigenschaften mußte er lange Jahre mit äußerst geringer Besoldung als Kanzlist arbeiten. So ward er verbittert und hypochondrisch, aber er war eine durch und durch brave und dem Bunde des Guten, Wahren und Schönen für alle Zeit zugeschworene Seele. Er konnte für Schiller ein Sporn und ein Zügel zu gleicher Zeit sein, er erkannte den ausfliegenden Genius und fühlte sehr bald, daß Schiller einen größeren Lebensschauplatz betreten müsse. An ihn wandte sich der jüngere Freund, wenn er Bücher und Schreibpapier, wenn er guten Rath und Ermunterung brauchte. Reinwald vermittelte unter andern auch die Veröffentlichung des satirischen Gelegenheitsgedichtes, welches Schiller um diese Zeit zum großen Ergötzen des Meininger Publikums im dortigen Wochenblatt erscheinen ließ.

Zum Verständniß desselben müssen wir einen Blick in das fürstliche Residenzschloß zu Meiningen werfen. Hier herrschte damals der bessere Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Der Hof pflegte Musik und Literatur, das fürstliche Liebhabertheater führte sogar Stücke wie Julius von Tarent auf. Im Jahre 1782 ward Herzog Georg Mitregent der Meininger Lande. Kurze Zeit nach seiner Vermählung fuhr er nach Römhild zu einer Jagd, kehrte aber schwer erkrankt zurück und lag viele Tage lebensgefährlich darnieder. An

seinen zwei Augen hing die Selbständigkeit des Herzogthums. Wenn er starb, fiel es an Koburg. Dieser Linie kam die Nachricht von seiner tödtlichen Erkrankung höchst erwünscht. Sofort wurden, wie es heißt, besonders auf Antrieb der Herzogin von Koburg, kriegerische Anstalten gemacht, die Milizen aufgerufen, am Neustädter Thor zu Koburg aufgestellt; Jeder, der von Meiningen kam, ward als Trauerbote angesehen und ausgefragt, damit man sofort in Meiningen einmarschiren und Besitz ergreifen könne. Aber alle diese Anstalten waren umsonst, der Herzog Georg genas und Dr. Ritter züchtigte den ländersüchtigen Nachbar durch ein derbes Spottgedicht, das mit Milderungen in Reim und Leim durch Reinwald's Hand in den Meininger wöchentlichen Nachrichten im 5. Stück am 1. Hornung erschien. In der ursprünglichen Form lautete es bei weitem kecker. Hier wenigstens einige Proben:

1. In Juda, — schreibt die Chronika —
War Olim schon ein König,
Dem war von Dan bis Barseba
Bald Alles unterthänig,
Und war dabei ein wackrer Fürst,
Dergleichen selten finden wirst.

2. Der war nun kürzlich, wie bekannt,
Vom Freien heimgekommen,
Und hatte vom Chaldäerland
Ein Weibchen mitgenommen,
Im Herzen Himmel — und im Blick,
Ich küßte sie den Augenblick.

Nun wird der Fürst krank, die Nachricht kommt nach Assur-Koburg und hier macht man kriegerische Anstalten.

Die Wache vor dem Thor bekommt
Gemessene Befehle,
Daß undurchsucht, unangebrummt
Entwische keine Seele.
Brieftaschen und Patent heraus!
Sonst marsch, ihr Herr'n, in's Narrenhaus!

So heißt es denn Vers 11:

— — — — — —
Man visitirt von Pack zu Pack,
Doch zeigt sich nichts, als Schnupftaback.

Ein lieber Vers ist:

16. Doch während daß der Vetter schon
Nach deiner Krone schielte,
Und auf dem noch besetzten Thron
Schon Davids Harfe spielte,
Lagst du, o Fürst — beweint vom Land,
Noch unversehrt — in Gottes Hand.

Die Nachricht von der Genesung kommt nach Assur-Koburg:

20. Die Post schleicht nach Assyria,
Wo Sanherib regieret,
Und eben seine Dame da
Vom Schlitten heimgeführet, —
„Ihr Durchlaucht! ein Kurier!" — „„Herein
Es werden Trauerbriefe sein.""

21. Schnell öffnet er den Brief und liest,
Liest — ach! der Posten trübste,
Daß Josaphat am Leben ist,
Und flucht an seine Liebste:
„Der Krieg ist aus! Pest über dich!
Zweitausend Thaler schmerzen mich."

Eine jammervolle Entgegnung erfolgte im Koburger Wochenblatt, worauf dann noch einmal in den Meininger Nachrichten eine kurze Abfertigung erschien, die wahrscheinlich auch von Schiller herrührt. Dieser Federkampf ist schon darum interessant, weil er wieder beweist, wie neben den revolutionären Gesinnungen damals die feurigste Loyalität in holder Eintracht bestand, und daß Schiller keineswegs der abstrakte Radikale war, zu dem man ihn gemacht hat. Ein Brief an Frau von Wolzogen vom 1. Februar ist unter dem heitern Eindruck dieser Produktion geschrieben. „Gott sei Dank! ruft er aus, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Also von 14, die bevorstunden, eine vom Halse. Ich wünschte, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge." Das Blau eines ersten Frühlingstages lockt ihn ins Freie. Er will einen Ausflug auf den Berg und in das Wäldchen machen, und denkt, auch wohl ungelehrt, einen Raubvogel zu schießen.

Aber noch schneite er einmal gründlich ein, so daß er selbst die Rendezvous nicht einhalten konnte, die er sich mit Reinwald zu geben pflegte. Seine einzige Erholung war, mit dem Verwalter Vogt Schach zu spielen. Die Eintönigkeit des Landlebens, wo Alles nur gilt, nicht weil es bedeutend ist, sondern weil es da ist, fing an, auf seine Stimmung zu drücken. „Liebster Freund, schreibt er an Reinwald, ich wünsche Sie so oft — so oft in meine grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahingeben." Er empfand, daß

das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen könne, wenn ihm der Stoß von außen fehle. „Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten, denkenden Freunde von selbst anwandelt. — Wie groß muß das Originalgenie sein, das weder in seinem Himmelsstrich und Erdreich, noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet und aus der Barbarei selbst hervorspringt." Das waren Klagen, die in Reinwald's verdüstertem Gemüth eine mitklingende Saite trafen. Der Mann und der Jüngling wurden sich mit jedem Tage unentbehrlicher. Auf beiden lastete der Druck einer harten Lebensschule, und beide stimmten in der reizbarsten Empfindung desselben überein. Schiller war damals von so vielem bedrängt. Seine Mutter war ernstlich krank. Seine Schulden in Stuttgart mußten am Ende den Seinigen bekannt werden, und wer weiß, welchen Eindruck diese Entdeckung auf die unglückliche Mutter machen konnte. Nach Bauerbach hatte er ebenfalls nichts mitgebracht, als den guten Willen, zu arbeiten. Er war oft in der entsetzlichsten Geldverlegenheit. Um so mehr wünschte er seine Luise Millerin in Druck zu geben. Schwan's Gefälligkeit mochte er nicht von neuem beanspruchen. Er versuchte es mit dem Buchhändler Weygand in Leipzig, und überlegte noch mit Reinwald andere Mittel und Wege, als plötzlich von einer Seite der Himmel sich klärte, wohin er gar nicht mehr mit den Augen

der Hoffnung gesehen hatte. Er erhielt einen höflichen Brief von Dalberg, worin sich dieser über seine Untreue entschuldigte und wegen einer Aufführung der Luise Millerin bei dem Dichter anklopfte. Schiller war so überrascht, daß er an Meyer in Mannheim schrieb, es müsse sich wohl ein dramatisches Unglück ereignet haben, daß er von Dalberg einen annähernden Brief erhalte.

Zu Anfang des Jahres 1783 war der Fiesko bei Schwan erschienen. Vielleicht war der Freiherr jetzt mehr befähigt, den Werth dieses Stückes zu taxiren, vielleicht hatte er eine Anwandlung von menschlichem Bedauern, weil er es war, auf dessen Versprechen hin sich Schiller ins Unglück gestürzt hatte; diese Anwandlung war auch weiter nicht gefährlich, da der Herzog von Würtemberg, wie Schiller's Vater im Dezember 1782 nach Mannheim schrieb, bereits die Stelle des Sohnes neu besetzt hatte und durchaus keine Anstalten machte, den Entflohenen zu verfolgen. Außerdem hatte Dalberg einige Shakspere'sche Stücke unter der Scheere, die man damals so flickschneidermäßig zu handhaben pflegte, daß Dalberg nicht etwa nach Lessing's Anweisung aus dem Aermel des Riesen einen Rock machte, sondern, unbildlich gesprochen, aus der Volumnia im Coriolan eine brillante Stelle in die Portia des Julius Cäsar hinübernahm und als später Coriolan aufgeführt wurde, die gestohlenen Verse wieder auf ihren alten Platz legte. In solchen Nöthen war ein Kopf wie Schiller ungemein gut zu gebrauchen. Und endlich hatte Streicher durch die lebhaftesten Schilderungen des neuen Stückes Luise

Millerin den Gaumen der Schauspieler und ihres Chefs dermaßen gereizt, daß es dem letzteren plötzlich klar wurde, eine Berufung Schiller's müsse nicht blos seiner Bühne, sondern auch deren Intendanz einen neuen, nicht allzu theuer bezahlten Glanz verschaffen.

Aber Schiller war diesmal nicht ohne Anlage zur Diplomatie. Er griff nicht so hastig zu, er überlegte mit seinem Reinwald, ob er sich überhaupt mit Dalberg einlasse. „Ich kenne ihn, sagte er, ziemlich, und meine Luise Millerin hat verschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wohl passiren, z. B. die gothische Vermischung vom Komischen und Tragischen, die allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten und die zerstreuende Mannichfaltigkeit des Details." Allein wenn Schiller auch vermied, sich Dalberg von Neuem in die Arme zu werfen, so trieben ihn doch mächtige Beweggründe, wenigstens die dargebotene Hand nicht zurückzustoßen. Einmal wußte er den Werth der Mannheimer Bühne zu schätzen. Und wenn eine Nöthigung eintrat, Bauerbach zu verlassen, so fand er in Mannheim doch immer eine nächste Zuflucht. Solche Nöthigung war gerade jetzt vor der Thür. Sein Pflichtgefühl, sein Stolz wurde so eben auf die härteste Probe gestellt.

Frau von Wolzogen hatte ihm nämlich geschrieben, daß ein Herr von Winkelmann, ein Verwandter des Hauses, sich nicht abhalten lasse, sie auf ihrer bevorstehenden Reise nach Meiningen zu begleiten. Dieser Herr war Schiller sehr wohl bekannt und auch bekannt als ein sehr gefährlicher

Nebenbuhler in der Bewerbung um Charlotten's Herz. Schiller hatte jene instinktive Abneigung gegen den Herrn von Winkelmann, welche die Leidenschaft ihren Kranken mitzugeben pflegt. Komme dieser nach Meiningen, erfahre dieser, daß ein Würtemberger in Bauerbach sei und wie er aussehe, so sei, schreibt Schiller an seine Gönnerin, eine Entdeckung unvermeidlich. Ins Geheimniß aber will er jenen Herrn nicht gezogen wissen. „Ich will ihm, fährt er fort, durchaus nichts von seinem Werthe nehmen, denn er hat vielleicht einige schätzbare Seiten, aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind.“ Mit Lauten, in denen Thränen zittern, sagt er: „Ich muß Sie verlassen, ich muß Sie zum letzten Male gesehen haben. Es kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne, herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schicksal zurückläßt; aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viele Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß.“ Er will ihr nicht zumuthen, einen Freund aufzuopfern. Inständigst bittet er sie, sich auch nicht durch Sorge für sein äußeres Wohl bestimmen zu lassen. Er führt die Mannheimer Aussichten zu ihrer Beruhigung als höchst vielversprechend an und hofft bald in der Lage zu sein, auch nach Berlin gehen zu können. Er schließt mit einem „Ewig Ihr Freund.“

Dies war am 27. März. Am 3. April schrieb er an Dalberg. Nach einigen kühlen Worten der Entschuldigung, daß er so spät antworte, fährt er nachlässig heraus: „Sie wünschen zu wissen, wie ich lebe? Wenn Verbannung von Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen, es zu sein. E. E. scheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünschte nichts, als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszusagen." Und nun führt er die Bedenken aus, die wir aus seinem Briefe an Reinwald bereits kennen.

Dalberg indeß ließ den zähen Dichter nicht wieder los, sondern bewog ihn, an eine Bühneneinrichtung von Luise Millerin zu gehen, worin wir also einen zweiten oder gar dritten Umschmelzungsversuch anzunehmen haben.

Aber wie das neue Stück Luise Millerin früher in den unfertigen Fiesko hineinbrach, so verschlang jetzt ein jungfräuliches Interesse für einen neuen Stoff die ausgelebten Ideale des bürgerlichen Drama's. An demselben Tage, an welchem er Frau von Wolzogen so unverhüllt seine Eifersucht auf den Nebenbuhler gestand, schrieb er an Reinwald, daß er Imhof *)

*) Schiller führt den Namen Imhof als dritten Stoff an. Dies ist der Name eines historischen Schriftstellers, der über Konradin geschrieben. Er gab einen „neueröffneten historischen Bildersaal" her-

und Maria Stuart bis auf weitere Ordre zurückgelegt und sich für Don Carlos fest entschieden habe.

Schiller, hat man wohl gemeint, sei im Gegensatz zu Goethe immer von der Idee ausgegangen. Das ist irrig, ebenso irrig, als daß er nur sich selbst in seinen Jugendhelden dargestellt habe. Bei keinem Drama unseres Dichters läßt sich das Werden seiner Schöpfungen so genau verfolgen, wie bei Don Carlos. In dem Briefe an Reinwald spricht er zuerst von der Ausgiebigkeit des Stoffes. „Ich finde, sagt er, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen giebt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt, — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, — eines grausamen, heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. w. sollte mir, dächte ich, nicht mislingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln, und das Mannheimer Theater dieses Süjet von mir bearbeitet wünscht.“ Kann man praktischer, ich möchte sagen handwerksmäßiger zu Werke gehen? Er war wieder in der

---

aus, von dem in Nürnberg 1704 schon die dritte Auflage erschien. Von Maria Stuart ward nach Reinwald's Zeugniß schon in Bauerbach ein Akt vollendet.

trüben, fruchtbrütenden Stimmung, welche den Räubern vorherging und immer das Werden der Geisteskinder ankündigt. „Jetzt, bester Freund! ruft er aus, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsre Brust zurückkehren. Wie sehnlich erwarte ich sie.“ Aus seinem letzten Briefe an Frau von Wolzogen sind uns Worte wie diese doppelt verständlich: „Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich so reden darf, verfälscht und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt.“ Reinwald mußte ihm die nöthigen Geschichtsquellen senden, unter andern auch Brantome's Geschichte Philipp's des Zweiten und die Novelle von St. Real: Histoire de Dom Carlos, Fils de Philippe II. Roy d'Espagne.*) In dieser Novelle begegnet uns bereits außer dem Marquis von Posa, Graf Lerma, der Prinz von Parma, Herzog von Alba, auch die Prinzessin Eboli als Gemahlin des Don Ruy Gomez de Silva, von dem es in Schiller's Dichtung heißt (Akt 2, Auftr. 3):

Ein frecher Günstling des Monarchen buhlt
Um meine Hand — Ruy Gomez, Graf von Silva.

Ein schematischer Plan des Stücks aus jener Zeit ist noch vorhanden.**)

---

*) Das von Schiller benutzte Exemplar befindet sich noch auf der Meininger Bibliothek.

**) Hoffmeister, Supplemente II, 4 ff.

Schiller warf sich in das Studium der geschichtlichen Quellen mit so vielem Eifer, daß Reinwald befürchtete, er möchte sich ganz von der dramatischen Poesie abwenden. Er erließ deshalb eine poetische Mahnung an den Freund, worin folgende schöne Strophen stehen:

Freund, hier getrennt von Welt und Wonne,
Von Waldgebirgen rings umthürmt,
Erheiternd wie die Frühlingssonne,
Indeß in dir Begeist'rung stürmt:

Laß dich vom höchsten Ideale
Der Kunst, von ihrem Schöpferthron,
Apoll in diesem Hirtenthale!
Herab zu meiner Leyer Ton.

Verschmähe nicht die fromme Bitte,
Der Sorge deines Ruhms geweiht:
Verlaß die Bahn mit keinem Schritte,
Die du begannst zur Ewigkeit.

Erschüttre wie Cherusker Tannen,
Wie Zedern auf dem Libanon
Der Odem Gottes — die Tyrannen
Und ihre Starken um den Thron.

Der Menschheit Schlangen, Drachen, Molche,
Den Geisterpöbel, der uns drängt: —
Denn deine Worte sind wie Dolche,
Wie Feuer, das den Marmor sprengt!*)

Der kommende Frühling löste mit lauem Hauch alle Keime, wie in Garten und Feld, so in der Seele des Dichters.

*) Das vollständige Gedicht wurde schon von L. Köhler in seiner Idylle von Bauerbach mitgetheilt. Abendzeitung 1839. Nr. 229.

Die mächtige Dorflinde und der Maulbeerbaum vor der Wohnung fingen an zu grünen. Der Gefangene begann, mit seinem Carlos in der Gegend von Bauerbach herumzuschwärmen. Ein Schritt aus dem Dorfe und er war in der freien, frisch athmenden Natur. Die das Thal umrandenden Höhen und Waldungen, die Ufer der Werra boten einen reichen Wechsel von offenen und einsamen Wegen. Seine Schritte führten ihn oft zu den Geistlichen der Umgegend, deren biederer Sinn, deren patriarchalisches Leben seine ersten Jugendeindrücke vor seine Seele zauberten. Hier empfing er den Segen wahrer, ungeschminkter Gefühle wieder.

Da war der ausgezeichnete Theolog Sauerteig in Walldorf, ein philosophischer Kopf, außerdem Scharfenberg in Ritschenhausen, Rasche in Untermaßfeld, der als Numismatiker sogar eine europäische Größe war, ferner der als Dichter des Mönchs vom Libanon bekannte Hofprediger Pfranger in Meiningen, der junge Gelehrte Fleischmann daselbst, und die Pfarrer Freißlich zu Bibra, zu deren Eingepfarrten die Bauerbacher gehörten. Diese Männer besuchten auch Schiller in seinem Asyl, wo er sie, so gut er konnte, bewirthete. In Bibra blieb er oft bis tief in die Nacht. „Ihre Pfarrer zu Bibra, schreibt er am 23. April an seine Gönnerin, kenne ich sehr gut, und beide lieben mich, wie ich sie, von Herzen. Den Jungen helfe ich Ihnen gewiß zum Vortheil bilden, sowie er mich in vielen Ihnen auch sehr wichtigen Stücken befestigen soll.“ Hier gab es entgegengesetzte Ansichten auszugleichen, und Schiller's spätere

Briefe, die er von Mannheim aus an die fromme Frau von Wolzogen schreibt, verrathen überall die Spuren dieses patriarchalischen Umgangs. Auch seine Anschauungen von der bürgerlichen Gesellschaft, welche er bisher fast nur durch das gefärbte Glas der Rousseau'schen Ideen gesehen hatte, fanden durch tiefere Blicke in das Volksleben, durch die Urtheile ruhiger, erfahrener und toleranter Männer eine Berichtigung. Denn alle jene Pfarrer, außer dem Hofprediger Pfranger, waren Jünger Lessing's, dessen Nathan, 1779 erschienen, auch in diesen stillen Thälern, welche auf der Grenzscheide des Protestantismus und Katholizismus liegen, die Geistlichen zu warmem Für und Wider erregte, zumal Pfranger in Meiningen durch seinen Mönch vom Libanon eine Widerlegung des Nathan zu Gunsten des Christenthums versucht hatte. Schiller, welcher Lessing's Schriften gleichsam unter seinem Kopfkissen hegte, hörte hier ohne Zweifel vielfach den Nathan preisen, und wenn er auch noch so sehr die Verständigkeit Lessing's angriff, wenn er ihn auch nur den Aufseher seiner Helden, nicht ihren Freund nannte, so mußte er sich gestehen, daß dieser Ausspruch beim Nathan nicht zutraf, daß hier die herrlichste Freundschaft zwischen dem Dichter und seinem Ideal bestand; und, wenn man den Dialog in einzelnen Szenen des Don Carlos mit dem des Nathan vergleicht, so muß man glauben, daß der Jünger, wenn auch widerwillig, dem gebietenden Wink des Meisters folgte.

Es ist höchst interessant, auch hier zu verfolgen, wie Schiller, man gestatte den Ausdruck, über die Mechanik von

Mitleid und Furcht hinauszukommen, wie er diese Wirkungen organisch zu erzeugen sucht. Einer der schönsten Briefe, die wir von Schiller besitzen, der Brief an Reinwald vom 14. April 1783, reiht die aristotelischen Kunstbegriffe, die Lessing an verschiedenen Stellen kritisch untersucht und in ihre Rechte eingesetzt hatte, in die Idee des Universums ein, wie sie sich durch die deistisch-humanistische Weltanschauung in Leibnitz, Shaftesbury und ihren Schülern gestaltet hatte. Welch ein gewaltiges Ringen nach Einheit, nach dem Urquell des Schönen, Wahren und Guten hin, liegt in diesem Briefe, welche kühne Brücke schlägt er von den kritischen Forderungen des Verstandes zu dem lebendigen Schöpfungstriebe und dem Herzen des Künstlers! Der Brief ist datirt: „Bauerbach früh in der Gartenhütte: In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche: Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts Andres, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsres Kopfes. Ich will mich erklären. Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir u n s r e Empfindungen und unsre historische Kenntniß von f r e m d e n in andre Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmen das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so

bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisches und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst." So denkt er sich auch den höchsten Künstler des Weltalls: „Gott sieht sein Bild aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel zurückgeworfen." Es ist derselbe Gedanke, der in den Worten ausgesprochen ist:

Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

So faßt Schiller die Vollkommenheit, das Ideal als das Wesen auch der menschlichen Seele. „Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Zirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kusse bis zur innigsten Umarmung, —

so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?"

Schiller führt nun aus, daß derselbe Trieb, welcher das Ideal im Freunde sucht, den Dichter zu seinen Geschöpfen ziehe, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen müsse, und er schließt hieraus: „Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr, als Lessing's Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund." Die Anwendung dieser höheren Technik auf Don Carlos zu machen, gesteht er, daß er ihn gewissermaßen statt seines Mädchens habe. Und um noch deutlicher zu sagen, wie viel oder wie wenig Carlos von ihm selbst habe, setzt er hinzu: „Carlos hat, wenn ich mich des Maaßes bedienen darf, von Shakspere's Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz' Julius — und den Puls von mir."

Nachdem dieses so oft übersehene Bekenntniß, welches in der That das Geheimniß von Schiller's dramatischer Technik enthält und auf alle dichterische Charakterschöpfung Anwendung findet, abgethan ist, erst dann und zuletzt kommt er auf das, worin man wohl die Idee des Don Carlos gefunden hat. „Außerdem, sagt er, will ich es mir in

diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehn — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen." — —

Keuscher kann man kaum seine Intentionen verhüllen. Er hätte vermuthlich noch manche andere „ich will's" nennen können, als da sind: ich will den Fluch der erzwungenen Ehe, das Elend des einsamen und durch seine Laster verschanzten Despoten, ich will den Streit zwischen Ideal und Liebe, zwischen Liebe und Pflicht u. s. w. darstellen. Und wie, wenn er in dem unglücklichen Prinzen auch sein eigenes tragisches Geschick verklagte, das er so rührend in dem Schlusse seines Briefes gegen den gereiften Mann ausspricht? „Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich mit allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden und diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritte zu früh wider mich."

Diese Motive und Antriebe zusammengefaßt, dazu die Atmosphäre von Bauerbach und endlich sein eigener Kampf zwischen Liebe und Pflicht wirkten neben dem Bilde des Hamlet und Julius belebend auf die neue Schöpfung ein. Bald

indeß wuchs das kleine Lebensdrama, welches den Dichter um diese Zeit ergriff, über das zu dichtende große hinaus.

Frau von Wolzogen war durch den letzten Brief des Freundes aufs Tiefste erschreckt und erschüttert. Sie hing mit einer Zärtlichkeit an ihm, die eben so sehr aus der Bewunderung seines Talents, als aus der Hochachtung seines sittlichen Adels hervorquoll und die er mit schwärmerischer Liebe erwiederte. Sie ahnte wohl, um was es sich zuletzt handeln würde, ahnte, daß ihre Charlotte das Ziel seiner Wünsche sei. Aber dennoch opferte sie den armen Flüchtling nicht. Sie schrieb ihm, der Herr von Winkelmann werde nicht kommen, aber sie zweifelt, ob Schiller, um sein Glück in der großen Welt zu suchen, nicht doch von ihr scheiden werde. Darauf antwortet Schiller vom 23. April, über solches Mißtrauen leidenschaftlich erregt, die treuloseste und undankbarste That auf der Welt würde es sein, wenn er wo anders sein Glück zu suchen ginge, und so blieb er nicht blos für jetzt in Bauerbach, sondern richtete sich auch unverzagt für einen gemüthlichen Aufenthalt ein, indem er mitten durch den Garten eine — Kegelbahn anlegte. Allmählich ward er bei Groß und Klein im Dorfe eine beliebte und wichtige Person und holte bald seine Medizin, einmal auch seine Juristerei hervor, um zu helfen und zu schlichten. Dorf und Gut lagen beständig in Fehde. Er hielt die persönliche Autorität der Herrschaft für äußerst nothwendig, indem der ewige Groll der Gemeinde gegen den Verwalter täglich wachse. „Neulich, schreibt er, entstand ein Streit zwischen beiden

Partheien wegen der Schafe. Vogt (der Verwalter) und Konsorten verboten, das Vieh auf die Wiesen zu treiben. Der Wirth und Andere prätendirten das Gegentheil. Die Gerichte sprachen zweimal für den Verwalter, und dem ungeachtet trieben die letzteren die Schafe auf die Wiesen; Ihre eignen wurden nicht geschont. Ich kam zu einer Szene, die, so verdrießlich sie mir im Grunde war, den besten Maler verdient hätte. Vogt und Familie kamen mit Knitteln, die Schafe wegzutreiben, die Andern wehrten sich, man sagte sich Grobheiten, Wahrheiten u. dgl. Des Wirths Sohn hetzte den Hund an den Verwalter, welcher, in Gefahr, Schläge zu kriegen, die Glocke ziehen ließ und das ganze Dorf aufforderte. Nun ist hier durch den Gerichtshalter alle gewaltthätige Exekution des Verbots untersagt und auf morgen ein Termin angesetzt. Meine Meinung ist (ich habe beide Partheien gehört), Sie souteniren Ihren Schulzen, der doch immer Ihre Person vorstellen muß, gegen das respektwidrige Betragen der Nachbarn. Das müssen Sie thun, wenn Sie nur einen Befehl exequirt sehen wollen und die Ruhe erhalten werden soll. Die Gemeinde aber müssen Sie auch gegen diesen in Sicherheit setzen. Rein ist er nicht, wie Sie sehr wohl wissen. Geben Sie diesem positive Gewalt, aber behalten Sie sich vor, sein Verhalten zu untersuchen." Als beiläufige Nachschrift folgt: „Ich war unpäßlich, nicht krank. Ich ließ mir eine Ader schlagen." In jetziger Zeit heißt das so viel, als dem Tode ein Handgeld geben.

Aber er hatte ja nicht Zeit, krank zu sein, er hatte ja

bis zur Ankunft seiner Freundinnen noch entsetzlich viel zu thun. Er mußte aller Orten selbst sein, er hatte Haus und Garten in Stand zu setzen, und machte sogar im letztern eine neue Anlage. Man kann seine Geschäftigkeit, sein Behagen ermessen. Da erschreckt ihn selbst nicht ernsthaft das Gerücht, daß Lotte sich verlobt hatte. Er gratulirt per Abschlag in einem Brief vom 6. Mai. Aber der Schluß: „im neuen Testament hören die Opfer auf" sieht nicht aus, als ob er Lotte ohne Kampf einem Andern überlassen wollte.

Er beschloß, die Rückkehr der Herrschaft zu einem Fest zu machen. Vom äußersten Ende des Orts bis zu ihrem Hause wuchs eine Allee von Maien empor; am Hof des Hauses war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet und auch die Kirche wurde mit Maien besteckt. Endlich Mitte Mai hielten die Erwarteten, von den jubelnden Unterthanen empfangen, durch die Allee ihren Einzug. Vom Hause ging es unter Schießen in die Kirche, wo eine Musik mit Blasinstrumenten den Gesang accompagnirte und der Pfarrer eine festliche Einzugsrede hielt. Ein fröhlicher Tanzabend beschloß die Feierlichkeit.

Aber für Schiller war schon nach einigen Tagen die Blüthe der freudigen Aufregung verwelkt und mit innigen Worten bat er um Reinwald's Besuch. „Ich sehne mich nach Ihnen, lieber, guter Mann, und habe es nöthig, neue Gluth und neuen Genuß in Ihren Armen zu sammeln."

Frau von Wolzogen hatte in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit, im Anblick von Schiller's wachsender Leiden=

schaft, ihm das Tagebuch ihrer Tochter gezeigt, worin jene Thränen, die Charlotte bei ihrer Abreise von Stuttgart vergoß und welche Schiller auf sich deutete, eine für ihn niederschlagende Erklärung fanden. Ihre Bewegung hatte seinem Begleiter, nicht ihm gegolten. Er las in dem Tagebuch ein Geständniß, das ihn aufs tiefste ergriff. Lotte liebte bereits, liebte jenen Herrn von Winkelmann.

Ueberdies hatte Wilhelm von Wolzogen der Mutter einen Brief an Schiller mitgegeben, worin er großsinnig die Schwester dem Schutz und der Leitung des Freundes empfahl und zugleich offen um seine Meinung über den Herrn von Winkelmann bat. Man kann sich in einer so zarten Sache nicht edler benehmen, als Schiller that. Er antwortet dem Bruder:

„Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. — — Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüths — und so kenne ich Ihre Lotte und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist.

„Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über diesen Punkt entdeckt. Einem so zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig seyn, auch eines Freundes Rath in einer so wichtigen Sache zu hören.

„Ich kenne den Herrn von Winkelmann. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläuftig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißgestimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochenen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre, als zur Schande anrechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaft, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt sie als ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie das Mädchen, das zum erstenmal liebt."

Schiller hoffte, bei aller ritterlichen Offenheit gegen den Bruder, daß Charlottens erste Liebe dennoch das gewöhnliche Schicksal der ersten Liebe haben könne. Er würde sich selbst mit der zweiten begnügt haben. Er beobachtete das — nach dem Tagebuche — liebeskranke Mädchen mit dem scharfen Auge solcher Hoffnung. Charlotte zeigte nichts von den Seufzern, nichts von der üblichen Melancholie, „der armen kranken Leidenschaft Gefolge." Nun brach die täuschende Hülle seiner Fassung. Die Nähe des geliebten

Mädchens im Sommerkleide, die lösende Fülle des Frühlings, das trauliche Plaudern draußen in der Gartenlaube, auf Wiesen und Waldwegen, — es bedurfte jetzt nur eines Hauchs von Ermuthigung, gar einer Trennung, um seine Leidenschaft in lichte Flammen zu blasen, um alle seine Wünsche wach zu rufen, um ihn fühlen zu lassen, was er den Carlos sagen läßt:

> Ein Augenblick gelebt im Paradiese
> Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt.

Beides kam, die Ermuthigung und die Trennung.

Der Stuttgarter Nebenbuhler, durch Lottens Liebe mehr geschmeichelt, als daß er sie feurig erwiderte, hatte zu ihrem Bruder Wilhelm einige nicht ganz zarte Aeußerungen in dieser Richtung gethan: er werde Charlotten nicht verlassen, ihre Thränen, ihre Melancholie wisse er zu würdigen. Wilhelm, der dem ganzen Bündniß nicht sehr geneigt war, schrieb dies entrüstet nach Hause. Nun antwortete Schiller dem Freunde: „Wir haben Ihre liebe Schwester beinah' vierzehn Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb= und eigenthümlich gehört. Im Ernst, liebster Freund, Ihre gute Lotte ist so melancholisch nicht, als die Eigenliebe gewisse Personen zu bereden scheint." Er setzt den Bruder in den Stand, dem gewissenhaften Liebhaber, der Charlotten nicht verlassen wolle, eine beruhigende, tüchtige Antwort zu geben. Er spricht von der Anmaßung des Herrn, der das Herz Charlottens noch

erst verdienen müßte. Er wünscht, daß Wilhelm seine Antwort so einrichte, daß er Lotten dieselbe zeigen könne.

In welchen Kampf sah sich Frau von Wolzogen hierbei von Neuem versetzt! Sie kannte Schiller's Verhältnisse, den Wirrwarr seiner Schulden, die Unsicherheit seiner Aussichten. Mit rückhaltslosem Vertrauen ließ sie ihn von jeher in ihre finanziellen Umstände blicken. Sie wußte, daß, wenn ihre Lotte den jungen Dichter liebte, die Aussicht auf eine Verbindung in weiter, trüber Ferne lag. Aber sie wußte auch, daß Lotte ihn nicht mit einer Neigung umfaßte, die beide auf die Dauer glücklich machen konnte. An Schiller's Entfernung konnte, mochte sie nicht denken.

Nach dem Aufruhr, in den ihn die Anmeldung jenes Besuchs gesetzt, nach dem Mißtrauen, das er schon einmal so schmerzlich empfunden, so kränkend geäußert hatte, war es ihr unmöglich, eine solche Zumuthung an ihn zu richten.

Zwar war eine Entfernung ihrer Tochter dicht vor der Thür. Lotte war, wie wir wissen, in einer Pension. Aber ihr mißfiel der Aufenthalt darin und sie suchte so viel als möglich daraus entfernt zu sein. So hatte man im Januar die Erlaubniß erwirkt, daß sie mit der Mutter nach Stuttgart reisen durfte. Man konnte sich nicht ganz den gütigen Anordnungen der Herzogin entziehen und Frau von Wolzogen, vielleicht um den Austritt Charlottens aus der Pension zu bewirken, was Schiller ihr auf die Seele band, reiste mit ihrer Tochter ab, um durch eine persönliche Unterredung mit der Herzogin diese Angelegenheit zu ordnen.

Jetzt brach Schiller's Leidenschaft durch alle Dämme. Er sendet der Freundin einen Brief nach, er wünscht der Mutter die Festigkeit eines Felsens und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Wenn sie die ganze Pension absagt, so will er vor Freude alle Jahre eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für Lotte. „Im Ernst, liebe Freundin, sehen Sie zu, daß Sie mit guter Art loskommen und die Lotte aus der Pension erlösen.“ Er schickt Lotten Blumen mit und hofft, beide um sieben Uhr bei der Pastorin in Maßfeld zu treffen. Aber er hoffte umsonst. Ein Brief kam statt der geliebten Personen, worin über Lottens Schicksal nichts Bestimmtes mitgetheilt wurde. Ein neuer, glühenderer Brief fliegt nach Meiningen. „Ach meine Beste, schreibt er unterm 30. Mai, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung bedürftiger, als eben jetzt, und weit und breit ist Niemand, der meiner zerstörten und wilden Phantasie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selbst in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig oder mehr, als Sie hören sollten und ich verantworten kann.“

Es ist wahrhaft entzückend, in diesem Briefe die Sprache der glühendsten Leidenschaft zu vernehmen, der Liebe, die Alles hinwirft, Ruhm, Größe, Glanz, um an der Quelle des nächsten, einfachsten Menschenglücks zu trinken. Die Pedanten haben's ihm fast verdacht, fürchten wohl gar, wenn

er Lotte geheirathet, wär's wirklich mit seinen Lorbeern gegangen, wie er in derbem Humor sie ausbietet zu einem Boeuf à la mode? „Wie klein, ruft er aus, ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu seyn. — Daß ich bei Ihnen bleibe, wo möglich begraben werde, versteht sich. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann. Aber gründen will ich sie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen und ich weiß es, ich überwinde sie.“

Während dieser aufreibenden Seelenkämpfe konnte weder die Ueberarbeitung von Luise Millerin, noch die Ausführung von Don Carlos weiter rücken. Aber die Hindernisse, die er zu überwinden hatte, lagen nicht blos in ihm selbst. Ich habe schon erwähnt, wie sehr die Sorge ihn quälte, welche von Rechtswegen in einem Dichterleben nicht genannt werden müßte. Es fehlte ihm an Mitteln, sich das Nothwendige, und, was am meisten drückt, die Bedürfnisse der holden Angewöhnung zu verschaffen. So muß er Frau von Wolzogen, als sie von Stuttgart kommt, bitten, ihm ein Pfund Maroccoschnupftabak mitzubringen, der ihm schon seit sechs Wochen nicht „zu Nase gekommen sei.“ In solchen Nöthen, die er durch Anleihen selbst bei Leuten seiner Umgebung zu heben suchte, nahm er seine Zuflucht auch wohl zu Christophinen. Ihr gelang es, vom Vater ab und zu kleine Summen zu erbitten, denn so sehr der brave Mann wünschte, daß der Sohn die bittere Frucht

seines unzeitigen Weggehens als eine Warnung für künftige Fälle kosten möchte, so handelte er doch nach den Worten, die er am 8. Dezember 1782 an Schwan in Mannheim schrieb: Ich fürchte jedoch nicht, daß er Mangel an Nothwendigem leiden sollte; denn in solchem Falle würde ich ihn nicht lassen können.

Und er ließ ihn nicht, nur mußte Christophine den Bruder jedesmal ermahnen, daß er sparsamer werden möchte. Sie stellte ihm dann auch vor, daß er sorgfältiger auf seine Sachen sehen möchte, der Vater könne ihn nicht mehr unterstützen, weil er selbst zu viel Ausgaben habe, und entwickelte mit vieler Eindringlichkeit die Grundsätze der Ordnung und der Sparsamkeit. Er machte der guten Schwester auch sonst viel Noth. Sie mußte die ersten jähen Wechsel seiner Stimmung, die ihn einmal zur Verkennung seiner Wohlthäterin und öfter zu dem Entschluß veranlaßten, Bauerbach zu verlassen, im treuen Herzen durchkämpfen. Seine leidenschaftlichen Ausbrüche beantwortete die Schwester dann mit jener Bestimmtheit und Freimüthigkeit, die ihr eigen war. Diese Briefe trug Schiller mit sich herum und las sie öfter durch. Aber gerade seine Sorglosigkeit, seine Unordnung, welche in den Briefen getadelt ward, hatte die trefflichsten Folgen. Sie verschaffte der braven Christophine einen höchst ordentlichen und sparsamen Mann.

„Eines Tages, erzählt sie selbst in einer Aufzeichnung vom Oktober 1845, wollte Schiller Reinwald besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause und wartete lange auf seinem Zimmer.

Er zog seine Brieftasche hervor und las die darin befindlichen Briefe. Darunter war einer von mir. Es wurde Abend, Reinwald kam nicht; Schiller ging fort und ließ die Briefe liegen. Als Reinwald nach Hause kam, sagte man ihm, der Herr aus Bauerbach sei da gewesen und habe lange auf ihn gewartet. Reinwald sah die liegen gebliebenen Briefe und las sie." Er las den Brief von Christophinen, las nochmals, schrieb ihn ab, und — faßte eine solche Verehrung für die Schreiberin, daß er sich hinsetzte und in einem ausführlichen Briefe, mit vielem Lobe über ihr reifes Denken und ihr herzliches Wohlwollen, sie, so gut er konnte, über den Bruder beruhigte. Reinwald meinte, die Einsamkeit von Bauerbach habe das Gemüth seines jungen Freundes verdüstert. „Die Gegend, schreibt er, wo er sich jetzt aufhält, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht mehr der Gegend, wo Ixions Rad sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichter-Insel, und ein zweiter Winter, da zugebracht, wird Herrn D. S. völlig hypochondrisch machen. Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inclinirt, er scheint ganz an seine Wohlthäterin gefesselt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat. Ich hatte die Idee, ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine Gesundheitsreise thun werde, ich wollte ihn den dasigen, zum Theil wichtigen Gelehrten präsentiren, ich wollte ihn wieder an die offene Welt und an die Gesellschaft der Men=

schen gewöhnen, die er beinah scheut und sich allerhand Unangenehmes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlage war, so sehr scheint jetzt sein Geschmack davon entfernt." — — —

Ein seltsamer Kontrast zwischen diesem braven Reinwald, der sich in das reife Denken eines Mädchens verliebt, und der wogenden Jünglingsseele, die alle Hindernisse der Welt überfliegt, um ihre Ruhmeskränze einer sechszehnjährigen Blondine zu Füßen zu legen. Sie war es, die ihn mit den lockenden Bildern häuslichen Glückes umschwebte. Sie hielt ihn von Weimar, von Wien und Berlin, von Mannheim und — von seiner nächsten Pflicht gegen die Seinigen zurück, die ihm in Christophinens ernster Gestalt winkte.

Als nun Lotte nicht zurückkam, als er sie allein in ihrer Mutter wieder erhielt, da übertrug er auf diese noch die Empfindungen, die ihn zu der Entfernten zogen, und wenn sie noch einer Steigerung fähig war, so erreichte jetzt seine Hingebung eine bis zu religiöser Stimmung gehobene Gluth. Er wußte diese nicht anders zu retten, als im Verhältniß von Mutter und Sohn. Da, unter dem Namen Mutter, den er fortan so gern braucht, sicherten sich alle seine Gefühle für Lotte, fand seine Zärtlichkeit für die edle Frau eine heilige Stätte. Ihr that er alle die Geständnisse, die zu verbergen die Mutter weise genug war. Ein einziges an die Tochter hätte vielleicht die Wolke gelöst, die sich schwerer und schwerer über Schiller's Seele legte. Aber konnte

er dieses Geständniß thun? Eines Freundes Loos hatte er bereits getrübt. Konnte er der jungen Geliebten ruhigen Sinn an sein rastlos umgetriebenes Schicksal fesseln? Erobern mußte er erst dieses Glück, in die Welt mußte er einen Schritt thun. Aber er haßte diesen Schritt. Er rechnete und wußte nur, wieviel daran fehle, daß er in Bauerbach leben könne, „daß man ihn in Bauerbach begrabe.“ Aber woher dies nehmen? Wie es erlangen?

In diesem ewigen Kreislauf erhitzten, verzehrten sich seine Gedanken. Diese Qualen und Gluthen trug er durch Feld und Gekslipp, durch die einsamen Pfade der Wälder. Es zog jene mystische Dämmerung in seine Seele ein, die bei dem schwäbischen und westphälischen Volkscharakter sich bis zu Ahnungen und Visionen verdichtet.

In solchen Tagen war es wohl, wo ihn in tiefer Waldesnacht jene unheimliche Empfindung von der Nähe eines Todten befiel, wovon er späterhin Charlotten von Kalb und auch seiner Schwägerin erzählt hat. Es war in jener Gegend ein Mord geschehen, der wohl oft Gegenstand der Erinnerung im Munde der Leute war. Nach der Erzählung Charlottens scheint es, als ob Schiller bereits von der Begebenheit und den betheiligten Personen gehört hatte. Der Mörder und der Ermordete hatten beide in den Diensten des von Ostheim'schen Hauses gestanden und Charlotte von Kalb hatte beide gekannt. Ihre Fassung des Vorfalls, wie sie die natürlichste ist, mag wohl die richtigere sein. Sie erzählt: Einst ging Schiller durch die Waldung, wo, wie man sagt,

der Mord geschehen war. Einige Buchen durchkreuzten den Pfad. „Ich ging ganz allein, sagte er, heftig bewegten sich die Aeste, wie Klage und Aechzen war das Rauschen umher. Bei der Rückkehr nach Bauerbach folgte mir ein Bote, dieser hielt bei den Bäumen an, faßte meinen Arm, deutete nieder mit den Worten: hier liegt Martin begraben." *)

Der Dichter war auf dem gefährlichen Wege, der seinen Geistesverwandten Hölderlin in den Abgrund führte. Er blickte immer anhaltender, immer versinkender in das nächtliche Antlitz der Natur, er wehrte müde, wie sein Don Carlos, die zürnenden Geister seines Ruhmes ab und sank in jene wonnige und verzweifelte Träumerei, die sich am liebsten in Thränen löst. Ein Briefwechsel mit Lotte war nicht möglich; denn seine Briefe wurden von der Vorsteherin der Pension gelesen, und solche Briefe, die gelesen werden konnten, mochte er ihr nicht schreiben. Der 18. Juni, der Geburtstag der Frau von Wolzogen, brachte wohl ein Wiedersehen Charlottens, aber keine Erklärung.

Frau von Wolzogen, in ihrem sorglichen Herzen nach Frauenart nur auf die nächste, die gegenwärtige Linderung bedacht, auch sie durch den Umgang des liebenswürdigen Jünglings verwöhnt, sah nur, daß er bei ihr in der Gartenhütte oder im Stübchen heiter war und gab einer Gewohnheit nach, die ihnen beiden so wohl that. Als aber sein Zustand krankhafter ward, seine Thätigkeit erschlaffte,

*) Charlotte. 32. G. Brückner a. a. O.

seine Scheu vor allen ernsten Beziehungen des praktischen Lebens, ja vor allen Menschen immer wuchs, da ergriff sie das Gefühl, daß am Ende der Aufenthalt in Bauerbach ein Raub an seinem besseren Selbst sei, der ihm und ihr zum quälenden Vorwurf werden müsse. Die Befürchtungen, welche seine Verborgenheit nöthig gemacht hatten, waren zugleich erloschen. Der Herzog von Würtemberg, vielleicht durch die Verwendung der Gräfin von Hohenheim, mehr noch durch seinen eigenen großen Sinn zu einem Verfahren geleitet, wie es Friedrich der Große und andere Fürsten gegen freie Rede und geistigen Fortschritt übten, that nichts, was auf eine Verfolgung seines ehemaligen Zöglings deutete.

Ob Schiller seiner Gönnerin selbst in solchen Gedanken entgegenkam, ob ein neuer Antrag von Mannheim ihn aus seiner Vergessenheit riß, ob die Aussicht, durch die Aufführung seiner Dramen der Abtragung seiner Schulden, einem offenen Geständniß und einer Verbindung mit Lotten näher zu kommen, seinen Entschluß reifte, genug, auf einem einsamen Waldspaziergang mit seiner Gönnerin, unter Gesprächen über Schiller's Zukunft, trat ihnen wie von ungefähr der Gedanke entgegen, Schiller solle auf eine Zeitlang verreisen. Beide konnten die Vorstellung einer dauernden Trennung nicht fassen, und wenn Frau von Wolzogen wohl vorahnend die Vermuthung aussprach, daß es ein Abschied auf lange Zeit sein werde, so wies Schiller diese Vermuthung mit den zärtlichsten, den heiligsten Betheuerungen zurück. Er beschloß, nach Mannheim zu gehen. Die Theaterverhältnisse konnten ihn im schlimmsten

Falle für den Winter fesseln, aber wiederkommen wollte und mußte er. Frau von Wolzogen nahm ihm sein Ehrenwort ab, sich wenigstens nicht zuerst in Mannheim anzubieten. Er konnte sich und der Freundin sagen, daß auch sie ihn nicht entbehren könne.

Der Tag der Abreise kam. Schiller packte nur das Nothwendigste. In fünf bis sechs Wochen hoffte er zurückzukehren. Die von Reinwald entliehenen Bücher ließ er auf seinem Zimmer stehen, sowie auch Manuskripte von ihm in Reinwald's Händen blieben. Frau von Wolzogen versah ihn mit Fuhrwerk für die ersten Tage und mit einer Kasse, worin auch die Rückreise bedacht war. *)

Doch mochte sie wohl ahnen, daß Schiller nicht in Bauerbach würde begraben werden, und daß für sie die schöne Blüthe des innigen und geistvollen Verkehrs, die ihr einsames, früh verkümmertes Leben schmückte, für immer verblich, als der Jüngling sich schmerzlich von ihrem Herzen riß, um aus der stillen, sichernden Bucht wieder aufs unwirthliche Meer des Lebens hinauszusteuern.

---

*) Dies ergiebt sich aus der Rechenschaft, die er in Mannheim der Freundin von seinen Finanzen ablegt. Karol. v. Wolzogen, S. 68. Aus einem Briefe Schiller's an Wilhelm von Wolzogen geht hervor, daß Frau von Wolzogen ihm im Lauf der Jahre mehrere hundert Gulden vorgestreckt hatte. Zu der Auffassung Hoffmeister's, als ob Frau von Wolzogen Schiller's Entfernung betrieben habe, als ob er sich taktlos aufgedrängt hätte, berechtigt nichts.

Fünftes Buch.

Mannheim.

Juli 1783 bis April 1785.

I.

Theaterdichter.

Weltscheu, ein wenig verzärtelt gegen rauhere Lebenslüfte, verwöhnt durch langentbehrte, sanftere Pflege, reiste Schiller von Bauerbach ab. Mit andächtiger Trauer hingen alle seine Gedanken an dem lieben Fleck Erde, den er eben verlassen. Noch unterwegs, am folgenden Tage, trifft er einen Mann, der in die Gegend von Bauerbach ging. Dem muß er einen Brief mitgeben. „Liebste, zärtlichste Freundin, heißt es darin, der Verdacht, daß ich Sie verlossen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung.“ Und als er in Frankfurt ankommt, vertröstet er sie auf ausführlichere Nachrichten aus Mannheim. „So lange werden Sie mir wohl glauben, daß ich Sie im Herzen trage, wie ich mich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche. O meine beste, liebste Freundin, unter dem schrecklichen Gewühl von Menschen fällt mir unsre Hütte im Garten ein.“ —

Man hat diese und ähnliche Stellen mit blöden Augen angesehen. Man wußte sich nicht anders zu helfen, als indem man Frau von Wolzogen eine etwas sentimentale Frau

nannte, oder indem man meinte, daß Schiller's Zärtlichkeit ihr aufgedrungen war und daß größtentheils Charlotten galt, was er der Mutter sagte.

Aber dergleichen Erscheinungen standen damals nicht vereinzelt. Wir müssen uns bemühen, jene Herzensverhältnisse aus tieferen Quellen herzuleiten.

Die Menschheit giebt sich Götter, und um ihnen heilige Dauer zu leihen, befestigt sie das ewig Werdende mit Formen. Aber auch die schönste Form ist sterblich. Sie fühlt ihre Endlichkeit, sie mißbraucht die Herrschaft, die ihr die Begeisterung lieh, sie wird Tyrannin und freut sich einer entwürdigten, ins Dunkel gestoßenen Menschheit. Jahrhunderte lang herrscht die Form, nachdem ihr Inhalt längst zu der Heimath zurückgekehrt ist, der er entstammte. Hier, in dem menschlichen Herzen, erweckt er das Gefühl der Freiheit, ein noch dunkles, einsichtsloses Gefühl. Es würde in der Masse verschwimmen, wenn es nicht zum Licht würde im Kopfe eines Heraklit, eines Anaxagoras. Der Gedanke des ewigen Wechsels erschüttert die alten Formen in ihren Grundtiefen. Die Götter fallen, ein neues Universum geht in dem Bewußtsein der Menschen auf. Muthig durch die Wahrheit, freudig über das neue Licht der Erkenntniß sieht sich die kleine Schaar der Erleuchteten aus dem Kerker der Form gerettet; und wie von einem großen Ereigniß, das Alle betrifft, gerührt und erschüttert, sinkt der befreite Gefangene, aufgelöst in Thränen der Wonne, an die Brust des Bruders. Solche Zeiten erzeugen begeisterte Hetärien, verschönert durch das

Licht der Wahrheit gefallen die Satyrzüge eines Sokrates dem Auge der Aspasia. Aber niemals waren diese Bündnisse so allgemein, so innig empfunden, als in der vielgeschmähten Epoche der Empfindsamkeit. Sei es, daß diese Bündnisse ein erneutes Christenthum, sei es, daß sie ein durch die Naturwissenschaft und die Philosophie erneutes Weltbewußtsein zum Inhalt hatten, immer gaben sie den Menschen des vorigen Jahrhunderts jenes verklärte Ansehen, jene wunderbare geistige Aehnlichkeit, daß man oft die Verzückten, mit dem Dichter zu reden, „nur noch an ihren Kleidern und nicht mehr an ihren Zügen erkennen mochte.“ So ward dem jungen Schiller die Gravitationslehre nicht blos ein Sinnbild, sondern die Bürgschaft für einen unzerreißbaren Geisterbund. So sagte er schon in seiner Rede über die Folgen der Tugend: „Liebe ist es, die Seelen an Seelen fesselt, Liebe ist es, die aus der grenzenlosen Geisterwelt eine einzige Familie und so viele Myriaden Geister zu so viel Söhnen eines alliebenden Vaters macht.“ Eine Maçonnerie der Liebe ging auf den leisen Schwingen von Silhouetten und Stammbuchblättern durch die Welt. Der Mensch ward dem Menschen wieder lieb und wichtig, und nicht die bloße Charakterform, nicht der Zug der Geschlechter, sondern die Liebe zum Guten, Wahren und Schönen knüpfte die edelsten Bande.

Schiller ist oft wegen seiner typischen Charaktere getadelt. Hier liegt die Naturwahrheit eines Posa, einer Johanna. So stellte sich in der Verklärung einer neu erwachten Liebe

zur Menschheit, eines neuen Opfermuths die Persönlichkeit dar, und wie Shakspere's Brutus, der der Idee lebt, typischer ist, als Cassius, so mußte auch Schiller, wenn er den Abdruck seines Jahrhunderts ganz wieder geben wollte, nicht durch Temperament und Leidenschaft starr gewordene, sondern durch Begeisterung und Menschenliebe gleichsom aufgelöste, luftigere Charakterformen schaffen, die über dem erstaunten Auge der Menschensöhne wie Götter in Wolken dahin fahren. Hier fließt Zeit und Dichter in Eins, und Schiller erscheint nur subjektiver als Shakspere, weil der große Bewegungsgehalt der Zeit, den Schiller durchaus objektiv darstellt, sich auch in der Zeit zuerst als subjektiver Sturm und Drang ankündigte, bis dieser luftige Dunstkern allmählich in der französischen Revolution einen geschichtlichen, und folgerichtig in dem größten Dichter der geschichtlichen Zeitidee, soweit es damals einem deutschen Dichter möglich war, einen objektiv künstlerischen Körper annahm.

Ich will hier weder die Verirrungen dieser Epoche, noch ihre glänzenden Erscheinungen verfolgen, wie sie in den Freundschaften der Klopstock, Goethe, Jacobi und tausend Anderer, Männer und Frauen verband, wie sie im Illuminaten= und Freimaurerorden Humanitätszwecke oft sehr unklarer Natur durchzusetzen suchte, nur daran will ich erinnern, daß sie es war, die das erste deutsche Publikum schuf. Von Riga bis Zürich spannte sich diese Aeolsharfe, die jedem geistigen Luftzug erklang; der Dichter konnte in seinen Freunden die Welt sehen und konnte an ein Natio=

nalgefühl glauben, noch ehe die Deutschen eine Nation waren, weil die Besten des Volks so stark, so einig empfanden.

Jemehr die Frauenwelt sich diesen Bündnissen des Guten, Wahren und Schönen anschloß, um so reizvoller und leidenschaftlicher mußten sie werden. Durch Stand, durch Alter und Ehebande oft getrennt, verschmolzen die Seelen um so glühender in geistiger Freundschaft. Die Frauen brachten den neuen Schöpfungen der Männer eine Empfänglichkeit ohne Schranke entgegen und leiteten zum Maß, indem sie das Uebermaß nicht verhöhnten. Hingerissen von dem neuen Zauber, zerbrach die Freundschaft kühnlich Amor's Bogen, um nur dem Gott des Gesanges zu gehören. Aber während dieser die goldenen Saiten rührte, raubte der Gott der Liebe den ferntreffenden Bogen Apoll's und schoß seine Pfeile von ihm in die lauschenden Herzen. Nun gab es Lust und wilde Klage, Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation, Wahlverwandtschaften und herzzerreißende Trennungen. Viele blieben in dieser Pein der Gefühle schweben und machten sie zum Inhalt der Kunst und des Lebens. Auch die Gemeinheit zog, wie immer, aus dem Kampfe der Edlen die Entschuldigung für ihre ruchlosen Systeme, und brachte es dahin, daß man jetzt genöthigt ist, zu den herrlichsten Herzensbündnissen solcher Art die großen Ahnen und Verwandten zu nennen, um ihren Adel zu erweisen.

Dies wollte ich hiermit gethan haben.

Matt und erschöpft kam Schiller am 27. Juli in Mann=

heim an. Meyer sorgte für eine Wohnung und für die tägliche Kost. Aber der Ankömmling zeigte keineswegs Lust, sich mit unzerreißbaren Banden an Mannheim zu fesseln. Das Theater empfing ihn mit schläfrigen Sommeraugen. Dalberg und Iffland waren verreist. Das Repertoir, ganz dem Geschmack der anwesenden Kurfürstin und des Herzogs von Zweibrücken angepaßt, bot nur Alltagskost. „Gestehen muß ich Ihnen, schrieb Schiller schon am 28. nach Bauerbach, daß Alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unserm stillen, glücklichen Leben entsetzlich verliert. — Aber wie bringen Sie Ihre Tage hin, theuerste Freundin? Traurig, fürcht' ich, und wünsche es einigermaßen doch; denn es ist etwas Tröstendes und Süßes in der Vorstellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. O es soll mich anspornen, bald, bald wieder bei Ihnen zu sein; und indessen will ich bei meinen großen Zerstreuungen an Sie, meine Wertheste, denken; ich will mich oft aus dem Cirkel der Gesellschaften losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ein Beispiel unverfälschter Freundschaft sein. Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen und am Ende stolz auf dies reine Bündniß sein." Das Leben drängt seine

Ansprüche, seine gegenwärtigen Gestalten nur zu gern zwischen zwei eng verbundene Herzen und so sehen wir unsern Dichter bald von seinen Freunden umringt, bei einem Ausfluge nach Oggersheim aufs innigste gerührt über den Jubel, mit dem ihn selbst seine alten Wirthsleute empfangen, wir sehen ihn im Schwan'schen Hause, wo er mit Beifall seine Luise Millerin vorliest und allmählich in die „großen Zerstreuungen" hineingeführt, in denen er seine Freundin nicht vergessen wollte. Eine ganz unerwartete Freude war seine Ankunft für Streicher. Diesem war von der neuen Anknüpfung mit Dalberg nichts gesagt worden, weil man sein Mißtrauen in die Versprechungen des Freiherrn kannte. Vielleicht hatte Schiller auch von dem Enthusiasmus des Freundes für die Geheimhaltung seines Bauerbacher Asyls gefürchtet und Streicher wollte kaum seinen Augen glauben, daß es der in weiter Entfernung vermeinte Dichter sei, welcher mit der heitersten Miene und dem blühendsten Aussehn ihm entgegentrat.

So gingen, während eine unerträgliche Hitze den Dichter an aller Arbeit verhinderte, vierzehn Tage hin. Gewaffnet mit Schwan's praktischen Vorschlägen und seinem Vorsatz, so mißtrauisch als möglich in die Verhandlungen einzugehen, erwartete er sehnsüchtig Dalberg's Ankunft. Diese erfolgte etwa am 10. August. Wie ganz anders empfing ihn jetzt der Freiherr! Er kam ihm auf die verbindlichste Art entgegen, versprach, Fiesko anzunehmen, regte den Dichter zu einer nochmaligen Umarbeitung an, sagte ihm eine

Aufführung der Räuber und anderer großer Stücke zu, um ihn in Feuer zu setzen, war selbst ganz Feuer, und diesmal nicht, wie Schiller argwöhnte, blos Pulverfeuer, sondern arrangirte sogleich zum 13. eine Lesung der Luise Millerin in großer Gesellschaft. Auch Schwan hielt den Dichter in Athem, zeigte ihm Briefe von Wieland, welche bewiesen, wie groß diese Berühmtheit von Schiller urtheile. Noch erschütterten freilich alle diese Stimmen nicht seinen Vorsatz, sobald als möglich nach Bauerbach zurückzukehren.

„Mein Aufenthalt in B., schreibt er der Frau von Wolzogen, soll mir von allen Seiten der vortheilhafteste bleiben und weder Ihnen, noch mir jemals zum Vorwurf gereichen. Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert; und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausend zu verderben.“ —

Auch die Freundin litt unter der Trennung und brachte, wie sie an Schiller schreibt, ihre Tage sehr düster zu. Er spricht ihr Trost ein, verweist sie, die Christin, auf Gottes Vorsehung und haftet ihr „für ewige Freundschaft.“ Noch lebt er mit allen Gedanken in Bauerbach, alle geliebten Plätze läßt er grüßen und alle Menschen, die Pfarrer, Reinwald, selbst die Botenfrau, die Judith, vergißt er nicht.

Da Schiller seiner Freundin das Wort gegeben, sich

nicht selbst anzubieten, kam Dalberg ihm endlich mit einem Antrage entgegen. Noch kämpfte der Dichter ernstlich mit sich selbst, ob er ihn annehmen sollte, als ein Brief von Bauerbach die Meldung brachte, daß Herr von Winkelmann zwei Monate dort zubringen wolle. Das entschied, und so verdankte das Mannheimer Theater der leidenschaftlichsten Eifersucht seinen tragischen Dichter. Dalberg, der ihn jetzt öfter zur Tafel lud, brachte bei solcher Gelegenheit die Sache in Ordnung und Schiller wurde auf ein Jahr engagirt. Er sollte in dieser Frist vom letzten August 1783 bis ersten September 1784 dem Theater drei Stücke geben, Fiesko, Luise Millerin und ein drittes, das noch zu schreiben war. Dafür bekam er ein Gehalt von 300 Gulden, wovon ihm alsbald 200 ausgezahlt werden sollten. Außerdem wurde ihm von jedem Stücke die Einnahme einer von ihm zu bestimmenden Aufführung mit unbenommenem Eigenthumsrecht an dem Werke zugesagt. Auch erhielt er die Erlaubniß, während der heißesten Sommerzeit außerhalb leben zu dürfen.

So hatte das Mannheimer Theater, das vor sechs Jahren Lessing vergebens zu gewinnen gesucht, einen Dichter und Schiller eine Anstellung, die auf seine innerste Neigung gegründet war. Dalberg ließ, wie zur Begrüßung des neuen Dramatikers, die Räuber aufführen und das Haus wimmelte von Zuschauern. Aber schon am Tage nach dieser Vorstellung trat dem unglücklichen Schiller eine neue Gestalt von Hemmnissen entgegen, welche von nun an so oft sein Leben zu einem bewundernswürdigen Kampfe des Geistes mit dem Körper macht.

Der Sommer des Jahres 1783 war ungewöhnlich heiß, und es brach in der durch die Ausdünstungen der Festungsgraben und Sümpfe schon an sich ungesunden Stadt eine Seuche aus, welche einen so gefährlichen Charakter annahm, daß beinahe die Hälfte der Einwohner erkrankte und viele starben. Auch Schiller ward vom Fieber befallen, und kam bald in einen Zustand, der ihm jetzt doppelt lästig war. „Ich wünsche nichts dringender, schreibt er an Dalberg nach den ersten acht Tagen seiner Krankheit, als auf das baldigste in den Stand gesetzt zu seyn, dem Theater meinen Eifer und meine Dienste in dem Maaße zu zeigen, in welchem ich mich zu seinem Liebhaber bekenne" *). Während er selbst mit dem Fieber rang, traf ihn die erschütternde Nachricht von dem Tode seines Freundes Meyer, der, ebenfalls erkrankt, am 2. September in einem Alter von 34 Jahren dahinstarb. An ihm verlor nicht blos das Theater einen in Ekhof's Schule gebildeten Schauspieler und umsichtigen Arbeiter, auch Schiller entbehrte fortan die mäßigende, besonnene Stimme, welche ihm in seinem neuen Verhältniß oft sehr nützlich hätte werden können. Zur Bestätigung der ärztlichen Kenntnisse Schiller's erzählt Streicher, daß der Freund die üblen Folgen der Mittel, welche der Theaterarzt Hofrath Mai angeordnet, vorausgesagt habe.

---

*) Der undatirte Brief folgt in der Sammlung fälschlich auf den Brief vom 29. September. Er ist Ende August oder Anfang September zu setzen.

Schiller selbst war in guten Händen und wurde wie ein Kind des Hauses gepflegt, aber sein Kopf war bald so angegriffen, daß er einem andern Arzt übergeben werden mußte. Die Wittwe seines Freundes Meyer bereitete ihm sein Krankenmahl und Besuche erheiterten seine trostlose Lage. Er aß Fieberrinde wie Brod, um seinen Kopf frei zu bekommen, und versetzte dadurch seiner Gesundheit einen Stoß für die Zeit seines Lebens. Erst am 11. September war er so weit hergestellt, daß er seiner Freundin in Bauerbach die Neuigkeiten mittheilen konnte, welche dem Leser bereits bekannt sind. „Danken Sie mit mir Gott, meine Beste, so schreibt er, daß er mir hier einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus dem Wirrwarr zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben." Er übergiebt sie bis zum Wiedersehen dem Arm des allmächtigen Gottes; „flehen Sie ihn, ruft er ihr zu, um Schutz für mein Herz und meine Jugend." Ein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung nennt er diese Freundschaft. „Sie waren die erste Person, an welcher mein Herz mit reiner, unverfälschter Zuneigung hing, und eine solche Freundschaft ist über allen Wechsel der Umstände erhaben."

Dachte er bei diesen Worten vielleicht an eine andere Freundin, an welche ihn Christophine in einem Schreiben vom 9. September erinnert hatte, an Frau Vischer? „Es ist nicht recht, schrieb die Schwester, daß Du so ganz mit ihr abbrichst. Sie ist noch immer so freundschaftlich mit uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so viel Theilnahme

nach Dir. Es ist doch ein gutes Weib, sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie Dir doch viele Freundschaft bewiesen." Und der gute Bruder nimmt sich das zu Herzen, und in einem Zustande, in dem auch die Besten zunächst an sich zu denken pflegen, sendet er der Frau, die sonst ihre Fehler haben mochte, ein Meßgeschenk mit seiner Silhouette. War er doch jetzt ein reicher Mann, hatte er doch 200 Gulden im Vermögen! Er dachte nun vor allem daran, die Fluth von Geschäften, die vor ihm lag, zu bewältigen, und nahm sich vor, dieses nächste Jahr solle über sein ganzes Schicksal entscheiden. Er bat in einem Schreiben vom 29. September Dalberg um Rath, ob er zuerst den Fiesko oder die Luise Millerin umarbeiten solle. Er schloß sich den Ausstellungen, welche das Theater namentlich an den Frauencharakteren, an der blühenden Sprache des ersteren gemacht hatte, in seinem Briefe an Dalberg zu bereitwillig an; denn als er nun wirklich an den Fiesko ging, kam der Widerwille seines bessern Künstlergewissens mit aller Macht über ihn; er sah nach Streicher's Bemerkung ein, daß bei den Abänderungen, welche das Theater verlangte, dem Verstande und der Wahrheit zugleich der stärkste Schlag versetzt werden müsse. Besonders hatte Dalberg vieles gegen den Schluß eingewendet, weil er weder dem ersten Schauspieler noch dem Publikum Genüge leisten könne und eine Empfindung zurücklassen müsse, welche den Antheil, den man an dem Vorhergehenden genommen, bedeutend schwächen müsse. Wir werden später sehen, wie der Dichter sich weit nachgiebiger,

als bei den Räubern, zu einer unbegreiflichen Verfälschung seines Ideals herabließ, einer Verfälschung, die einigermaßen mit seiner traurigen Lage und der Fessel der festen Anstellung zu erklären ist. Bereits am 12. Oktober erließ er eine Ankündigung, daß die Bühnen den für das Theater bearbeiteten Fiesko nur von ihm selbst beziehen möchten.

Am 15. Oktober erschien Schiller zum ersten Mal in der Sitzung des Theaterausschusses. Er hatte sich lebhaft darauf gefreut. Hier wurde, wie früher erwähnt, unter Dalberg's Vorsitz eine mündliche Debatte über bedeutende Vorstellungen, über die Leistungen der Dichter und Darsteller gehalten, und theoretische Fragen über verschiedene Punkte der Darstellungskunst, z. B. was Natur, was der wahre Anstand auf der Bühne sei, wurden zur schriftlichen Beantwortung mit nach Hause gegeben, die beste Lösung mit Preisen gekrönt. Hierdurch bildete sich ein festes, künstlerisches Bewußtsein. Dalberg begründete sein Lob und seinen Tadel, ging auf freimüthige Widerlegungen freundlich ein, schärfte durch diese Debatten die Urtheilskraft und hielt durch die Autorität dieser Kritik — deren Ergebniß er den betreffenden, nicht zum Ausschuß gehörigen Mitgliedern schriftlich mittheilte, — dem oft so irreleitenden Beifall des Publikums die Waage. *)

Hier empfing somit der Dichter die lebendige Anschauung eines in seinen Einrichtungen mustergültigen Kunstinstituts.

---

*) Ed. Devrient III, 18.

Wie sehr ist es zu beklagen, daß bei dem ersten Eintritt in seinen neuen Beruf der frische Anlauf seiner Kräfte gebrochen war! Schon eine Kritik über A. v. Klein's „Sickingen", die ihm Dalberg aufgetragen, hatte er nicht aus seinem kranken Kopf herauszimmern können. Und doch hatte er hier die Aufgabe, sein poetisches Prinzip mit voller Energie auf den Kampfplatz zu führen; denn man irrt sehr, wenn man meint, die Sympathie des Publikums sei ganz uneingeschränkt dem Dichter der Räuber zugefallen. Es finden sich Stimmen genug, welche das Gegentheil beweisen. So hatte der Theaterarzt Hofrath Mai in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung einen seltsamen Aufsatz (vom 1. Februar 1783 datirt) erscheinen lassen, in dem er unter dem Titel: „Ueber die Heilart der Schauspielerkrankheiten" solche Stücke, wie die Räuber, als Zerstörer der Gesundheit verklagte. So liest man in den Briefen aus Mannheim von Sophie la Roche, daß diese damals stimmführende Schriftstellerin der Empfindsamkeit weit mehr allen andern Produkten, als den „Riesenideen" der Schiller'schen Muse zugethan war, und aus den Anforderungen, die Dalberg an den Dichter machte, erkennt sich leicht, daß die Wege des letzteren nicht lange mit denen des Intendanten zusammengehen konnten. Ein gesunder Mann, klug, berechnend, schmiegsam hätte hier seinen Weg machen können. Schiller war von allem diesen so ziemlich das Gegentheil. Er vergaß, wenn ihn ein rein menschliches Interesse erfaßte, sogar die nöthigste Selbstschonung. Eben jene Frau von la Roche,

mit den Ersten der Literatur=Epoche durch die Bande der Freundschaft verknüpft, die erste Schriftstellerin, die in Deutschland die humanistischen Ideen in Romanform und in äußerst tugendhaften Erziehungsschriften einem großen Theil der weiblichen Welt zuführte, wünschte den Verfasser der Räuber kennen zu lernen, zumal sie auch mit Frau von Wolzogen in Verkehr stand. Ihr Gatte, noch vor drei Jahren vielvermögender Staatskanzler bei der Kurtrier'schen Regierung, hatte Briefe über das Mönchswesen veröffentlicht. Er fiel in Ungnade und sein gleichgesinnter Freund, der Minister von Hohenfeld, nahm aus Liebe zu ihm seine Entlassung. Hohenfeld überließ sogar sein Haus in Speier der Familie la Roche, indem er sich nur eine bescheidene Wohnung in demselben vorbehielt. In dieses Haus trat nun in Gesellschaft von Schwan, von dessen Tochter Margarethe und ihrer Freundin, der Tochter des Hofraths Lamey, der noch halbkranke Dichter. Er fand schon jetzt und noch mehr bei wiederholtem Besuch in der Wirthin die sanfte, gute, geistvolle Frau, die einst mit ihren schmelzenden braunen Augen, ihrer hohen Gestalt und der Grazie ihres feinen schmalen Kopfes Wieland bezauberte, und auch jetzt noch in dem Alter zwischen funfzig und sechszig Jahren, wie Schiller schreibt, das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens bewahrt hatte. Noch rascher verstand er sich mit dem großgesinnten Herrn von Hohenfeld, den er der Freundin in Bauerbach als einen Menschen schildert, fähig, ihn mit dem ganzen menschlichen Geschlecht zu versöhnen, wenn er auch

um sich herum tausend Schurken begegnen müsse. (Ein Hang nach Größe und die Bewunderung für eine edle That lebte damals in allen besseren Seelen.)

Ebenso warmen Antheil nahm Schiller an der Person eines, vielfachen Verfolgungen ausgesetzten katholischen Geistlichen, Namens Trunk, der ihn oft in seiner Krankheit besuchte. *) Nennt er diesen Mann ein Beispiel, wie viel Böses die Pfaffen zu stiften im Stande sind, so stand ihm ein anderes Beispiel dieser Art täglich in zwei Menschen vor Augen, die seinem Herzen sehr theuer geworden waren. Es war der Schauspieler Heinrich Beck und seine Verlobte, Karoline Ziegler. Letztere, eine Freundin von Margarethe Schwan, die Tochter des Hofkammerraths Ziegler in Mannheim, hatte mit Glück die Bühne betreten. Eine äußerst anmuthige Erscheinung, verklärt durch die schwärmerische Liebe zu ihrem Verlobten, geschmückt mit allen häuslichen Tugenden, hatte sie dem Dichter der Luise als Darstellerin seiner Heldin vorgeschwebt, und er widmete ihr zu dem künstlerischen Interesse seine wärmste menschliche Theilnahme, als er die eheliche Einsegnung der beiden Verlobten von der Geistlichkeit verweigert sah, weil Karoline Katholikin und Beck Protestant war.

So sah der Dichter überall die zeitbewegenden Ideen unter der Decke wühlen. So erhielt er in jener Zeit den Besuch eines Freimaurers, welcher ihm mittheilte, daß sein

---

*) Vergl. Religionsklage von P. Trunk. 2 Theile. Mannheim 1784.

Name schon auf mehreren Maurerlisten stehe, und einen reichen Wechsel von Menschen sah er bei Dalberg, der ihn jetzt öfter zur Tafel zog, und bei Schwan, in dessen Hause Offiziere, Künstler und Gelehrte jedes Faches aufs freiste verkehrten. Schwan selbst hatte schon durch eine abenteuerliche Lebensgeschichte eine gewisse Bedeutung. Als Sohn eines Buchbinders in Prenzlau hatte er es in Rußland bis zum Offizier gebracht; während des siebenjährigen Kriegs wegen seiner Sympathien für Preußen beinahe nach Sibirien geschickt, ward er zur Ausweisung begnadigt, ging nach Holland, schriftstellerte, wurde in der Kommandite, welche der Frankfurter reiche Buchhändler Eslinger zu Mannheim besaß, Geschäftsführer, endlich dessen vermöglicher Tochtermann und gelangte zu Ansehen und Titeln. Nach dem Tode seiner Frau fiel die Leitung des Hauswesens ihrer neunzehnjährigen Tochter zu. Margarethe Schwan war ein sehr schönes Mädchen mit großen, ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Im gastfreien Hause des Vaters, im täglichen Verkehr mit schönen Geistern gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, ihre Vorzüge geltend zu machen, und verwahrte ihr Herz zum Unglück ihres Lebens bei aller Wachsamkeit in einem zu unsicheren Busen. Auch Schiller, der ihr oft in Gegenwart des Vaters vorlas, was er eben vollendet hatte, schien Eindruck auf sie zu machen. Aber die entfaltete Blume vermochte aus seinem Herzen nicht das

Bild der Knospe zu verdrängen. Lotte von Wolzogen sandte er viel tausend Gedanken und Grüße, und einmal ermuthigte er sich sogar so weit, sie in seinem Namen von der Mutter küssen zu lassen. An sie fing er Briefe an und zerriß sie wieder. Freilich hatte der Dichter in der Atmosphäre der Koulissen manche Versuchung zu überwinden, die er getreulich nach Bauerbach beichtete. Selbst die Dankbarkeit fesselte ihn an diese Kreise. So vergalt er der Wittwe seines Freundes Meyer, die mit einer hübschen Schwester in Mannheim blieb, ihre Theilnahme durch die herzlichste Freundschaft.

Ein so anregender Umgang war für seine Gesundheit nicht förderlich. Wassersuppen heute, Wassersuppen morgen, Fieberrinde wie Brod, ein Logiswechsel obendrein, und doch schreibt er nach Bauerbach: „Ich bin zufrieden."

Ein Lichtpunkt in seiner Krankheit sind sechs Flaschen Burgunder, die ihm ein Freund zu seinem Geburtstage geschickt hat. Aber bald kommen andere Freunde, die sie ihm zu seinem unaussprechlichen Vergnügen austrinken. „Stellen Sie sich vor, meine Beste, so heißt es in einer Nachschrift vom 14. November, wie angenehm ich gestern in dem Fortschreiben unterbrochen wurde! — Man klopft an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — stellen Sie sich meinen fröhlichen Schrecken vor — Professor Abel und Bach, ein anderer Freund von mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute die Zeit floß. Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (sehen Sie, ich

bin schon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunder Bouteillen wie vom Himmel gefallen. Um sie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und gestern wieder ausgegangen. Schadet Nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde, habe ich ja doch ein unbeschreibliches Vergnügen gehabt." Und den Mann, der dies schrieb, hat man des Lorbeer-Egoismus angeklagt! Auch Abel, der kleine dicke Professor, der damals zum höchsten Ergötzen seines ehemaligen Schülers mit rundem Hut, Hirschfänger und Sporen, wie ein Jenenser Student, durch die Gassen Mannheims ritt, erzählt, daß er Schiller voll Zuversicht zu seinen Erfolgen, voll Muth und Hoffnung gefunden habe. Noch einen andern „Spaß" hat der Theaterdichter der Freundin zu berichten. Dalberg hat ihm aufgetragen, zum 18. November, dem Namenstage der Kurfürstin, eine poetische Rede fürs Theater zu machen. „Ich mache sie, und nach meiner verfluchten Gewohnheit satirisch und scharf. Heute schick' ich sie Dalberg — er ist ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist keine Lobrede auf die kurfürstlichen Personen. Weil es jetzt zu spät ist und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfête eingestellt." Beiläufig ein schlechtes Debüt für den Theaterdichter.

Trotz dieser Störungen war Schiller im November mit der Umarbeitung des Fiesko fertig geworden. Das Stück sollte zum Karneval in Szene gehen. Dalberg drängte;

noch war die Abschrift anzufertigen. Ein Regimentsfourier wurde hierzu dem Kranken vorgeschlagen, der eine schöne, deutliche Hand schrieb. „In den ersten Stunden, erzählt Streicher, fühlte sich der Verfasser sehr behaglich, indem er nach Bequemlichkeit bald sitzend, bald auf- und niedergehend vorsagen konnte. Als aber der Mann weggegangen war, wie entsetzte sich Schiller, als er seinen ihm so werth gewordenen Helden Fiesko in Viesgo, die liebliche Leonora in Leohnore, Calcagna in Kalkahnia verwandelt fand.“ Schiller gerieth in einen komischen Zorn, und als ein zweiter Versuch ebenso schlecht ausfiel, verlor er die Geduld gänzlich. Er faßte den heroischen Entschluß, das ganze Stück selbst ins Reine zu schreiben, und mit Hülfe von vieler Chinarinde, Wassersuppen und einiger Energie brachte er die Arbeit in einigen Nächten und Tagen zu Stande, so daß er sie Dalberg abliefern konnte.

Es wird uns leichter, eine selbstgewählte, außerordentliche Lebenslage mit ihren Plagen und Kümmernissen zu dulden, wenn wir mit allen unsern gegebenen Verhältnissen gebrochen haben, als wenn wir mit letztern noch tausendfach zusammenhängen. Auf einmal die Erwartungen der Unsern zerschmettern, um Raum zu gewinnen, sie später vielleicht zu übertreffen, wie viel leichter, als fortwährend, gekreuzt von Ansprüchen und Fragen der Theilnahme, immer kleine Erwartungen zu erregen und wieder zu täuschen. Mit dem unverdienten Fluche der Welt seinen eigenen Weg gehen, das giebt wenigstens einen grimmig stählenden Schmerz, aber

auf allen Seiten es recht machen sollen, nie sagen zu dürfen: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!" dies schwere Loos, es war das Loos unseres Schiller, und da liegt ein Märtyrerthum verborgen, welches manch weniger liebendes Herz zum Aufschrei des Zorns hingerissen hätte. Schiller's Eltern waren anfangs über die Anstellung des Sohnes sehr glücklich, und der Hauptmann dankte dem Freiherrn von Dalberg in einem eigenen Schreiben für die dem Sohne erwiesene „Gnade", fügte zum Ueberfluß noch die Bitte hinzu, dem unerfahrenen jungen Mann einen wahren Freund zuzuordnen, der in ökonomischen und sittlichen Dingen sein Mentor sei. Allmählich aber ward der Vater mit den unsicheren Aussichten, ja selbst mit der Krankheit des Sohnes unzufrieden. Die Mutter kränkelte fortwährend, ein krampfhaftes Leiden durchzog den ganzen Körper, der Gram um den Sohn hatte sie um zehn Jahre älter gemacht. Der Vater, um durch eine Wiedervereinigung mit Friedrich die Kranke zu trösten, schlug vor, sein Sohn solle an den Herzog schreiben, ja er erbot sich selber hierzu, damit dem Flüchtling straflose Rückkehr zugesichert würde. Christophine wiederholte solche Bitten dringender und mit Anklagen, die Schiller's Herz zerrissen. Da man in Stuttgart nunmehr seinen Aufenthalt und seine Anstellung kannte, wurden die Schuldforderungen lauter. Es war gewiß ein kummervoller Neujahrstag, an dem sich Schiller hinsetzte und Christophinen in einem noch vorhandenen Briefe versicherte, daß keine Verschlimmerung seines Herzens an seiner Nachlässigkeit im

Schreiben schuld sei. Er sei in entsetzlichen Zerstreuungen herumgeworfen und von Beschämung erfüllt, daß er seine Entwürfe über das Glück der Seinigen so wenig habe zur Ausführung bringen können. Den Vorschlag zur Rückkehr lehnt er fest und entschieden ab. Seine Ehre würde entsetzlich leiden, und so lange er nicht beweisen könne, daß er den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, werde die Welt in einer mittelbar oder unmittelbar erbettelten Wiederkehr ein Verlangen vermuthen, in Würtemberg unterzukommen. „Die offne, edle Kühnheit, schreibt er, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte." Seine Sache, fühlte er, sei eine öffentliche geworden, man habe sich für ihn auf Unkosten des Herzogs interessirt. Er könne nicht verhindern, daß der Vater an den Herzog schreibe, nur dieses versichert er die Schwester, daß er gegen eine etwaige Erlaubniß des Herzogs wenigstens einen Charakter in die Wagschale zu legen haben müsse; dagegen den durch eine abschlägliche Antwort ihm zugefügten Affront durch offenbare Sottisen zu rächen sich nicht werde enthalten können.

Schiller schlug mit diesem Briefe jeden Vermittelungsversuch nieder. Der Vater stand von seinem Begehren gänzlich ab und hoffte übrigens, wie er schrieb, zu Gott, daß ihre Trennung nicht immer fortdauern solle und daß er es endlich doch erleben werde, seinen einzigen Sohn auch wieder um sich zu haben.

Auf solche aufreibenden Seelenkämpfe war die herannahende Aufführung des Fiesko eine wahre Wohlthat. Schiller leitete die Proben selbst, wobei ihm die Unbehülflichkeit der Statisten, über die er ebenso oft lachen als sich ärgern mußte, das Geheimniß verrieth, weshalb die Bühnen sich so hartnäckig gegen historische Dramen zu sträuben pflegen.

II.

Fiesko.

Es war keine geringe Kühnheit, als Schiller es unternahm, dem Publikum von der Bühne herab einen ganz andern Fiesko zu bieten, als der seit beinahe einem Jahre gedruckt in allen Händen war. Der letztere war unter dem Titel: „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel von Friedrich Schiller, Mannheim in der Schwanischen Hofbuchhandlung 1783" erschienen. Er war dem Professor Abel in dankbarem Andenken gewidmet und trug das Motto: „Nam id facinus inprimis ego memorabile existimo, sceleris atque periculi novitate. Sallust von Katilina".

In dieser ursprünglichen Gestalt ist das Stück in die

gesammelten Werke übergegangen. Es ist, um die gangbare Klassifikation zu gebrauchen, dem Stoffe nach historisch=politisches Drama, der Behandlung nach wesentlich Charaktertragödie. Nach diesen beiden Gesichtspunkten hin wendet sich der Dichter auch in der kurzen Vorrede. Die Freiheiten, welche er sich mit dem historischen Stoff genommen, entschuldigt er mit der Aufgabe des Künstlers, ein nothwendiges, in sich selbst abgeschlossenes Weltbild zu geben. Das eigentliche Problem, welches ihm im Fiesko aufgegangen ist, spricht er klar genug aus, indem er sagt: „Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen. Hier versuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunst und Cabale." Natürlich meint der Dichter keine andere Kunst und Kabale, als die der Held selbst aus sich hervorspinnt und in deren Netzen er fällt. Er wollte den Menschen durch den staatsklugen Kopf verwickeln, er wollte einen politischen Spieler darstellen, der verliert, weil er zu künstlich, weil er aus unersättlichem Selbstgenuß mit Allem spielt.

Fragen wir: wie hat der Dichter dieses Problem gelöst?

Es ist längst anerkannt, daß es kein Ruhm sei, einen Stoff selbst zu erfinden. Gegebene Stoffe bringen ihre Beglaubigung mit sich, insofern wird dem Künstler manches erspart; aber sie treten auch mit der ganzen Tyrannei einer breiten Wirklichkeit auf, in welcher der Künstler bald leise zu rücken, bald kühn zu schneiden, bald eigenmächtig umzuformen und neu zu schaffen hat.

Will man Schiller's künstlerisches Talent beurtheilen, so ist es hier vor Allem nöthig, nach dem gegebenen Stoffe zu fragen. Aufmerksam gemacht ist Schiller auf den Stoff des Fiesko wahrscheinlich durch Rousseau. In seiner Erinnerung an das Publikum, welche er vor der Aufführung erließ, sagt Schiller, daß er von seinem Helden vorläufig nichts Empfehlenderes zu sagen wisse, als daß J. J. Rousseau ihn im Herzen getragen. Und das ist wahr, denn Rousseau erwähnt des Fiesko an mehreren Stellen. „Plutarch, heißt es bei ihm, hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halbgroßen Menschen wählte, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neueren Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, einen Grafen von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien. Immer wies man ihn auf Genua's Fürstenthron hin, in seiner Seele war kein anderer Gedanke, als den Usurpator zu stürzen." Und an einer andern Stelle, wo Rousseau von der Nothwendigkeit spricht, heroische Tugenden nicht auf Kosten der häuslichen zu üben, führt er neben Brutus, welcher der Portia sein Geheimniß aus Liebe zur Gattin mittheilt, den Grafen Fiesko als ein leuchtendes, nur zu wenig bekanntes Beispiel an, wie heroische Pläne in einem menschlich bewegten Herzen wohnen können. „Wiewohl er sehr vorsichtig war, vertraute er seinen großen Plan seinem Bruder, seiner Gattin, welche ebenso jugendlich war, wie er; und nach sehr großen, sehr langsamen, sehr schwie-

rigen Vorbereitungen war das Geheimniß so wohl bewahrt, das Unternehmen so fein berechnet, der Erfolg so vollständig, daß der junge Fiesko Herr von Genua war in dem Augenblick, wo er durch einen Zufall umkam."

Wie man sieht, gehört das eigentliche Problem unseres Stückes nicht Rousseau, sondern durchaus unserem Dichter. Es entwickelte sich ihm aus der Geschichte.

Die Republik Genua war im Jahre 1547, in welchem unsere Begebenheit spielt, bereits abhängig von der Macht und Intrigue der europäischen Politik. Zu reich und mächtig, um als gute Prise verschlungen zu werden, zu klein, um ganz selbständig bleiben zu können, war sie ein willkommenes Gewicht, mit welchem sich die Wagschale der spanischen oder der französischen Krone abwechselnd zu bereichern suchte. Karl V. brauchte die genuesische Seemacht gegen die Türken und hielt den französischen und päpstlichen Einfluß in Italien damit in Schach, Frankreich dagegen suchte die Republik als Gegengewicht gegen die spanische Politik zu benutzen. Solchen auswärtigen Zielen kamen die inneren Zustände von Genua trefflich entgegen.

Hier rangen Partheien um die Herrschaft; einmal die Popolaren, Kapitalisten neuern Datums, welche durch den blühenden Handel aus dem Bürgerstande sich zu Rang und Ansehen, selbst zur Dogenwürde erhoben hatten, und die altadligen Landschafts-Dynasten, unter deren Regiment das alte Genua die ligurische Königin, die Beherrscherin des Mittelmeeres geworden war. Diese Adelsgeschlechter der

Doria, Fieschi, Spinola und Anderer, eifersüchtig auf jeden Machtbesitz, eingedenk alter Ehren und alter Feindschaften, waren stets bereit, sich mit auswärtiger Hülfe gegen dasjenige Adelsgeschlecht zu erheben, welches die erste Würde der Republik einnahm.

Ein besserer Sinn schien in dem Abkömmling eines dieser Geschlechter, in Andreas Doria, aufzuleben. In fremdem, namentlich französischem Dienst erzogen, als tapferer Seeheld geehrt, hatte er Genua aus den Händen der Spanier befreit, aber von den Franzosen unklug aufgegeben, warf er sich plötzlich Kaiser Karl V. in die Arme, schlug die Franzosen aus Genua heraus und begründete in seiner Vaterstadt eine neue Ordnung der Dinge. Karl V. wünschte ihn als Herzog von Genua in seinem Dienst zu behalten. Die Genueser selbst riefen ihn zum lebenslänglichen Dogen aus. Aber Andreas Doria, den die Begeisterung den Retter des Vaterlandes nannte, erklärte in der Versammlung, da er in des Kaisers Dienst bleibe, könne er nicht Doge der Republik sein: er habe keinen andern Stolz, als in der wiederbefreiten Vaterstadt als Bürger zu leben. Unter dem Eindruck dieser Selbstentäußerung ward eine Verfassung eingeführt, welche die periodische Wahl der Behörden auf die Einordnung sämmtlicher Besitzenden, die alle fortan Edelleute hießen, in 28 Alberghi gründete. Man wollte Andreas Doria zum lebenslänglichen Syndikus machen; er nahm die Würde zunächst nur auf 4 Jahre an. Karl V. erhob ihn zum Fürsten und konnte dafür auf die genue=

sische Seemacht für immer bei seinen Unternehmungen gegen die Türken rechnen.

So lange Doria lebte, konnte dieser neue Zustand dauern. Aber mit besorgtem Auge mußten selbst die geadelten Popolaren in die Zukunft blicken. Andreas war kinderlos und hatte Gianettino, einen Sohn seines Verwandten Tommaso Doria, vom Seidenwebstuhl auf sein Admiralschiff genommen, um sich in ihm einen kraftvollen Nachfolger zu erziehen, ja, ihn endlich adoptirt und mit Einverständniß des Kaisers zum Erben seiner Güter und seiner Rechte eingesetzt.

Aber Gianettino, ein so tapferer Haudegen er war, verstand weder die auswärtigen Beziehungen des Freistaats klug zu berücksichtigen, noch die ihm durch Geburt und Talent überlegenen Adelsgeschlechter zu schonen. Seine rohen Sitten, seine barschen Befehle erregten Unzufriedenheit und ermuthigten den Grafen Gian Liugi de' Fieschi, welcher persönlich dies beleidigende Benehmen erfuhr, zu der Ausführung eines Planes, zu dem er von der Natur wie von den Verhältnissen bestimmt zu sein schien. Jung, schön, mit einer Jahreseinnahme von 200,000 Thalern, der angebetete Gemahl einer schönen Frau, der gepriesene Wohlthäter der Armen, dabei der Chef einer der ältesten Familien, der Fürsten und Päpste unter seine Ahnen zählte, und die Eifersucht auf die Doria's geerbt hatte, sah er sich mit einem glühenden Ehrgeiz zu einer unthätigen Rolle verdammt und das durch einen Gianettino, einen ehemaligen Seidenweber. Er fühlte in sich die Kraft, die Stelle des

Andreas einzunehmen, und er beschloß, diese Stelle zu erringen. Dies war nur möglich durch politische Intrigue.

Andreas Doria stützte sich auf den Kaiser, Fiesko mußte folgerecht mit den Gegnern des Kaisers gehen. Frankreich suchte bereits einen solchen Mann und gab dem Grafen die Zusage, daß es ihn, wenn er Genua in seine Hand bringe, als unabhängigen Herzog anerkennen und ihn durch Truppen und Kriegsschiffe unterstützen wolle. Eine nicht minder wichtige Verbindung schloß der Graf mit einem andern Gegner des Kaisers, mit Papst Paul III., welcher gestattete, daß Fiesko vier Galeeren kaufte und sie zum Schein unter dem Befehl seines Bruders Girolamo in den Dienst des römischen Stuhls treten ließ. Miethstruppen zur heimlichen Werbung boten sich durch einen eben unter Fiesko's Schiedsurtheil beigelegten Streit benachbarter Fürsten. Diese Vorbereitungen verbarg er geschickt unter der Maske eines epikuräischen Lebens, welches den Vortheil hatte, die argloseste Bestechung des Pöbels zu gewähren und die Augen der Doria's einzuschläfern. Den Popolaren schmeichelte er mit Phrasen von bürgerlicher Freiheit. Wahrscheinlich hatte er, um ganz sicher zu gehen, seine Hand im Spiel, als dicht vor seinem Losbruch der Bruder seiner Gemahlin sich mit der Schwester des Gianettino, dem Fräulein Peretta, vermählte.

Aber er brauchte in Genua selbst Hände, welche seinen wohlberechneten Schlag ausführen halfen. Er besaß treue Helfer in seinen Dienstleuten Vincenzo Calcagno, in Rafaelo

Sacco, einem umsichtigen Juristen, in Scipio Bourgognino, außerdem in seinen zwei leiblichen und einem natürlichen Bruder, ja sogar in einem Dienstmann Gianettino's, in Tomaso Assereto, und zog, um unter den Popolaren einen Anhang zu haben, den Battista Verrina, dessen durch Schuldenlast zerrüttete Verhältnisse, dessen Kühnheit und Entschlossenheit benutzend, mit in das Geheimniß. Der Schlag mußte schnell und sicher geschehen, damit nicht die in der Nähe liegenden kaiserlichen Besatzungen Zeit gewannen, sich heranzuziehen.

Fiesko ließ also eine seiner Galeeren unter dem Vorwande nach Genua kommen, er wolle gegen die Corsaren kreuzen lassen. Das war nichts Ungewöhnliches. Unter diesem Vorwand läßt er eine große Menge Waffen nach seinem Palast schleppen, ebenso werden die angeworbenen Milizen unter mancherlei Verkleidung in die Stadt geschmuggelt, Calcagno sorgt für ihre Vertheilung, Sacco für ihren Unterhalt. Verrina sucht inzwischen einige Leute der Stadtwache zu gewinnen, die nur 250 Mann stark ist. Doria's Admiralschiff liegt unbemannt im Hafen. Als Alles vorbereitet ist, macht Fiesko dem Gianettino die vertrauliche Anzeige, daß er in der Nacht vom 2. Januar 1547 gegen die Korsaren auslaufen werde, er wünsche nicht, daß es Andreas Doria erfahre, da Karl V. mit dem Sultan Waffenstillstand geschlossen. Gianettino, geschmeichelt, einen Fiesko zu protegiren, sagt ihm seine Verschwiegenheit zu.

Den Tag vor dem Losbruch macht Fiesko Visiten, geht

auch zu Gianettino, mit dessen Kindern er spielt, und erinnert letzteren daran, daß er sich nicht wundern werde, wenn es beim Ausschiffen ein wenig laut hergehe. Gianettino giebt das willig zu und ist so ahnungslos, daß, als ihm ein Hauptmann der Stadtwache spät Abends von den Anzeichen einer größeren Bewegung spricht, er diesen kurz und grob zur Ruhe verweist. Inzwischen hat Fiesko bei Assereto dreiunddreißig Edelleute zusammen kommen lassen. Er ladet sie zu einem nächtlichen Feste ein. Man nimmt die Einladung an. Die Wachen in seinem Palast haben Befehl, Jeden herein, aber Niemand hinauszulassen, als die Eingeweihten.

Als die Edelleute erscheinen, sehen sie sich plötzlich in einer mit Waffen angefüllten Halle eingesperrt. Bald darauf tritt Fiesko bewaffnet unter sie. In einer lebhaften Rede schildert er die Schmach der Republik unter Doria's Herrschaft, die schlimmere Schmach, welche noch unter Gianettino bevorsteht. Er legt Dokumente vor, welche meuchlerische Anschläge Gianettino's gegen sein Leben enthüllen. Er stellt den Sturz der Doria's als nothwendig dar und fragt, ob sie ihn in diesem Werk unterstützen wollen. Ein lauter Zuruf erfolgt, nur zwei entschuldigen sich; sie werden der Sicherheit wegen im Palast gefangen gehalten. Die Verschworenen nehmen Waffen. Fiesko geht, um sich von seiner Gemahlin zu verabschieden; sie sinkt ihm zu Füßen und beschwört ihn mit Thränen, von seinem Vorhaben abzustehn. Er erwiedert, daß dies nicht mehr in seiner Wahl

liege, entweder sehe sie ihn nie mehr, oder am folgenden Morgen Genua zu ihren Füßen.

Nun geht's zur That. Voraus rückt Verrina zum Hafen, mit der Galeere Fiesko's die Darsena-Mündung, den Zugang zum Hafen zu besetzen. Der Graf geht mit Truppen in die Stadt. Während sein natürlicher Bruder Cornelio das Thor del Arco nimmt, ziehen die beiden leiblichen Brüder Girolamo und Ottobuono nach dem Thomasthor, wo der Palast Doria lag. Bourgognino nimmt das Darsenathor von außen, innen wird es von Assereto angegriffen. Durch dieses Thor geht Fiesko selbst nach dem Hafen. Ein Kanonenschuß zeigt an, daß Verrina die Einnahme des Hafens vollendet hat. Der Aufruhr in der Stadt wird allgemein.

Gianettino erwacht, geht zum Thomasthor, ruft die Wache an. Die Verschworenen lassen ihn ganz nahe kommen und von vielen Eisen zugleich durchbohrt, sinkt er todt zur Erde. Jetzt soll es an den Mord des 78jährigen Andreas gehen, doch der Alte entkommt, denn die ganze Bewegung ist plötzlich wie gelähmt durch das unerklärliche Verschwinden des Führers. Fiesko ist nirgends zu erblicken. Eben im Hafen angelangt, als der Kanonenschuß von seiner Galeere erscholl, hört er Lärm auf dem Admiralschiff Dorias, das eben von den Seinen besetzt war. Er eilt dorthin, ohne Begleiter, will über eine Planke auf das Schiff schreiten, das Schiff wendet, die Planke rutscht ab und, in der Finsterniß unbemerkt in das Hafenwasser versinkend,

von seiner schweren Rüstung in den Schlamm hinabgezwungen, ertrinkt Fiesko in demselben Augenblick, als Gianettino am Thomasthor verblutet.

Das Gerücht seines Verschwindens geht durch die Stadt. Dem Senat, der sich im Regierungspalast zu sammeln gesucht, giebt es Muth, den Verschworenen nimmt es alle Fassung. Der Senat bietet dem Girolamo Amnestie für alle Verschworenen. Ottobuono, Verrina, Calcagno, Sacco segeln sofort nach Marseille. Schon am andern Morgen nach der nächtlichen That wird Andreas Doria wieder in die Stadt geholt und am vierten Tag Fiesko's Leichnam im Hafen aufgefunden.*)

Diese Geschichte war der historische Stoff, den Schiller vorfand. Als historischer hatte er nicht die Bedeutung, wie z. B. ein Luther, ein Hutten, die Helden moderner Bewegungen des Gedankens. Denn was ist uns Fiesko? was der Sturm in diesem Wasserglase? Aber der Stoff bot zwei Handhaben, einmal in dem „großen Verbrecher" Fiesko einen dramatischen Helden, der sich in einer spannenden Handlung entwickeln konnte, und zweitens ein politisches Spiegelbild der deutschen Zustände, klar genug, um Sympathien zu erwecken. Es war also hier der Weg einzuschlagen, den Shakspere etwa im Coriolan gegangen war; ähnliche Freiheiten in der Auffassung der Partheien waren zu wagen,

---

*) Vergl. die treffliche Darlegung von A. Schöll in den Weim. Jahrb. I. Band. S. 134.

kurz der historische Gehalt des Stoffs war gegen den politisch-dramatischen aufzugeben.

Sprechen wir zuerst von dem politischen Spiegelbilde, von dem Abdruck der Zeit und des Jahrhunderts. Die bestehende Macht in Deutschland hatte viel Aehnlichkeit mit der zweiköpfigen Herrschaft in Genua. Die Andreas Doria's mit liberalen Tendenzen saßen in Friedrich II. und Joseph II. auf dem Thron und hielten von einer Revolution zurück, während die Gianettino's, die zu einer deutschen Revolution berechtigten, sich noch schärfer durch Schandthaten zeichneten, als der Italiener. Hier brauchte der Dichter nur noch einige Linien hinzuzufügen: den leichtsinnigen Verrath des kleinen Vaterländchens um einen Harem und gute Schüsseln, den Eingriff in das Heiligthum der Familie. O es ließe sich viel darüber sagen, wie genial es von Schiller war, die Emilia Galotti, das selbständige Familiendrama, als Motiv einer politischen Erhebung in sein politisches Stück mit aufzunehmen. Der Leser mag sich die Nothwendigkeit und die Größe solchen Fortschritts selbst entwickeln. Genug, die bestehende Macht im Fiesko ist ein treues Bild der deutschen Fürstenmacht. Die deutsche Leibwache, welche für Fürsten zu fechten weiß, ist nicht von ungefähr, wiewohl unhistorisch in das Stück hineingerathen.

Solcher bestehenden Macht gegenüber gährte in Deutschland ein idealer Republikanismus, welcher der regierenden Kabinetspolitik die Menschenrechte, der Bevormundung die Freiheit und Souveränetät des Volks gegenüber hielt. Aber

dieser Republikanismus blieb aus guten Gründen nur im Kopfe und in den Dichtungen der Stürmer und Dränger, und vielleicht war Forster der einzige Mann in ganz Deutschland, in welchem er unvermischt mit andern Motiven und ungebrochen durch Rücksichten auf das Bestehende zur That wurde. Eine solche Gestalt, stahlfest, dem Prinzip mit allen Nerven dahingegeben, dichtete Schiller im Verrina und arbeitete sie mit sicherem Takte aus dem Manne der genuesischen Popolarenparthei heraus; ihre historische Wahrscheinlichkeit, wenn sie bei solcher Behandlung der Geschichte in Betracht kommt, läßt sich aus der Gestalt eines Doria erweisen, welcher doch, offenbar einem Prinzip zu Liebe, lieber als Bürger Genua's, denn als Doge in der Vaterstadt leben wollte.

Hiermit sind die Grenzen gegeben, innerhalb welcher der Dichter seine Charaktertragödie aufbaute.

Er fand im Fiesko ein Genie, mit Cäsarischer Sucht nach Größe, aber nicht von der graden offnen Art großer Heroen, sondern gewandt in der Verstellung, einen Virtuosen der List, zur Intrigue prädestinirt durch die ganze Lage seiner Vaterstadt, geliebt von seiner Gemahlin, mit glänzenden persönlichen Eigenschaften. Indem er diesen historischen Keim ausbildete, schuf der Dichter in seinem Fiesko einen Charakter, der fremde Größe zu erkennen, die sittliche Schönheit der Freiheit zu empfinden vermag, und diesen Fiesko rüstet er aus mit dem verwegensten Können. Die Lust an diesem Können lockt seinen Helden auf die Wege

der politischen Kabale, wo der Zweck alle Mittel, selbst den Meuchelmord, heiligt. Fiesko hat seine schwachen Stunden, wie Macbeth, denn er ist jung und ist menschlich erregbar, aber er stößt in dem Gewissenskampf einer Nacht das einzige Motiv aus dem Wege, das seine Revolution berechtigen konnte, er beschließt, den Genuesern nicht Freiheit, sondern in sich selbst einen neuen Herrscher zu geben. Er belügt so die reinen Zwecke der Verschwörung und nutzt sie, mit gesteigerter Lust an seiner schlauen Rechnung, zu seinen egoistischen Zwecken. Der Uebermuth macht ihn unbesonnen. Tolldreist entläßt er seinen gefährlichsten Helfershelfer, spielt — er kann Alles — den Großmüthigen, verräth seine Absicht dem Doria; immer sicher, doch sein künstliches Spiel zu gewinnen, nicht gewarnt von den rührenden Bitten, nicht durch den Tod seiner Gemahlin, der ihn erschüttert, aufgehalten, greift er nach dem Purpur. Aber schon lauert das verrathene berechtigte Revolutions-Prinzip in Verrina's Gestalt auf den kühnen Virtuosen der Intrigue. Nichts fruchtet ihm, dem entlarvten falschen Spieler, der Vorsatz, wenn auch nichts durch das Volk, doch Alles für das Vplk zu thun. Er muß fallen, fallen durch den Mann des Prinzips, der lieber unter dem Bestehenden fortleiden, als seine Freiheit und sein Recht durch die Hand eines noch so genialen Despoten geschenkt bekommen will.

Auch dieser letztere Zug wie grunddeutsch! So konnte der Dichter mit Recht sein Trauerspiel ein republikanisches nennen. Denn der Republikanismus Verrina's war das

Maß, nach welchem in dem Drama gemessen wurde, die Forderung, die sich nach ihrem Mißlingen auf der Erde wieder in die Wolken erhob, um als Ideal der Zukunft fortzuleben. In dem bloßen Sein solcher Idee, verbürgt durch die Handlung und den Charakter eines einzigen Mannes, liegt die vollgültige Versöhnung der modernen Tragödie. Keine Wahrheit kann untergehn.

Es ist klar, daß eine solche Aufgabe, wie die eben geschilderte, große Schwierigkeiten darbot. „Wenn es wahr ist, sagt der Dichter in seiner Vorrede, daß nur Empfindung Empfindung weckt, so müßte, deucht mich, der politische Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne seyn, in welchem er den Menschen hintansetzen muß, um der politische Held zu seyn. Es stand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Gluth einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeisterung herrscht u. s. w." So weit hatte den Dichter die Ablehnung Dalberg's in jenen traurigen Tagen von Oggersheim entmuthigt, daß er die lebendige Gluth, die wir am Fiesko mehr als an irgend einem andern Produkt Schiller's bewundern, vermissen konnte. Hat er nicht den großen Verbrecher, wie Karl Moor, mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft durch die Liebe Leonorens, dieses zärtlichsten Frauengeschöpfes, dieser so trefflich zu dem eitlen Fiesko stimmenden Anbeterin ihres Mannes, dieser schmeichelndsten Pflegerin seines Ehrgeizes? Welche Künstlerweisheit, oder will man es lieber blindes Genie nennen in der Zusammenstellung und gegenseitigen Ergän-

zung dieser beiden Charaktere! Und welche geniale Abkürzung und welche sprechende Verständlichkeit gab er den weitläuftigen und langweiligen politischen Spinnefäden durch die einzige, Shakspere's ganz würdige Figur des Mohren? Ich will nicht die bekannten Ausstellungen, welche an der Rolle der Julia gemacht sind, wiederholen. Sie sind in der That unwesentlich gegen einen Fehler, welcher im Eingang der Komposition liegt, einen Fehler, den Shakspere immer vermeidet, indem er den Zuschauer sogleich in das innerste Wollen seiner Helden hineinsehen läßt. Schiller läßt, zwei Andeutungen ausgenommen, einen ganzen Akt hindurch über die Ziele seines Fiesko ebensosehr den Zuschauer in Zweifel, als diejenigen, welche seinen Helden umgeben. Daraus haben sich denn Mißverständnisse ergeben, als ob Fiesko nur einen Augenblick wirklich die Julia liebe.

Soll ich gegen diesen technischen Fehler die großen Vorzüge des Stücks in die Wagschale werfen, so möchten diese Blätter bei weitem nicht ausreichen. Hier sind in Fülle jene ächt dramatischen Szenen, die Vischer an Schiller rühmt, bei denen sich jeder Nerv im Theater zu athemloser Erwartung spannt, hier die großen Striche der Gruppirung, die den massenhaften Stoff in deutliche Glieder theilen, hier selbst die scharfe Charakteristik, welche den in diesem Punkte so verwöhnten Realisten, den Engländern, imponirte, und Carlyle zu der beredtesten Bewunderung fortriß. Und doch hat man gemeint, im Charakter des Fiesko habe der Dichter blos sich dargestellt, und der künstlerische Werth des

Stückes sei geschmälert durch Schiller's Absicht, hier eine Polemik gegen die Weltzustände, oder durch seine Weise ein Selbstbekenntniß zu liefern? Eine Polemik gegen die Weltzustände? Als ob Timon, Lear, Hamlet, Romeo, als ob nicht jeder tragische Spiegel der Welt eine Polemik gegen die Welt wäre! Ein Selbstbekenntniß? Als ob nicht alle Stücke, selbst Shakspere's, ein einziges großes Selbstbekenntniß wären, und als ob die dramatische Handlung, welche ich im Fiesko blos nach ihren allgemeinsten Zügen zu charakterisiren unternommen, nicht leidlich hinreichend wäre, uns vor dem künstlerischen Verstande Schiller's, vor seiner darstellenden und symbolisirenden Kraft so viel Achtung einzuflößen, daß wir uns einmal wieder zum unbefangenen Aufnehmen und Verständniß seiner Kunstschöpfungen herablassen.

Aber die Sprache, wendet Jemand ein, dieses gespreizte Pathos, diese Phraseologie der Uebertreibung! Wie hoch steht Goethe in seinen Jugendprodukten hier über Schiller!

Man gestatte mir, hier eine Antwort zu geben, welche die gesammten Jugenddramen Schiller's mit umfaßt. Der geborne dramatische Dichter ist, so zu sagen, ein vielfacher Schauspieler. Und wenn er, wie der Knabe Fritz Schiller, für Stühle schreibt, für Zuschauer schreibt er. Man beobachte alle anfangenden Schauspieler, ja selbst Dilettanten, wenn sie tragisch spielen. Der Anfänger ist hochpathetisch, weil das Erhabene, was ihn erfüllt, sich ohne künstlerische Ver-

theilung ganz in das Einzelne, ganz in den Ton, in die Geberde wirft, überall will er den Zuschauer packen und er wird übertrieben. Der Anfänger ist steif, auch wenn sein Körper noch so gelenkig im Tanzsaal ist, auch wenn er seine Rolle kann, er ist steif aus Unfreiheit, weil er sich scharf beobachtet weiß, weil er in jedem Augenblick gefallen will oder Mißfallen fürchtet. So erarbeitet sich der tragische Schauspieler die Natürlichkeit, die Einfachheit viel langsamer, als jeder andere Künstler.

Die Schauspielkunst ist ihrer Natur nach ein Aufgeben der Naivetät, indem sie scheinen und gefallen will. Ganz folgerecht theilt diese Eigenschaft die Tragödie, und ihr Anfang ist daher überall die unmotivirte Erhabenheit des Ausdrucks, das ist Bombast, Gespreiztheit, falsches Pathos. Belege dazu bietet Aeschylus, die altenglische Bühne und vor Allem die ersten Dramen Shakspere's, Titus Andronikus, Heinrich VI., selbst noch Romeo und Julie. Man braucht, um die dramatische Sprache des jugendlichen Schiller zu erklären, nicht einmal die Akademie und sein Schwabenthum, wie dies von A. Schöll aufs geistvollste geschehen ist, herbeizuziehen, denn die Stürmer und Dränger von dramatischem Talent, wie Klinger und Leisewitz, haben ohne jene Bedingungen Aehnliches geleistet. Aber gewiß hätte man längst an diesem Bombast Schiller's, anstatt ihn gegen Goethe's einfach epische Kraft herabzusetzen, den Dichter des Erhabenen, den geborenen Tragiker, ja den eigentlichen Erneuerer des modernen Drama's wittern können; nur mit dem

starken Gefühl, mit der Sucht nach dem Erhabenen, welches diesen Bombast erzeugte, nur mit diesem Zuviel — denn der Fehler des Genies ist die Hülse seiner Kraft — war die Kühnheit der Konzeption, die glühende Leidenschaft, die Spannung, die Geistersprache des Ideals und der Heroen zu erreichen, ohne welche kein Tragiker gedacht werden kann.

Die Jugendlichkeit der Muse, welche solchen Mangel des Fiesko erzeugt, hat zugleich einen Reiz, der schwerlich in einem der späteren, formvolleren Dramen Schiller's sich wiederfindet. Keins derselben kommt an Sehnen und Knochen, an athletischer Beweglichkeit, an Unmittelbarkeit des Ausdrucks, an reichem Umkreis der Handlung in Anfang, Mitte und Ende, bei dem Maß von fünf nicht übermäßig langen Akten dem Fiesko gleich. Die Szenen brechen nicht unbefriedigend ab und rücken oft mit bewunderungswürdiger Kunst schnell zu einem großen Hauptschlage zusammen. Die Schule Shakspere's und seines Schülers Lessing ist hier mit ganz anderem Erfolge von dem Dramatiker aufgenommen, als von Goethe in seinem Götz, und diejenigen, welche den Fortschritt des Künstlers nicht anders aufzuweisen wissen, als in dem Herabsetzen seiner früheren Werke gegen seine späteren, der Knospe gegen die Blume, möchten doch vergebens in einem Wallenstein „das Pittoreske in der Szenen-Anlage, den muntern Rhythmus in der Handlungsfolge", oder in Maria Stuart „die Ironie, die neben das Pathetische das Komische stellt", und alle die Mittel einer kecken und drastischen Versinnlichung aufzufinden wissen, welche

Schöll in seiner Rezension des Fiesko mit wahrem Verständniß für dramatische Technik hervorhebt.*)

Wenn in geschichtlichen Dingen eine Klage erlaubt wäre, so möchte man versucht sein, zu bedauern, daß dieser große Wurf eine Bühne vorfand, die einen Iffland und Dalberg zu Kunstrichtern hatte. Denn die Umarbeitung, welche der Dichter nach der Anweisung dieser Kritik mit seinem grandiosen Werke vornahm, ist nichts als ein trauriger Abfall von seinem Ideal, und machte die politische Charaktertragödie zu einem heroischen Spektakelstück. Hoffmeister freilich sah hier nach der beliebten Manier, alle Produkte in den Teig einer künstlich gemachten Fortentwickelung des Dichters zu verkneten, einen Fortschritt im Bewußtsein Schiller's. „Früher, sagt er, war die Tendenz durchaus niederreißend, revolutionär, hier ist sie aufbauend, konstitutionell.“ Ihm ist der Fiesko des Theaters ein Vorläufer des Marquis Posa. Wieviel richtiger urtheilt der einfache Streicher, daß mit diesen Veränderungen dem Verstand und der Wahrheit der härteste Schlag versetzt werden mußte. Ja, dieser Schlag ward sogar von dem fieberkranken Dichter in der pomphaften Ankündigung wiederholt, welche der Theaterzettel wiederum auf Dalberg's Wunsch dem Stücke voraussandte. Der Dichter vertheidigt sich, daß er jetzt seiner eigenen ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt. „Es mag nun sein,

---

*) Weimar. Jahrb. I, 162.

fährt er fort, daß ich zu der Zeit, wo ich jenen entwarf, gewissenhafter und verzagter gewesen, — vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinanderlöst, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich genießen muß, und reizender ist es nun doch, mit dem großen Mann in die Wette zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen."

Reizender? So hatte ja Herr Thomas Recht, der in seiner Verarbeitung der Räuber den Karl Moor am Leben ließ. Es lohnt kaum der leichten Mühe, die Entstellung im Einzelnen nachzuweisen, deren sich Schiller der Bühne zu Gefallen an seinem großen Werke schuldig gemacht hat. Die Hauptänderung besteht darin, daß, nachdem Fiesko's Revolution gelungen ist, nachdem die Genueser ihn zum Herzog ausgerufen haben, nachdem Verrina an diesem prinziplosen Volk verzweifelt, Fiesko das Szepter plötzlich zerbricht und uns mit der Erklärung überrascht, nichts sein zu wollen, als Genua's glücklichster Bürger. Dazu paßt natürlich die ganze Anlage des Charakters nicht, nicht solch ein Selbstgespräch Fiesko's, wie im Akt III. Szene 5: „Schlugen sie nicht um gegen das Wörtchen Subordination, wie die Raupe gegen die Nadel? Aber es ist zu spät, Republikaner." Dann ist auch Verrina ganz überflüssig, denn Fiesko überverrina't den Verrina, dann passen auch die herzogsüchtigen Genueser nicht in das Stück, denn was soll diesem Volke die geschenkte Freiheit? Der Tadel

des Theaters hatte besonders die Rolle der Julia getroffen, die zwar stark ins Bronzene kolorirt, doch in dem gedruckten Fiesko trefflich den Uebermuth des „tückischen" Helden, seine Verstellung und endlich durch die Beschimpfungsszene seine Liebe zu Leonoren und seine unersättliche Lust am Triumph ins Spiel setzte. Hier milderte der Dichter und verdarb damit die Intention, um derenwillen Julia geschaffen war. Eine noch schlimmere Milderung ließ er in Bezug auf Gianettino's Gewaltthat gegen Bertha eintreten. Seit Lukreziens Tagen schlug diese Gewaltthat stark genug an das menschliche Herz, um es zur Empörung zu entflammen. Diese That gab dem republikanischen Prinzip Verrina's eine für alle Zuschauer verständliche Schnellkraft. In der Bearbeitung dagegen wird Bertha gewaltsam überfallen und entführt, aber der Dichter läßt uns drei Szenen hindurch über das Maß ihrer Schande in Zweifel, bis wir endlich erfahren, sie sei vor dem Aeußersten bewahrt worden. Dann hat natürlich die fürchterliche Einsperrung und der Fluch, unter den Verrina sie stellt, keinen Sinn. Ferner blieb Eleonore am Leben und damit fielen höchst wirksame Szenen weg.*)

---

*) Boas Nachtr. III, 47 ff. Hoffmeister Supplemente I, 233 ff. Die erste Szene im fünften Akt (Bertha im Gewölbe) hat Körner als Variante mit in die Werke Schiller's aufgenommen und dabei bemerkt, daß sie für die Leipziger Aufführung gedichtet sei. Er kannte also schwerlich das Mannheimer Bühnenmanuskript, in welchem sie bereits stand.

In dieser so verkümmerten Gestalt ward der Fiesko am 11. Januar mit großer Zurüstung aufgeführt. Boek spielte den Fiesko, Iffland den Verrina, Karoline Ziegler, damals achtzehnjährig, die Leonore. Sie war, wie die Heldin, blaß und schmächtig, fein und empfindsam, sehr anziehend, aber weniger blendend, und brachte diese wunderbare Mischung von Zärtlichkeit, Schwärmerei und Grazie aufs bezauberndste zur Erscheinung. Der Mohr, seitdem eine mit Recht beliebte Aufgabe aller Charakterspieler, war in Toskani's Händen. Einzelne Szenen fanden rauschenden Beifall. „Aber, erzählt Streicher, für das Ganze konnte sich die Mehrzahl nicht erwärmen, denn eine Verschwörung in den damals so ruhigen Zeiten war zu fremdartig, der Gang der Handlung viel zu regelmäßig, und, was vorzüglich erkältete, war, daß man ähnliche Erschütterungen wie bei den Räubern erwartet hatte.“ Das heißt, man hatte eine Tragödie erwartet, einen kühnen Verbrecher, und bekam nun statt dessen die plötzliche Tugend eines Menschen anzustaunen, den man fast das ganze Stück hindurch einer solchen Tugend für unfähig gehalten hatte. Am 18. Januar ward die Vorstellung wiederholt, diesmal mit größerem Erfolg, da der geniale Beil die Rolle des Mohren mit außerordentlichem Glück übernahm. So erhielt sich das Stück auf dem Repertoir. Die Presse nahm den Fiesko sehr lau auf. Das Pfälzische Museum, welches über die Räuber eine lange Kritik gebracht hatte, erwähnte des neuen Drama's mit keiner Silbe.

In Wien ward der Fiesko am 25. Januar 1784 im Kärnthner Thor aufgeführt. In Berlin machte sich Plümicke wieder an eine Bearbeitung, welche sich, es ist nicht zu leugnen, dadurch vor der Schiller'schen auszeichnet, daß sie den tragischen Schluß bestehen läßt. Bei Plümicke will Verrina den Helden erstechen, Fiesko kommt ihm zuvor, und, über den Tod der Leonore verzweifelnd, durchbohrt er sich selbst. Ohne Frage trug diese gar nicht so ungeschickte Erfüllung des tragischen Gerichts zu dem ganz außerordentlichen Enthusiasmus bei, welchen diese Vorstellung in Berlin errang. Aber mit welcher Meisterschaft wußte auch der jetzt hier engagirte Fleck mit seiner feurigen Kraft, seinem schlanken, geschmeidigen Körper, seinen schwarzen Augen, vor Allem mit den großen Kontouren seines Spiels der Gestalt des Helden das glühendste Leben einzuhauchen. Ebenso waren Frau Döbbelin als Leonore, Demoiselle Witthöft als Bertha vortrefflich. So wurde das Stück am 8. März 1784 gegeben, und die Wiederholungen am 11., 13., 16., 20., 24., 28. März vermochten nicht die Begeisterung des Berliner Publikums zu sättigen. Lebten doch in diesem Publikum noch die Erinnerungen an eine große Zeit und die vergötternde Verehrung für ein Herrschergenie, das mit den besten Eigenschaften des Andreas die tiefe Schlauheit, die überraschende Kraftentfaltung des Fiesko verband. Auf solche Zuschauer mindestens hatte der Dichter gerechnet. „Den Fiesko, schreibt Schiller an Reinwald aus Mannheim (5. Mai), verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist

hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römisch Blut. Aber zu Berlin wurde er vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie."

Das deutsche Publikum wußte den wahren Fiesko zu würdigen. Schon 1784 und 1788 erschienen neue Auflagen in der Schwan'schen Buchhandlung, die Nachdrücke nicht zu rechnen, und die Plümicke'sche Bearbeitung, welche in Berlin 1784 erschien und 1792 und 1796 neu aufgelegt ward. Unter den Uebersetzungen mag hier eine englische von G. H. N. (Noehden) und E. J. St. (Stoddard), London 1796, die italienische von A. Bazzani, Wien 1841, und die französische von La Martelière 1799, genannt werden.

Die schönste Anerkennung wurde dem republikanischen Trauerspiel durch einen Fürsten, dem mehr als irgend einem Anderen die inneren Kämpfe der Herrscherkraft und das politische Abbild der Zeit im Fiesko zu Herzen sprechen mußten: Joseph II. war so für das Drama eingenommen, daß er es 1787 eigenhändig für die Darstellung auf seinem Theater einrichtete.

III.

Kabale und Liebe.

Nach Berlin, nach dem Norden zog es Schiller schon längst mit einer geheimen Gewalt. Seinem ernsten und großen Ideal war das rheinische Pfälzerblut zu leicht. Wenn es sich auch in einigen Köpfen rasch zur Aufklärung entflammte, so nahm es ebenso schnell alle Krankheiten neuer romanischer Ansteckung auf, und die alte unheilvolle der konfessionellen Beschränktheit wich keinem Heilmittel, welches der kunstliebende Karl Theodor seinem Volke verschrieb. Von oben herab war in der Zeit seiner Residenz Alles geschehen, um die an der großen Verkehrsader des westlichen Deutschlands liegende Stadt zu einem angenehmen Aufenthalt, zu einem jener Wohnsitze des Geistes zu machen, welche sich die immer zirkulirende deutsche Bildung bei dem Mangel einer großen Hauptstadt vorübergehend zu schaffen pflegte. In der erlesenen Sammlung von Antikenabgüssen hatte Lessing sinnend vor dem Laokoon gestanden und geäußert, daß hier der Archäolog mit mehr Frucht an den Kopien, als im Vatikan an den schlechtaufgestellten Originalen studiren könne. Kupferstiche, Gemälde, vortreffliche Teleskope, ein erlesenes Naturalien- und Alterthümerkabinet, eine der schönsten Büchersammlungen, dem allgemeinen Gebrauche geöffnet, das

Schauspiel, welches neben den materiellen Vortheilen des Hoftheaters zugleich alle geistige Freiheit einer selbständigen, rein künstlerischen Bühne genoß*), waren ebenso viel Zeugnisse für die Liberalität des Kurfürsten, wie die ökonomische und vor allem die kurpfälzische deutsche Gesellschaft für seinen vaterländischen Sinn.

Diese Gesellschaft, die nach dem Vorgange unzähliger anderer in Leipzig, Halle, Greifswald ꝛc. gegründet war, hatte, wie es in ihrem Stiftungsbriefe heißt, den Zweck: „Kunst und Wissen in die Mutttersprache zu verweben und jedem getreuen Pfälzer verständlich und eigen zu machen.“ Sie war jetzt im einundzwanzigsten Jahre ihres Bestehens und vereinigte in sich alle besseren Köpfe der Pfalz. Jedes Jahr ward ein Preis von 50 Dukaten für die Lösung einer Aufgabe ausgeschrieben, welche ebenso oft in einem vaterländischen Drama, als in geschichtlichen, statistischen oder philologischen Fragen bestand. Die Vorträge, welche in ihren jährlichen zwei öffentlichen und den monatlichen geschlossenen Sitzungen gehalten wurden, zum Theil in den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit“, oder auch einzeln, und später von 1787 ab in Jahrbüchern der d. Gesellschaft abgedruckt, zeigen uns neben einem gründlichen Sammelfleiß einen so freien, aller todten Gelehrsamkeit feindlichen Geist der Volkserziehung, daß man sich eine ganz falsche Vorstellung macht, wenn man glaubt, hier sei nur

*) R. Prutz, Vorles. üb. d. Gesch. d. d. Theaters S. 357.

der gelehrte Zopf gepflegt worden. Aufklärung, Natur sind die Stichworte, mit denen der wackere Kirchenrath Mieg, der edle Freiherr von Gemmingen, der Hofrath Lamey, der Ritter A. v. Klein, Professor Kling in ihren Vorlesungen sehr freigebig sind. Der jugendfrische Ton Herder's geht fast durch alle diese Aufsätze, nur der Herr von Dalberg, der Obervorsteher, steht unter diesen Männern in einer unbegreiflichen Fadheit da. *)

Einer solchen Gesellschaft war Schiller's ganzes Streben eng verwandt, und so wurde schon während der Umarbeitung des Fiesko seine Aufnahme eingeleitet. Diese ehrenvolle Aussicht stellte ihm sein neues pfälzisches Vaterland in besserem Lichte dar und erfüllte den Fieberpatienten mit neuem Kraftgefühl. So behandelt er in einem Briefe vom 19. Januar gegen seinen eben verheiratheten Akademiefreund Zumsteeg das unter jungen Männern gern besprochene Thema vom Heirathen zwar mit höchst gefühlvoller Anerkennung der Ehe, „aber, schreibt er, eine Heirath würde mich von der Bahn meines Glückes ablenken. Mein gegenwärtiges Leben taugt unvergleichlich für meine vier und zwanzig Jahre, aber wird es mich auch noch im dreißigsten reizen?" Er stellt sein Verbleiben in der Theaterwelt als sehr problematisch hin, und doch sagt er in demselben Briefe: „ich lebe und webe im Theater."

Am 10. Februar ward er als ordentliches Mitglied

---

*) Siehe seinen Vortrag Rhein. Beitr. 1779. Heft VIII.

der deutschen Gesellschaft aufgenommen. Das Patent, vom 21. Februar ausgestellt, gab ihm neben der damals so sehr gesuchten Ehre eines Titels zugleich den unmittelbaren Schutz des Kurfürstlichen Stifters und damit ein neues Vaterland. Die Sitzungen brachten ihn mit Gelehrten jedes Faches in Verbindung und übten durch den Einblick in die verschiedensten Gegenstände des Wissens jene universelle Anschauung, die den Dichter später auszeichnet.

Er war zugleich fleißig mit der Ueberarbeitung von Luise Millerin beschäftigt. Manches mußte für die Aufführung gestrichen werden. Er stimmte außerdem die hohe Sprache etwas herab, milderte einige Züge, ohne die Anlage, die ihm ziemlich mangelhaft erschien, zu ändern. Manche Auftritte gründeten sich auf Sagen, die damals verbreitet waren. „Der Dichter, erzählt Streicher, glaubte solche hier an den schicklichen Platz stellen zu sollen und gab sich nur Mühe, Alles so einzukleiden, daß weder Ort noch Person leicht zu errathen waren, damit nicht üble Folgen für ihn daraus entstünden." Das heißt doch mit andern Worten, er war Künstler genug, um die Tendenz zu vermeiden.

Am 9. März brachte Iffland sein erstes bürgerliches Drama auf die Bühne. Nach Streicher's Erzählung händigte er Schiller das Stück ein und überließ ihm, es zu taufen. Es erhielt den Titel: „Verbrechen aus Ehrsucht". Es ist im Geschmack der Schröder'schen Stücke gearbeitet und bewegt sich ganz innerhalb der bürgerlichen Sphäre. Der außerordentliche Beifall, den es erhielt, und der nach

Streicher's Urtheil besonders der vortrefflichen Darstellung zuzuschreiben war, machte die Freunde Schiller's nicht wenig besorgt, daß dadurch seine Luise Millerin in Schatten gestellt werden möchte. Diese Besorgniß wurde glänzend gehoben.

Schiller erwiederte Iffland's Artigkeit, indem er ihm seine Luise Millerin ebenfalls zur Durchsicht gab, und Iffland betitelte das Stück „Kabale und Liebe". Für den Theaterzettel war dieser Titel vielleicht wirksam, aber meiner Ansicht nach war Schiller's erster Titel besser.

Die bisherigen Biographen legten an Schiller's Werke überall den kritischen Maßstab. Mit ihrem Begriff von einem vollkommenen Drama traten sie an seine Schöpfungen heran. Da fahren natürlich die Jugenddramen sehr übel. Es liegt eine Ungerechtigkeit in kritisirenden Lebensbeschreibungen dieser Art. Ein Werk kann nach unsern hochgespannten Ansprüchen bedeutende Fehler haben und doch zu seiner Zeit eine sehr bedeutende That gewesen sein. Nirgend ist die Schuldigkeit, einen großen Mann aus der Geschichte heraus zu würdigen, größer, als in seiner Geschichte. Die Bahn, die gebrochen wird, kann man nur schätzen, wenn man das Terrain kennt.

Aber selbst dem, der das Werk, losgelöst von seinem Schöpfer, mit treuem Sinn studirt, wird manche etwas weniger ausmodellirte Muskel wichtig sein, manche Linie groß und bedeutend erscheinen, und für eine einzige geniale Intention eines kraftvollen Geistes wird er hundert wohlciselirte und äußerst richtige und von der Natur abgeschriebene

Produkte dahingeben, die in einem Jahrzehent angebetet und im zweiten vergessen werden. Außerdem ist Kabale und Liebe noch heute auf den Bühnen und wird wahrscheinlich um so tiefer sich einwohnen, je weiter wir uns von jenen Zeiten entfernen. Adolf Stahr hat ganz Recht, das Stück liegt uns nicht zu fern, sondern zu nah, wir sind noch in dem Stoffe selbst befangen. *)

Die dramatische Kunst hat seit dem Durchbrechen des Protestantismus, dessen reinste Motive im germanischen Bürgerthum ruhen, alle Kreise des Lebens, alle Stände in ihren Besitz genommen. Ganz absichtslos geschah dies schon in Shakspere's Schule. Neben den adlig ritterlichen Gestalten eines Romeo und Coriolan, und den fürstlichen eines Hamlet und Lear stehen auch Arden von Feversham, das Trauerspiel in Yorkshire. Mit einer bestimmten Absicht wendete sich in England zuerst der Juwelier Lillo mit bürgerlichem Stoff an die Bürgerklasse. Sein Kaufmann von London ist ganz moralisirende Mordgeschichte. Da ist im Gegensatz zu der französischen Tragödie, deren Muster auch die englische Bühne erobert hatte, baare Prosa in Inhalt und Form. Auch bleibt der thränenreiche Vorgang wesentlich im bürgerlichen Herzen. Natürlich; denn die Gesellschaft in England war durch einen Rechtsstaat gegen den Zusammenstoß der Stände gesichert. Auch dort schwächten sich dann die starken Effekte mit Cumberland zum Sittengemälde und Rührstück ab.

---

*) Oldenburgische Theaterschau I, S. 76.

Begreiflicher Weise mußte diese Gattung in Frankreich und Deutschland noch mehr durchschlagen, als in England, weil durch den Mangel eines gesicherten Rechtsstandes der Druck, den die höheren Klassen auf das Bürgerthum ausübten, in jenen Ländern weit fühlbarer war. Aber Diderot, der in Frankreich diese Gattung des Rührstückes schuf, kam nicht über die moralisirende Tendenz hinaus.

Lessing erst erhob sich zu künstlerischer Behandlung solcher Stoffe. Er erkannte ihren Werth ganz konsequent aus seiner Theorie von Mitleid und Furcht, als er sagte: „Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicher Weise am tiefsten in unsere Seele dringen.“ Er griff mit Miß Sara Sampson in die Tiefen des Familienlebens und ließ, indem er die Handlung auf Leidenschaft und Charakter baute, keine gemeinen, prosaischen Motive in sein Kunstwerk eindringen. Dies war ein ungeheurer Fortschritt. Nach ihm folgte dann O. H. von Gemmingen, welcher 1780 nach dem Vorbilde von Diderot's Hausvater mit seinem deutschen Hausvater noch vor Iffland die Reihe der deutschen Rührstücke eröffnete. Die Richtung setzte sich in Deutschland fest, und die Hamburger Schule, die sich wesentlich auf den aufgeklärten Bürgerstand stützte, sog aus dieser Richtung ihr eigentliches Lebensblut. Aber diese Rührstücke hatten noch etwas Harmloses. Der dritte Stand fing erst an, sich der Quelle seines Druckes und seiner Leiden bewußt zu werden. Tausend Berührungen zwischen Adel und Bürgerthum reizten die gegenseitige

Spannung, und nicht immer konnte das Machtwort eines Friedrich des Großen Recht verschaffen. Im Stillen und offenbar, geahndet und ungeahndet, fielen Gewaltthaten vor, die sich dem Arm der Gerechtigkeit durch Bestechung oder durch den Rang des Verbrechers entzogen. Man braucht nur Hippel's Lebensläufe in aufsteigender Linie zu lesen, um die Wahrheit dieser Worte zuzugeben.

In solchen Zeiten wird das Theater ein Areopag, wird die Bühne zum Tribunal, oder, wie Gervinus sagt: das Theater ist das eigentlich konstitutionelle Gebäude im Reiche der Poesie. Und es ist nicht gleichgültig, daß Schiller's Abhandlung: was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? mit der Aufführung von Kabale und Liebe so nahe zusammentrifft. Hier oder nirgends mußte ihm einem unsittlichen, verfaulten Weltzustand gegenüber das Wort Hamlets, daß das Schauspiel der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten habe, in die weitere Ausführung sich auslegen, daß es der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen habe. Nur war seine Zeit so beschaffen, daß die grellen Züge der Schmach mehr auf die adlige, die Züge der leidenden Tugend mehr auf die bürgerliche Seite fielen. Einen Abdruck dieser Zeit geben, hieß also absichtslos ein schneidendes Rechtsurtheil sprechen. Gemmingens Hausvater, den Schiller kannte und, wie er sagt, ungemein schätzte, bot ihm schwerlich mehr, als einige Charakterschablonen, ein größeres Vorbild hatte er in

Lessing's Emilia. Und nicht umsonst erwähnt er, grollend über die frivole Schaulust, dieses Drama, indem er sagt: „Wenn Odoardo den Stahl noch dampfend von dem Blute des geopferten Kindes zu den Füßen des fürstlichen armen Sünders wirft, dem er seine Mätresse so zugeführt hat, — welcher Fürst giebt (in der Wirklichkeit) dem Vater seine geschändete Tochter wieder? — Glücklich genug, wenn euer Spiel sein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei- oder dreimal stärker schüttelt. Bald schwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg."

Aber Lessing verhüllte allgemein bekannte Vorgänge in italienische Tracht und griff eine Stufe höher. So grund-deutsch sein Stück gedacht ist, so traf es doch nicht den Nerv des dritten Standes. Hier tritt Schiller's geniale That in ihr hellstes Licht. Während er die politische Umwälzung des Fiesko auf einem außerdeutschen Boden spielen lassen mußte, stellte er, was an Gefühl und Wollen in der deutschen Jugend vereinzelt tobte, mit den Räubern in deutscher Gegenwart, und was in den kleinen Vaterländern unter dem Druck einer brutalen Minister- und Mätressenwirthschaft seufzte, in der deutschen Gestalt seiner Luise Millerin dar. Er brachte die beiden Hauptpartheien der Gesellschaft, welche in der französischen Revolution zusammenstießen, auf die Bühne. Und so ist Luise Millerin das erste soziale Drama der gesammten Bühnenliteratur, wie Fiesko das erste politische Drama der deutschen.

Ich kann auch hier nicht auf Alles eingehen, was ein

oft ganz launenhafter Geschmack oder ein oberflächliches Räsonnement gegen das Stück eingewendet haben. Nur gegen zwei Einwände will ich die Sache Schiller's vertheidigen. Sie treffen den Organismus des Stückes und kommen von Jemand, der sich gründlich und liebevoll mit der dramatischen Poesie beschäftigt hat.

Hermann Hettner verwirft in der Oekonomie des Drama's die Intrigue. Er verlangt, daß aus den Charakteren des Helden oder aus den Prinzipien (der Idee) mit Naturnothwendigkeit der verzehrende tragische Funke hervorgelockt werde. Gewiß wird ihm Jeder darin Recht geben. Er wirft deshalb einen tadelnden Seitenblick auf die Räuber und Kabale und Liebe, in welchen Dramen Schiller nicht ohne die Maschinerie eines Bösewichts auskommen könne.

Aber war nicht die Intrigue, der feige, auf krumme Wege sinnende Verstand eine charakteristische Macht der neueren Zeit, des „dintenklecksenden Säkulums"? Der Geist der spekulativen Intrigue, sagt eine tiefblickende Kennerin der Zeit, waltete im vorigen Jahrhundert in der verschiedensten, ja selbst in romantischer Gestalt*). Konnte Schiller ohne dieselbe den Abdruck seines Jahrhunderts geben? Ich will die Räuber von dieser Seite nicht in Schutz nehmen, wiewohl das fluthende, wilde Naturell Karl Moor's immer vom Dichter in den Vordergrund gestellt wird und z. B. ein Charakter, wie Edgar im Lear, durch dieselbe Intrigue gar

*) Charlotte 140.

nicht zum Banditen werden konnte. Aber ist denn in Kabale und Liebe in der That der Nerv des Stücks die Kabale, die Intrigue? Das werde ich später bestreiten.

Ein zweiter Einwand, der mit dem ersten zusammenhängt und wenigstens mittelbar Kabale und Liebe angeht, ist in Hettner's Ansicht enthalten, daß die Widersprüche im sozialen Drama nothwendige, in der menschlichen Natur begründete sein müssen. Dagegen hat schon Vischer in seiner Aesthetik geantwortet, daß man hier nicht allzustrenge sondern könne, was vorübergehendes Vorurtheil und dauernder Widerspruch sei. Und ich setze hinzu, daß, wenn nur sonst in einem bürgerlichen Drama ein organisches Weltbild gegeben ist, die Nothwendigkeit von selbst herausspringt.

Am schlagendsten wird eine Vergleichung des vorliegenden Drama's mit Shakspere's Romeo und Julie darthun, was ich meine. Die Familien Capulet und Montague liegen in Fehde mit einander. Gleichviel, ob aus vernünftigen Gründen, oder nicht. Wir werden zu allen Zeiten begreiflich finden, daß zwei Menschen sich hassen, und was wir von zwei einzelnen Menschen glauben, werden wir von zwei Familien begreifen können. Ein natürlicher Sinn wird sich schwerlich hieran stoßen. Die Sage von zwei feindlichen Familien wird die Menschheit durchklingen, so lange es Menschen giebt. Das genügt, damit der Dichter daran anknüpfen kann. In diesem Zwist steht das Liebespaar wie eine Welt für sich. Der Schwerpunkt liegt hier nicht in den Verhältnissen. Der Charakter der Liebenden ist nicht durch

die Verhältnisse von Anfang an gefärbt und bestimmt, nur ihre Handlungen entwickeln sich an den Verhältnissen.

Ganz anders ist die Sache in Kabale und Liebe. Hier wuchsen die Charaktere von Anfang an in ihrem Stande, im Boden ihrer Verhältnisse. Man sagt, diese Verhältnisse sind brutal, der Standesunterschied ist ein Vorurtheil, welches verschwindet, wir können darin keinen tragischen Gegensatz finden. Ich will nicht untersuchen, ob seit dem König Kophetua und seiner Bettlerin der Standesunterschied nicht eine mitklingende Saite der menschlichen Phantasie geblieben ist und bleiben wird. Wenn uns aber ein in sich zusammenhängender Organismus vorgeführt wird, in welchem diese Vorurtheile nur die nothwendigen Glieder sind, so werden wir uns überzeugen lassen, daß hier durch ein verschlungenes Gewebe von Gewohnheiten und Pflichten auch die besseren Charaktere so gebunden sind, daß sie gar nicht anders handeln können. Was hier das große Publikum unmittelbar stark empfindet, weil es selbst noch die Gewalt dieses Gewebes fühlt und wahrscheinlich noch etliche hundert Jahre fühlen wird, das muß derjenige, der über Vorurtheile dieser Art hinaus ist, sich doch ebenso leicht zusammenreimen können, wie er bereit ist, Antigone zu beweinen, sie, die stirbt, weil sie ihren Bruder begraben hat. Eine ewige Gültigkeit giebt es für kein menschliches Werk, also auch für kein Kunstwerk.

Ich glaube, das Schiller'sche Drama giebt das für eine tragische Entwickelung nothwendige Weltbild mit der

erforderlichen Vollständigkeit, und hiermit ist Alles in Ordnung. Wir haben vor uns auf der einen Seite das Regiment einer Mätresse. Die Geschichte derselben ist zugleich die Vorgeschichte des Hofes und des Dinges, was man damals Staat nannte. Das ist künstlerisch ganz bewundernswürdig. Wir haben einen Minister im Präsidenten, bei welchem sogleich ganze Reihen im Gedächtniß aufstehen: Jud Süß, Montmartin, bis hinunter zu Wöllner und Haugwitz. Genußsucht und Herrschsucht sind die Triebfedern der ganzen Maschine, Intrigue und gefälschte Handschriften die Räder, Stolz und brutale Ueberhebung ihre Politik und ihr Selbstgefühl; die Söhne des Landes werden verkauft, wer nicht mit will, wird niedergeschossen. In dieser Welt fehlt nicht der Punkt auf dem I, nicht das Strumpfband der Prinzeß Amelie, das eine Todfeindschaft zwischen Bock und Kalb verursacht.

Auf der andern Seite zittert das eingeschüchterte, ausgesogene Volk, schon so weit heruntergebracht durch ein ruchloses Polizeisystem, daß es alle Widerstandskraft verloren hat. Es hat noch einen dumpfen Glauben an das edle Herz des Fürsten; Religion ist sein einziger Trost, ein wenig Musik und Romanlesen seine einzige Bildung. Kriecherei und Angst sind die häßlichen Züge, die der Dichter hier nicht vergessen hat; denn Wurm gehört auf diese Seite.

Da paßt Alles zusammen. In solchen Zuständen ist der einzige Heroismus der Selbstmord. In solcher Welt ist der Einzelne an seinen Stand gebunden, und das ist die

tragische Anlage Luisens. Sie lebt mit Angst in der Welt, Angst vor der Liebe zu Ferdinand, vor einem künftigen Gericht, Angst vor unberechenbaren Angriffen auf Leben, Freiheit und Unschuld. Ich will den Charakter nicht weiter ausmalen. Aber es war recht, daß der Dichter sein Drama nach ihr benannte, denn sie ist die tragische Heldin. Ihre ängstliche Frömmigkeit, ihre rührende, freilich so begreifliche Pietät für den Vater, ihre Gebundenheit führt ihr Geschick herbei. Auf Allem, was sie spricht, liegt ein Trauerflor. Diesem Wesen ist jede heroische Freiheit, die eine Julie ziert, mit ihrer bürgerlichen Geburt gemordet, sie ist das zerschlagene Herz des deutschen Volks, nur die Freiheit zu vergehen hat sie, nicht den Muth, glücklich zu sein. Von einem Fehler ist bei ihr nicht die Rede. Ihre Aengstlichkeit, ihre Pietät ist ihre ganze Schuld; ihre Tugend, ihre Liebe zum Vater ihr Verderben. Wer das Bürgerthum, welches von jenen Wunden zu genesen anfängt, gründlich kennt, wird gestehen, daß dieser Charakter von einer erschütternden Wahrheit ist. Gerade die Halbbildung ist hier ein Zug, der nicht fehlen durfte. In solchen Zuständen hört die Naivetät auf.

Ferdinand ist nicht minder seinem Stande verfallen Offizier, auf Karrière angewiesen, ist er trotz seiner auf Akademien eingesogenen revolutionären Ideen Mitwisser von Schandthaten, die sein Vater — ihm zu Liebe will begangen haben. Trotz seiner klaren Einsicht in die Erbärmlichkeit „der Insektenseelen" und die Faulheit der Zustände ist er

durch eine doch immer verzeihliche Rücksicht gegen seinen Vater zum Schweigen verdammt. Ihm ekelt vor seiner Umgebung, aber er kann ihr nicht entfliehen. Ein Asyl ist ihm geblieben, die Liebe. Er hat den Muth, Luisen besitzen zu wollen. „Lass' doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall.“ Aber er findet gleich in der ersten Szene sein Mädchen in dem Gefühl ihres bürgerlichen Standes muthlos, sie hat ihm, erschüttert durch die Reden des Vaters, eben entsagt. Er schilt sie: „Siehst du, Falsche, auf welchem Kaltsinn ich dir begegnen muß.“ Sie zittert vor Ferdinand's Vater, Ferdinand fürchtet nichts, als die Grenzen ihrer Liebe. Und diese Grenze, sie ist vorhanden. Es ist Luisens Scheu vor einem gewaltsamen Bruch mit ihren bürgerlichen Verhältnissen. Diese Scheu, ich möchte sagen, die schöne Feigheit ihrer Seele, erweckt Ferdinand's Mißtrauen, ein Mißtrauen, das sich in dieser Umgebung wahrlich leicht zur Eifersucht entzünden kann. Auch hier trägt Ferdinand den Fluch seines Standes, in welchem das edelste Weib eine Mätresse ist, in welchem nach des Präsidenten Aeußerung selten eine Mariage geschlossen wird, wo nicht wenigstens ein halb Dutzend Gäste das Paradies des Bräutigams geometrisch ermessen kann.

Ich glaube nicht, daß man hier sagen kann: wenn Luise mit ihrem Geliebten entflohen wäre, so war die ganze Tragödie zu Ende. Sie konnte nicht fliehen. Und hier komme ich auf Hettner's ersten Einwand zurück, auf die

Intrigue. Sie war nur die äußere Handhabe für die Katastrophe, die schon in den Verhältnissen und Charakteren lauerte, sie war nur der zeitgemäße Hebel, durch welchen die Charaktere ihre Rollen ausspielen mußten. Die Scheinmacht der Willkür ist die Rechnung, sie rechnet mit Menschenherzen, die Rechner müssen an dem Facit ersticken. Für die künstlerische Wirkung aber ist die Intrigue im bürgerlichen Drama meiner Ansicht nach ein fast ebenso großer Vortheil, als der Humor. Die starken Aufregungen des Gefühls verlangen hier ein zeitweises Ausruhen. Ein Othello ohne Jago wäre unerträglich.

Ist demnach Kabale und Liebe ein fehlerloses Werk? Soviel ich einsehen kann, sind seine Vorzüge von überwindender Gewalt und seine Fehler zum Theil von der Art, die man nicht wegwünscht. Denn wer möchte den Hofmarschall Kalb entbehren? Wer möchte nicht lieber mit Adolf Stahr verlangen, daß der Schauspieler hier sich zusammennehme, daß er aus solcher Phrase, wie: „Gott sei Dank, er wird witzig", einen immer noch begreiflichen Nebenbuhler Ferdinand's herstelle. Und nun der Musikus Miller? Den hätte Shakspere wahrlich nicht besser gemacht, und wer hier an der naiven Schöpferkraft Schiller's zweifelt, der ist ästhetisch ein Todeskandidat. Das Gerede, daß Ferdinand nur Schiller selbst sei, kann man nur damit beantworten, daß im Musikus Miller und seiner Tochter Schiller noch weit mehr er selbst ist. Darum wirkte das Stück so, weil die Ferdinand's und Luisen im Parterre saßen.

In der Ausführung sind Lücken, wie das Genie sie stehen läßt. Zwar ist das Mißtrauen Ferdinand's durch einen großen Zug sehr erklärlich, er selbst wird einen Augenblick in seiner Liebe zu Luisen wankend. Er bewundert Lady Milford, er gesteht es Luisen selbst, welche Gefahr ihrer Liebe drohte. Das ist ein Meisterstrich. Aber der Dichter benutzt ihn nicht. Ebenso durfte Ferdinand nicht ein Fräulein von Ostheim für tugendhaft halten. Sein Glaube mußte so weit erschüttert sein, daß ihm nur das Bürgermädchen eine Ausnahme von der Regel machte. Hofmarschall von Kalb konnte wohl in einer Begegnung mit Ferdinand einige Renommagen ausstreuen, eine pikante Erzählung seiner Abenteuer mit Bürgermädchen hätte bei Ferdinand auch den letzten Halt lockern können. Die Leidenschaft that dann das Uebrige.

Wurm — doch ich muß endlich aufhören. Rötscher und Adolf Stahr haben Alles gethan, ihn zu vertheidigen, indem sie an seine, wenn auch sehr zweideutige Neigung zu Luisen anknüpften.

Das Stück wurde am 15. April aufgeführt. Boek spielte den Präsidenten, Beil den Musikus Miller, Iffland den Wurm, Madame Beck (Koroline Ziegler) die Luise, Heinrich Beck den Ferdinand. Das Paar hatte im Januar endlich die Kabalen der Geistlichkeit überwunden und lebte in den ersten Monaten einer glücklichen Ehe. Hier mischte sich Wirklichkeit und Spiel zu einer ergreifenden Wahrheit Um der Aufführung recht ungestört beiwohnen zu können,

hatte Schiller eine Loge bestanden und seinen Freund Streicher zu sich eingeladen. Dieser erzählt:

„Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten, wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzugs entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein „Es geht gut" gehört.

Der zweite Akt wurde sehr lebhaft und vorzüglich der Schluß desselben mit soviel Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben, sowie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt wurden."

Kabale und Liebe wurde in demselben Frühjahr gedruckt und erschien abermals in der Schwan'schen Hofbuchhandlung. Vor dem bürgerlichen Trauerspiel stand eine

Widmung an Herrn von Dalberg, in welcher die sämmtliche Titulatur des Freiherrn aufs pomphafteste über das Blatt stolzirt und ein „unterthänigst gewidmet" die Schleppe nachträgt. In weiterer Auflage erschien das Stück 1784 unter den „Trauerspielen von Schiller" und einzeln 1785 und 1786 bei Schwan. Bis 1788 erschienen zwei Nachdrucke. Die Kritik ignorirte auch dieses Werk des Genius entweder ganz oder suchte ihm doch einige Federn auszurupfen, wie z. B. Engel's Magazin d. Philos. und schönen Literatur 1785 Heft II. S. 162—165, und die Berliner Lit.= u. Theat.=Ztg. 1784 S. 131 dem Dichter Schuld gaben, die Charaktere aus Gemmingen's Hausvater genommen zu haben. Allerdings hat der Musikus Miller eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Maler Lebok, auch die Milford mit Gräfin Amaldi, aber wo ist im Hausvater der schneidende Konflikt der Zeit, die Tragödie der Verhältnisse? Die Gothaer gelehrte Ztg. vom 29. Mai 1784 brachte eine gutgemeinte Rezension, wahrscheinlich von Reinwald, worin es heißt: „Zwar möchte vielleicht die Prädilektion einiger Leser für seine vorigen Stücke (es geht mit den Schriften öfters, wie mit der Liebe gegen Freunde und Mädchen, wo die erste ebenfalls die stärkste zu sein pflegt) dieses jenen etwas nachsetzen. Aber es hat wirklich herrliche Szenen und die Charaktere sind vortrefflich durchgeführt." Schiller war mit so wohlfeilem Lobe nicht zufrieden und schreibt am 7. Juni an Dalberg: „Meine Kabale und Liebe ist in der Gothaer Zeitung so obenhin rezensirt; gut gemeint, aber ohne alle

Befriedigung für den nach der Sache begierigen Leser." Eine wahrhaft nichtswürdige Rezension erschien in der Berliner Vossischen Zeitung vom 20. Juli 1784, worin es hieß: „Alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase." Noch pöbelhafter war die weitere Ausführung in dieser Zeitung vom 4. Sept. 1784. Der Verfasser dieser Kritik war Karl Philipp Moritz, der uns im zweiten Bande als Schiller's Verehrer wiederbegegnen wird.

Aber die Kritik vermochte das Werk nicht todt zu machen. „Was dieses Stück vor fünfzig Jahren, schreibt der alte Zelter an Goethe, auf mich und sämmtliche Sprudeljugend für elektrische Macht ausgeübt, magst Du Dir denken. Wer nur jener Zeit es nachsehen kann, wird es nicht so sehr herabsetzen, als Moritz that, der freilich Recht hatte (?), doch nicht den Anzug der französischen Revolution ahndete. Es gehört in jene Zeit und ist in so fern ein geschichtliches Stück, voller Kraft und Geist, trotz der niederträchtigen Gesellschaft, die sich darin befehdet." Die Bühnen nahmen das Stück mit größter Zuvorkommenheit auf. Der Musikus Miller ward eine Lieblingsrolle des großen Schröder. Auch in Stuttgart ward es aufgeführt. Hier war man anfangs besorgt gewesen, Schiller's Vater schrieb an den Sohn: „Daß ich ein Exemplar von der neuen Tragödie besitze, habe ich noch Niemandem gesagt. Denn ich darf es gewisser Stellen wegen nicht merken lassen, daß es mir gefallen." Aber der Oberst von Seeger gab dennoch die Erlaubniß zur Aufführung und Schiller's Schwestern

Christiane (Nannette) und Luise wohnten ihr unentgeldlich bei. Die Noblesse indeß, die sich in dem Ganzen getroffen fand, beschwerte sich beim Herzog darüber, der Oberst erhielt einen Verweis und die Wiederholung wurde verboten.

Wir haben auch hier eine englische Uebersetzung Cabal and love von J. J. R. Timaeus, Leipzig 1796, zu erwähnen, und eine zweite unter dem Titel the Minister, a tragedy in 5 A. tr. by Lewis. London 1797. 8.

Ganz besonderes Glück machte Luise Millerin aus erklärlichen Gründen in Italien. Auf dem Teatro diurno in Verona wird noch jetzt wohl zwanzig bis dreißig Mal in jedem Sommer una nuovissima produzione di Schiller, intitolata il Ragiro (eigentlich Rigiro, die Kabale) gegeben. Die Erzählung des Kammerdieners der Lady Milford bleibt fort, der Hofmarschall v. Kalb ist in einen gewöhnlichen Hofbedienten verwandelt. Zum Karneval 1852 ward es sogar unter dem Titel: Luisa Miller. Melodramma tragico in 3 atti di San Cammarrano posto in Musica dal Maestro Giuseppe Verdi, Milano, zur Oper umgewandelt.

In Frankreich fand das bürgerliche Drama während der Revolutions- und Kaiserzeit wenig Anklang. Bis 1821 erschien nur eine Uebersetzung von La Martelière (1799). Die Restauration brachte die Franzosen auf den Standpunkt, wo 1784 die Deutschen standen, Kabale und Liebe wurde von 1821 bis 1847 sieben Mal übersetzt, auch von Alexandre Dumas unter dem Titel Intrigue et Amour. Poissy impr. d'Olivier 1847. 8.

IV.

Eine gute stehende Schaubühne.

Gegen Ende April reisten Iffland und Beil zum Gastspiel nach Frankfurt am Main. Der Theaterdichter begleitete sie. In Frankfurt führte der Schauspieldichter und Schauspieler Großmann die Direktion, ein unruhiger Geist, von literarischer Bildung und Weltmanier, der unter Ekhof's Augen seine Laufbahn begonnen, aber wenig in dem Sinne des Meisters fortgewirkt hatte. Der Kurfürst von Köln hatte ihn zwar mit der für jene Zeit so charakteristischen Weisung an seinen Hof gefesselt, „die Schauspielkunst in seinem Lande zu einer Sittenschule für sein Volk zu erheben". Durch den Tod seines Protektors auf ein unruhiges Wanderleben hingeführt, schweifte Großmann mit seiner Gesellschaft von Frankfurt bis Aachen, selbst bis Pyrmont hin. Schiller hatte somit Gelegenheit, alle Nachtheile einer prinziplosen Theaterwirthschaft kennen zu lernen und mit den Vortheilen einer guten stehenden Bühne zu vergleichen. Die Mannheimer Schule war durch Beil und Iffland aufs glänzendste vertreten. Am 30. April wurde Verbrechen aus Ehrsucht und am 3. Mai zu Ehren des Dichters Kabale und Liebe aufgeführt. Die Rolle des Kammerdieners, welche in Frankfurt bei der ersten Aufführung (am 27. April) ge=

strichen war, wurde wieder eingeschoben, freilich mit Weglassung aller amerikanischen Beziehungen. Eine Nuancirung der politischen Temperatur, die einen deutschen Nationalbühnendichter wohl entmuthigen konnte. Aber zur Entmuthigung Schiller's bedurfte es schlimmerer Dinge.

Eduard Devrient hat in seiner trefflichen Geschichte der deutschen Schauspielkunst sich über Schiller's damalige Einwirkung auf die Bühne dahin ausgesprochen, daß der Dichter die Darstellung nur noch mehr in der maßlosen Weise bestärkt habe, welche mit den Ritterstücken aufgekommen war. „Das zum Bombast neigende Pathos der Räuber und des Fiesko, das Ueberschwengliche und Ueberspannte in den Charakteren, sogar der bürgerlichen Figuren in Kabale und Liebe" sei nicht geeignet gewesen, die Saiten des Ausdrucks zurückzuspannen. Schiller's Anmerkungen für die Darstellung könne man deutlich entnehmen, welcher Art sein persönlicher Einfluß auf die Schauspieler gewesen sei. Es müsse als eine Reaktion der Schauspielkunst gegen die Gewalt der neuen Literaturbewegung, als eine Reaktion im Lessing'schen Geiste zu Gunsten der Regelmäßigkeit und einfachen Menschendarstellung betrachtet werden, daß Iffland gerade jetzt dem bürgerlichen Drama einen Reiz zu geben wußte.

Ob Lessing, wenn er Stücke wie Fiesko und Luise Millerin erlebte, nicht in diesen Dramen mehr seines Geistes erkannt hätte, als in der Iffland'schen Reaktion, ob er, der Julius von Tarent auszeichnete und mit jedem seiner Werke

höhere Ansprüche an Schauspieler und Publikum machte, wenn er zwischen Iffland'scher Nüchternheit und Schiller'scher Trunkenheit zu wählen hatte, sich nicht für die letztere entschieden haben würde, — ich möchte diese Frage auch gegenüber einem so treuen und kompetenten Wortführer der Schauspielkunst bescheidentlich aufzuwerfen wagen. Wahr ist es, einzelne Bühnenweisungen in Schiller's Jugenddramen sind ganz im Sinne der vielen Ausrufungszeichen von Sturm und Drang. Aber er schrieb seine Bühne mit in den Text und mußte es so ausdrucksvoll thun, da die kühnen Situationen eine ganz neue Mimik verlangten. Neben den Mißgriffen, die nur auf der Höhe des Genie's möglich sind, stehen doch auch treffende Fingerzeige, welche vielleicht ein Iffland gleich unfähig war zu denken wie zu spielen. Welch eine Plastik liegt z. B. in der Weisung: „ihm graß nachstierend" oder: „bleibt plötzlich in schrecklicher Erschlaffung stehn." Es ist denn doch immer der Seelenausdruck, den Schiller verlangt, und allein in seinem Uebermaß lagen die Keime zur Bühne der höchsten poetischen Aufgaben, wie sie von Fleck und Ludwig Devrient gelöst wurden.

Und wie scharf spricht sich schon in dem Aufsatz „über das gegenwärtige Theater" der dreiundzwanzigjährige Schiller gegen alles Outriren aus, wie schildert er nach dem Leben die gespreizten Gesten, das naturalistische Verschlucken der Worte, wie bewundert er in einer 1784 für Göcking's Journal geschriebenen Rezension über Iffland's Lear, daß diese Darstellung ein Ganzes sei, daß keine Grimasse, keine Be-

wegung des unbedeutendsten Muskels die andern Lügen strafe. In demselben Sinne schrieb er jetzt von Frankfurt aus an Dalberg: „Ich gestehe, daß mir bei den schrecklichen Aussichten auf meine Lady u. dgl. bange ist, konvulsivische Bewegungen auszustehen, wie ein Verurtheilter." Er theilt von ganzem Herzen die Freude über den Sieg, den das geschlossene Kunstprinzip hier errang, er berichtet, daß Iffland und Beil mit lärmendem Händeklatschen herausgerufen worden. „Wo wir hinkommen, schreibt er an Dalberg, beweist man dem Mannheimer Theater die entschiedenste Achtung." Dem Regisseur Rennschub, welcher in Meyer's Stelle eingerückt war, verkündigt er die materiellen Beschwerden des Triumph's mit den Worten: „wir werden von Fresserei zu Fresserei herumgerissen." Er bleibt indessen nüchtern genug, um manche Bemerkung zu machen, welche er Dalberg mitzutheilen brennt, und sagt: „ich weiß zuverlässig, daß, wenn es möglich wäre, meine Achtung für das Mannheimer Theater zu vergrößern, nichts in der Welt dies mehr bewirken könnte, als mein hiesiger Aufenthalt."

Zu der frohen Erregtheit seines ganzen Wesens trug besonders die Bekanntschaft einer Frau bei, welche durch eine gleiche Begeisterung für die dramatische Kunst unlängst auf die Bühne geführt war, „ein Herz, wie Schiller sie seinem Reinwald (5. Mai) schildert, ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst

nicht findet.“ Es war Sophie Albrecht. Sie war zwei Jahre älter als Schiller. Schon als Kind zeigte sie bei knabenhafter Wildheit treffliche Anlagen, welche ihren Vater, den Professor Baumer in Erfurt, auf den Gedanken brachten, sie studiren zu lassen. Nach seinem frühzeitigen Tode verheirathete sie sich, nur funfzehn Jahre alt, an den Dr. Albrecht und begleitete ihn nach Reval, wohin er als Leibarzt eines reichen Edelmanns ging. Ein unwiderstehlicher Hang und ein lebhaftes dichterisches Gefühl zog sie zum Theater. Nachdem sie in Erfurt ihren ersten Versuch gemacht, debütirte sie auf Großmann's Anregung am 30. Oktober 1783 in Frankfurt mit Erfolg als Lanassa und hielt sich mit ihrem Gatten, den Schiller ebenfalls lieb gewann, noch jetzt dort auf, um ihre Ausbildung zu vollenden. Ihr Bild zeigt uns ein sprechendes Antlitz mit schwärmerisch blickenden Augen, zu denen ein keckes Näschen in reizvollem Kontrast steht. Sie war blond, dabei von leidenschaftlich anziehendem Wesen, welches ebenso sehr, wie ihr Talent und der zarte Umriß ihrer Gestalt, dazu beitrug, sie zu einem vielgefeierten Liebling des Publikums zu erheben. Reinwald, der sie kannte, aber mehr für „reifes Denken“ eingenommen war, antwortete auf Schiller's begeisterte Schilderung: sie empfindet zu viel. Auch ist in ihrem Charakter zu viel Roman und solcher, der mich schreckt, nicht die heftige, unwillkührliche Naturleidenschaft, die endlich vom richtigen Denken glücklich besiegt wird und selbst der Ueberwindung und des heilsamen Joches sich freut, sondern die schwärme=

rische, unnatürliche, unheilbare, die sich und Andere peinigt und deren Ende der Tod ist." Dieses Ende erfolgte, von der Armen, die später von ihrem Gatten geschieden wurde, ungeduldig herbeigefleht, im Spital zu Hamburg 1840, nach einem Leben von 83 Jahren. Wie hätte Schiller mit Reinwald's klaren und nüchternen Augen die Frau betrachten können, die damals in schöner Begeisterung ihm entgegentrat! Wer wird sie anklagen, zu viel oder in unvollkommenen Versen empfunden zu haben, wenn sie in ihren Dichtungen singt:

Schwebe denn auf, mein Lied,
Dem Manne,
Dessen Strahlenglanz meine Seele erquickt,
Töne ihm innigen Dank
Für jeden Schauer,
Den seine unsterblichen Gesänge über mich strömten,
Für die süßen Thränen,
Die ich mit seiner holden Leonore verweinte,
Für das furchtbare, majestätische Grauen,
Das mich durchbebte,
Als ich Karl von Moor
In Missethat und Tugend bewunderte,
Flüstre ihm leise,
Daß ich ihn liebe mit heiligem Feuer 2c.*)

Hier schloß sich eins jener Bündnisse für das Gute und Schöne, welche im Eingang des Kapitels geschildert sind, hier athmete der Dichter in reinerer Atmosphäre und vergaß für einige Tage all die tausend Bedrängnisse, die

---

*) Clemens, Anthologie 2c. S. 7. Hamb. Schriftstellerlexikon.

ihn in Mannheim erwarteten, als er traurig und ohne seine Begleiter dorthin zurückkehren mußte. Denn diese gingen in seine Heimath, nach Stuttgart, wohin er nicht mitgehen konnte. Der Herzog Karl ließ nicht die Werke seines Zöglings den Groll entgelten, welchen er gegen letztern hegte. Iffland und Beil gastirten in den Räubern, errangen auch hier dem Drama einen glänzenden Erfolg und sich selbst die begeistertste Aufnahme. Der alte Schiller beklagte sich sehr bei seinem Sohn, daß Iffland nicht einmal so viel Zeit gefunden habe, auf die Solitude zu kommen.

Während seine kühne Schöpfung ins Vaterland zurückkehrte, saß der verbannte Dichter und brütete, umschwebt von den Eindrücken, die er in Frankfurt empfangen, über einem Plan, die Mannheimer Bühne auch in der Presse würdig zu vertreten. Er glich dabei mehr als jeder Andere dem Mann im Syrerland, der im Brunnen sitzt, wenn man unter dem Drachen, der unten droht, das Fieber, und unter dem Kameel, das oben schreckt, die Stuttgarter Schulden verstehen will. Zwar schwelgte er noch im Andenken an Sophie Albrecht, aber jetzt, getrennt von ihr, empfand er die Oede seiner alten Umgebung, das Bedürfniß, sich mitzutheilen, und gegen wen konnte er dies besser, als gegen seinen alten erprobten Gewissensrath, gegen seinen Reinwald, den auch Albrecht's kannten und schätzten. Es ist wahrlich keine empfindsame Glücksucherei, wenn Schiller im Gedächtniß an eben erhaltene Beweise seines Berufs und im Angesicht der Hemmnisse, die ihn umgaben, nach dem traurigen

Bericht über seine Krankheit im Ausströmen seiner von Gram gedrückten Seele ausruft: „Bester Freund! ich bin hier noch nicht glücklich gewesen, und fast verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Anspruch machen kann. Halten Sie es für kein leeres Geschwätz, wenn ich gestehe, daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein seligster gewesen, der vielleicht nie wieder kommen wird.“ Dieses Glück kam wieder, in Volkstädt, in seiner Ehe. Aus allen seinen Worten, aus der Frage, ob Reinwald noch keinen Gegenstand für sein Herz gefunden, tönt leise die Sehnsucht nach dem Weibe, nach einer menschenwürdigen Existenz. Er klagt über die tausend Bekümmernisse, die widrigen Unbequemlichkeiten seiner Lage, und daß selbst die Entwürfe, diese zu überwinden, ihm unaufhörlich neue Qualen und Sorgen machen. Er hatte es vorgezogen, auf die in seinem Kontrakt bedungenen Theatereinnahmen von seinen Stücken zu verzichten und statt dessen die runde Summe von 200 Gulden als Ersatz anzunehmen. Die Herausgabe seiner Dramen erhöhte diese Einnahme um etwas. „Aber, schreibt er, Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld 600—800 Gulden in Mannheim und vorzüglich im theatralischen Zirkel ist — wie wenig Segen, möcht' ich sagen, in diesem Gelde ist.“ Seine Junggesellenwirthschaft ohne rechte Bedienung, seine Ehrenausgaben, seine schlechte Oekonomie, seine Unberathenheit und Einsamkeit bei vielen Bekanntschaften, Alles dies zwang ihm das Geständniß ab: „Hätte ich Jemand, der mir diesen Theil der Unruhe abnähme, und mit warmer, herzlicher

Theilnehmung sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter sein, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Jetzt bin ich auch auf dem Wege dazu."

Schiller hatte natürlich seine Stuttgarter Schulden, die sich nach Petersens Zeugniß sogar auf 700 Gulden beliefen, noch immer nicht abtragen können. Die Gläubiger hatten bereits begonnen, sich an den Vater zu halten. Der Hauptmann, welcher schon meinte, daß sein Sohn eher Unterstützungen gewähren, als verlangen müsse, da die Familie allein auf die karge Besoldung von 400 Gulden angewiesen war, erschrak nicht wenig, als ihm von der Generalin von Holl eine Schuldverschreibung über 100 Gulden und vom Hauptmann Schade eine desgleichen über 50 Gulden präsentirt wurde. Der brave Mann stand für beide Posten gut, damit der Sohn desto ruhiger arbeiten könne, er versichere sich aber dabei, schreibt er, daß ihn der Sohn nicht zum Nachtheil der Schwestern im Stiche lassen werde. Aber dieser hatte in Stuttgart noch andere, dem Vater verborgene Schulden, und kam bald in solches Gedränge, daß er nur den Hauptmann Schade befriedigen konnte, und dem Vater überlassen mußte, die Holl'sche Schuld durch die kleine Summe zu tilgen, welche zur Aussteuer der Töchter erspart worden.

Begreiflicherweise ermahnte der Vater wieder und wieder den Sohn, zu seinen medizinischen Studien zurückzukehren, ein Theaterdichter sei in Deutschland ein kleines Licht,

seine ersten drei Stücke hätten nicht viel eingebracht und wer wisse, ob nicht die spätern noch gegen diese zurückstehen würden.

Der so gering angeschlagene Theaterdichter ward zwar durch die Besuche von Fremden, die seine Bekanntschaft zu machen wünschten, über seinen Werth ganz anders belehrt, aber so reizend in Gesellschaft dieser neuen Bekannten bald im Park von Schwetzingen, der im vollen Schmuck des Mai's prangte, oder in dem nahen Waldheim die Stunden verflossen, so entscheidend einige dieser Bekanntschaften für sein ganzes Leben wurden, damals raubten sie ihm Zeit und gaben ihm mit ihren Genüssen zugleich seine Krankheit und immer die doppelt erneute Empfindung seiner unglücklichen Lage wieder. So war er Ende Mai von Heidelberg, wohin er sich durch einige Fremde hatte mitziehen lassen, mit seinem „lieben Fieber" wieder zurückgekehrt und lag nun, aus dem schüttelnden Frost in die brennendste Gluth geworfen, von Durst gequält, mit einem von Chinarinde geschwächten Magen danieder. Niemals hatte er seine Gedanken so nöthig als jetzt. Das dritte Stück seines Kontraktes sollte zu Anfang September fertig sein und noch wußte er nicht den Titel desselben. Außerdem mußte er als neues Mitglied der deutschen Gesellschaft endlich einmal mit einem Vortrage debütiren. Denn hauptsächlich auf Veranlassung eben dieses neuen Mitgliedes war die Gesellschaft gerade jetzt im Begriff, einen Schritt zu thun, der ganz in ihrer Tendenz lag. Es sollte ein eignes Journal gegründet

und demselben durch die engste Verbindung mit der Nationalbühne ein frisches, volksthümliches Blut mit auf die Welt gegeben werden. Schiller wollte als Sekretär diese Vermittelung zwischen einem Ausschuß der Gesellschaft und dem Theaterausschuß übernehmen, er hatte Dalberg hierüber Vorschläge gemacht, welche von einer scharfen Kritik des damaligen Zustandes der Gesellschaft begleitet waren. Durch ein Versehen gerieth dies Manuskript unter die zirkulirenden Papiere der Gesellschaft, kam dem Ritter von Klein in die Hände und es gab für Schiller einige beklemmende Augenblicke, in denen er glaubte, es werde daraus für ihn die unangenehme Nothwendigkeit erwachsen, dasjenige der Gesellschaft in voller Sitzung ins Gesicht zu sagen, was ihr durch sein nur für Dalberg bestimmtes Manuskript wider seinen Willen bekannt werden konnte. Diese Befürchtung ward gehoben, indem das Manuskript ohne weitere Folgen wieder in Schiller's Hände kam, aber es stellten sich seinem Plan, der auf eine selbständige Dramaturgie hinauslief, sowohl Seitens der Gesellschaft, welche ihm nur einen dramaturgischen Theil in dem Journal gewähren wollte, als auch von Seiten der Theaterintendanz, große Schwierigkeiten entgegen, welche Schiller vergebens mit der ganzen Macht seiner Beredtsamkeit und einem nicht geringen Aufwand von Zeit und Kräften zu überwinden suchte.

Unter solchen zerstreuenden Arbeiten sank seine Dichterlust und was noch schlimmer war, sein Selbstgefühl, und je mehr die Sommertage ungenützt für neue Produktion

dahinschwanden, um so näher trat ihm der beklemmende Gedanke, er werde die bereits halb vergessenen medizinischen Studien von Neuem aufnehmen müssen, um zu promoviren, und der Muse, die ihn nicht nährte, nur seine freien Augenblicke widmen können.

Aber als ob der Genius des deutschen Volks die Gefahr solchen Verlustes geahnt hätte, ließ er, während die Fürsten schwiegen, in diesen Wirrwarr von Stimmen, welche seinen Liebling hin und herzogen, von unbekanntem Munde plötzlich den Ruf ertönen: Du bist Dichter! Friedrich Schiller, du bist mein Dichter! einen Ruf, der wieder und wieder erklang, so lange seine Seele ihn vernehmen konnte.

In der ersten Woche des Juni erhielt Schiller ein Paket aus Leipzig. Darin war eine kostbare blaßroth-seidene Brieftasche mit kunstvoller Stickerei: eine musikalische Komposition von Amalien's Arie aus den Räubern und vier Portraits von zwei Damen und zwei Herren, mit Silberstift auf Pergament gezeichnet. Enthusiastische Briefe begleiteten die Sendung. Der eine der Herren schrieb: „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten

Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete. Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesammt werth sind, Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen.

Der Mann, der dies schrieb, war Christian Gottfried Körner, die andern Personen seine Braut Minna Stock, deren Schwester Dora und Ludwig Ferdinand Huber. Die Zeichnungen waren von Dora, die Brieftasche von Minna gefertigt.

Schiller war überrascht, erfreut, gehoben. Keine Arzenei der Welt hätte solche Heilkraft für seine Gesundheit haben können, wie diese Freude. Er fühlte sich verstanden, anerkannt. Er richtete sich auf mit erhelltem Antlitz. Mit solchem Beweise in der Hand konnte er sich fortan auf die Besseren des deutschen Publikums berufen, konnte er glauben, daß der dramatische Dichter die Nation aus ihrer Erschlaffung emporreißen könne. Nicht seiner persönlichen Bekanntschaft, nicht der technischen Vollendung seiner Kunst, nur ihrem freien und großen Sinn verdankte er diesen Zuruf.

Wie innig und tief er bewegt war, hören wir von ihm selbst in einem Briefe vom 7. Juni. Seiner Freundin in Bauerbach erzählt er, welch' ein Geschenk er vor einigen Tagen empfangen. „Ein solches Geschenk, schreibt er, ist

mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht noch mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub längst verwest ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß." In der sonnigen Witterung dieser Freude erschlossen sich alle seine Hoffnungen, erschloß sich einmal wieder das nächste natürlichste Verlangen seiner jugendlichen Seele. Er sehnte sich nach gegenwärtiger Mittheilung und Theilnahme, nach einer Brust, an der er Ruhe, Heiterkeit finden könnte; aus den tausend wilden Affekten, die ihn ewig herumzerrten, sehnte er sich nach Maß, nach einem natürlichen Leben, nach häuslichem Glück.

Es mag denjenigen, die sich einen Dichter nicht anders, als nach dem Maße von Karl Moor denken können, sehr philisterhaft erscheinen, daß Schiller nur die natürlichen Empfindungen eines jungen Mannes von vierundzwanzig Jahren hatte und wenige Tage nach einer so glänzenden Anspornung seines Ehrgeizes der Freundin das Geständniß macht, er gehe mit dem Gedanken um, zu heirathen. Aber es ist einmal eine Thatsache. Und er hat jetzt ebenso vernünftige Gründe dafür, als Benedikt in Viel Lärm um

Nichts und Friedrich Schiller an Zumsteeg dagegen. „Sie werden lachen, liebste Freundin, schreibt er, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei, wie vorhin, — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die stille leidenschaftslose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken hervorgebracht." Seine Liebe zu Lotten war noch nicht erloschen. Hier fährt er nun unverhohlen heraus: „Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie, aber gewiß glücklich." Diese Briefkühnheit einer späten Abendstunde verschwand, als er die Zeilen nach einigen Tagen überlas, er erschrickt über seine thörichte Hoffnung. „Doch, fährt er fort, meine Beste, so viel närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen." Hiermit hatte er Lotten eigentlich entsagt.

Unter dem Eindruck der Leipziger Sendung, gehoben zu dem ganzen Bewußtsein seiner dichterischen Macht, ermahnt von Reinwald, auch durch ein Urtheil Gotter's angetrieben, der den Plan zu Don Carlos gesehen und groß befunden hatte, fing er an, bestimmter an eine Weiterführung des angefangenen Dramas zu denken. Auch hielt er am 21. Juni in der deutschen Gesellschaft eine Eintrittsrede über das Thema: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" Sie ist eins von den Dokumenten,

welche der Menschheit angehören. Wo immer die Schaubühne vor den Staat tritt, um wieder in ihre Würde eingesetzt zu werden, diese bill of right wird sie in Händen halten.

Hoffmeister sagt von dieser Abhandlung nach dem gerechtesten Lobe: sie wäre vielleicht unübertrefflich, wenn das Schauspiel nicht allzu strenge in den Dienst der Moral und Belehrung gestellt wäre. Geschieht das wirklich in Schiller? die Schaubühne einmal als moralische Anstalt betrachten, heißt das so viel, als: die Schaubühne ist eine moralische Anstalt? Gehen wir auch hier geschichtlich zu Werke.

Seit Plato sich in seinem Ideal einer Republik gegen die dramatische Poesie ausgesprochen, hatten heidnische Philosophen und christliche Kirchenväter sie verdammt. Nahm auch ein Thomas von Aquinum sie in Schutz, billigte auch Luther auf protestantischer Seite die geistlichen Bürger- und Schuldramen, so führte dagegen ein Prynne in England mit seinem Histriomastix einen Hieb gegen das Schauspiel und seinen königlichen Protektor, daß ihm dafür die Ohren abgeschnitten wurden. In Deutschland traten ehrenwerthe Theologen in Luther's Fußtapfen. Aber selbst die warme Vertheidigung eines Joh. Dürr 1662 schlug doch so wenig durch, daß noch 1753 einem Literaten Uhlich in Frankfurt a. O. das Sakrament verweigert wurde, „weil er einmal Schauspieler gewesen." Und in der Praxis sah es so übel aus, daß die Worte „beten, Gott" nicht auf dem Theater gesprochen werden durften. Körner schreibt, daß in Dresden

Hamlet anstatt „ich meines Theils will beten gehn", sagen mußte: „was mich betrifft, ich will das Meinige thun."

Wie wenig Vertrauen Schiller selbst damals zur Moralität der Schauspieler hatte, geht unter andern aus dem erwähnten Briefe an Reinwald vom 5. Mai hervor, worin es in Bezug auf Sophie Albrecht und ihre Absicht, zur Bühne zu gehen, heißt: „unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Aktrice bestehlen." –

In den wissenschaftlichen Regionen hatte d'Alembert die Bühne ohne sittlichen Nachdruck vertheidigt, Sulzer und Lessing hatten das Thema schon tiefer gefaßt, ja letzterer war eigentlich mit seiner ganzen Person und Geschichte ein lebendiges Wahrzeichen, über welches die Orthodoxen nicht hinwegspringen konnten. Aber diese letztern hatten einen furchtbaren Bundesgenossen an Jean Jacques Rousseau, und es beweist genug für Schiller's Selbstständigkeit, daß er diesem Führer gegenüber, wiewohl er in Bezug auf die Personen fast mit ihm übereinstimmte, die Sache mit ganz klaren Augen ansah. Rousseau verdammte aus abstrakter Vergötterung der Natur und des alten heroischen Zeitalters die feinere Kultur, also auch das moderne Schauspiel. Er behauptete, daß die Unsittlichkeiten der Schauspieler und die Verachtung, in welcher sie standen, nothwendig in ihrer Profession begründet seien. *)

*) Lettre à M. A. d'Alembert.

Hierauf ohne Zweifel beziehen sich folgende Worte in Schiller's Vortrag: „Ueber keine Kunst ist — so viel ich weiß — mehr gesagt und geschrieben worden, als über diese; über keine weniger entschieden. — Der härteste Angriff, den sie erleiden mußte, geschah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war.“ Auf Rousseau's Angriff hat Niemand glänzender und energischer geantwortet als Schiller. Er zählt selbst die Hauptanklagen auf, den Leichtsinn, die Frechheit der Schauspieler, die Frivolität der Stücke. „Man sagt: Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des gesättigten Luxus? Wie oft diese hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels oder Staubleckerein an sehr kleinen Thronen? — Alle diese Ausrufungen sind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzige die Bühne.“

Man darf demnach nicht vergessen, daß wir es hier mit einer Vertheidigung, nicht mit einer erschöpfenden aesthetischen Würdigung zu thun haben. Unserm Dichter war durchaus der Werth der Schaubühne in dem Werth des Dramas enthalten. Er setzt im Eingange das poetische Genie stolz neben das gelehrte, Shakspere's Julius Cäsar neben die Entdeckung Newtons. Aber die Darstellung des Dramas verlangt eine stehende Bühne, verlangt ein Institut, ist eine öffentliche und den Menschen ergreifende. Es ist die Frage, was bedeutet dieses Institut dem Staate? Erfüllt es die Ansprüche, die ein Gesetzgeber an eine öffentliche Anstalt stellt, kann es die Menschen innerhalb ihres Wesens veredeln?

Ich will den Leser nicht der Mühe überheben, diese unübertreffliche Vertheidigung in der strahlenden Waffenrüstung der Schiller'schen Worte einmal wieder zu lesen. Nur darf man sich nicht wundern, daß der Verfasser in diesem glänzenden Plaidoyer allen möglichen Vorzügen nachspürt, die sein Delinquent haben kann. Mit einem Meistergriff faßt er sofort die Religion in ihrer sinnlichen Erscheinung, stellt sie neben die Bühne, erhebt die Gerichtsbarkeit beider im Gegensatz zum weltlichen, zum Staatsgesetz. Aber selbst die Religion bleibt ernst zurück, wo die Schaubühne die Thorheiten der Menschen durch Gelächter heilt. Daß die Bühne Menschen kennen lehrt, nachsichtiger macht, den Großen die Wahrheit zu hören giebt, Alles dies ist ihm nicht genug. Auch Industrie und Erfindungsgeist, sagt er, würden vor dem Schauplatz Feuer fangen und ich glaube, daß Schiller in seinem Seedrama ebenso gut ein Lob des Kompasses anbringen konnte, wie er in Wilhelm Tell die Geschichtsschreibung eines Johannes Müller verewigt. Er wußte sehr wohl, an welchen Wurzeln die idealsten Erscheinungen im Boden stecken müssen, um gesund zu gedeihen.

Aber über die Belebung selbst des Nationalgeistes eilt er dem letzten Ziel seiner Vertheidigung zu, die Schaubühne stellt die Harmonie unserer Kräfte wieder her. Mit andern Worten, sie erfüllt das, was Aristoteles fordert, sie reinigt uns von niedern Affekten, sie ist eine Gymnastik der Seele, eine Versöhnung der Sinnlichkeit und der Vernunft. „Und dann endlich — sagt er — welch ein Triumph für

dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust giebt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein."

Einen Punkt dieser Vertheidigung, der für Gegenwart und Zukunft eine praktische Bedeutung hat, darf ich nachträglich wohl schärfer beleuchten.

In gewissem Sinne und in einem Augenblick gehörte, wie meine Leser wissen, selbst Lessing zu den Gegnern wenigstens des deutschen Schauspiels. Sein Wort: „über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!" dieses Wort hat damals, wie noch jetzt, der Bequemlichkeit trefflich in die Hände gearbeitet. Ich halte dasselbe für ein bloßes Stimmungswort. Lessing schrieb den Nathan trotzdem. Zur Meinung erhoben ist es der Meinung gleich, welche behauptet, einer Nation kann erst Freiheit gegeben werden, wenn sie für die Freiheit reif ist. Es ist die Ansicht des Mannes, welcher nicht ins Wasser gehen wollte, bevor er nicht schwimmen könne. Schiller war weniger ängstlich und

es ist ein denkwürdiges Wort, womit er das deutsche Schauspiel, hoffnungsreicher als Lessing, an den Muth und die sittliche Kraft der Dichter wies und sie zu Fahnenträgern der Volkskraft und des Nationalgefühls erhob. „Wenn in allen unsern Stücken, sagt er, ein Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation.“ Wie kann man so blind sein, dies ableugnen zu wollen! Hat Kotzebue sammt seinen Nachfolgern nicht den Nationalsinn depravirt? Die üblen Wirkungen, die ein Theater auf die Nation hervorbringt, lassen schließen, daß es auch andere hervorbringen kann. So hat die Bühne in der Hamburger Schule die Herrschaft der Franzosen gestürzt und Schiller hat in Carlos, Wallenstein, ja eigentlich in allen Stücken, die nicht Experimente sind, die großen Grundlagen, auf welchen eine Nation ruht, Gedankenfreiheit, individuelle Kraft, Gerechtigkeit, Heldenmuth, politische Freiheit und Einigkeit, so weit es die Bühne irgend vermag, zu erbauen begonnen. Haben Frankreich und England, trotzdem sie Nationen waren, mehr als eine hauptstädtische Bühne gehabt und haben sie jetzt eine Nationalbühne? und sind ihre künstlerischen Früchte, den einzigen Shakspere ausgenommen, dessen Hauptwerke Hamlet, Lear, Othello, Romeo doch wahrlich nichts mit der Nation zu thun haben, mit den unsern zu vergleichen? Sind

ihre Schauspieler mehr als unsere Ekhof, Schröder, Fleck, Devrient gewesen? Die Bühne allein kann nicht eine Nation machen. Aber ihre Mitwirkung ist nicht hoch genug anzuschlagen und an allseitiger Durchdringung des Volksbodens von vielen kleineren Mittelpunkten aus bietet die deutsche Schaubühne bereits in ihrer bisherigen Geschichte ein ganz bewunderswürdiges Beispiel. Es wäre selbst mit den gegenwärtigen Talenten, wie die Vierziger Jahre zeigten, weit mehr zu leisten, wenn diese fest und unbeirrt dem Schiller=schen Ideal nachstrebten, anstatt in einseitige Theorien oder in Spielereien sich zu verlieren.

Die deutsche Gesellschaft sah wohl, welche hervorragende Kapazität in dem neuen Mitgliede ihr zugefallen war und wenn sie auch seine dramaturgische Unternehmung nicht, mit ihrer Tendenz vereinigen konnte, so achtete sie sein Urtheil in wissenschaftlichen Dingen. Das erfuhr er, als zu seiner freudigsten Ueberraschung bei Gelegenheit der diesjährigen Preisbewerbung eine Arbeit seines alten Freundes Petersen „über die Epochen der deutschen Sprache“ einlief, welcher er mit seinem ebenso gerechten als freundschaftlichen Gutachten zwar nicht, wie er anfangs glaubte, den ersten Preis, aber doch ein Accessit von 25 Dukaten zuwandte. Er schrieb dem alten Burschen bei dieser Gelegenheit einen prächtigen Brief, in dem wir auch unter anderm lesen, daß er in Heidelberg zu promoviren gedenkt und seines Einflusses auf Dalberg sehr sicher ist. Schiller ließ nicht ab, nachdem sein Plan mit der dramaturgischen Monatsschrift auf der einen

Seite abgewiesen war, ihn Dalberg unter einer anderen Form zu empfehlen, so daß sich letzterer den schriftlichen Entwurf ausbat, welchen Schiller denn auch am 2. Juli übersandte.

Energischer und populärer angelegt, als Lessing's gescheiterte Dramaturgie, sollte Schiller's Journal der Mannheimer Bühne in ihrer geschichtlichen Entstehung, in ihrer Einrichtung und Verwaltung beleuchten, die erlesenen Stücke, sowie die Tageskost und die Darstellung besprechen, sie sollte in Aufsätzen von Schauspielern und vom Herausgeber in wenigen Jahren das ganze System der Schauspielkunst entfalten und außerdem die nöthigen literarischen Näschereien bieten.

Schiller hatte auch hier die sicherste Intention. Die Mannheimer Schule mit ihrer Lösung von Preisfragen, mit ihrer trefflichen Organisation blieb doch wesentlich in ihren Wirkungen auf den Kreis der dortigen Schauspieler und Kenner beschränkt. Schiller hätte diese vereinzelten Fäden durch die Macht seines aufgehenden Gestirns einem großen Kreise enthusiastischer Leser zugeworfen und hätte in der That hier die Verständigung unter den dramatischen Dichtern, wovon er in seiner Vorlesung sprach, ins Leben gerufen.

Die Monatsschrift sollte auch das Personal der Schauspieler und Schauspielerinnen, ihre Geschichte und die individuelle Kritik über ein jedes Mitglied, ja selbst über den Vorstand enthalten. Dies mochte Dalberg bedenklich erscheinen und als Schiller für die Redaktion 50 Dukaten ver-

langte, lehnte der Intendant das ganze Projekt ab, indem er die Theaterkasse für unfähig erklärte, diese Zahlung zu leisten. Indessen gab Schiller den Plan auch jetzt noch nicht auf und begann eifrig, Materialien zu sammeln.

Das Beste, was der Dichter zur Hebung der Bühne hätte thun können, war ohne Zweifel, Dramen zu schreiben. Aber gerade der Dichter stand hier dem Dramatiker im Wege. Drei Stücke pro Jahr, diese Forderung sah sehr der Ansicht des Direktors im Vorspiel zu Göthe's Faust ähnlich:

Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie.

Dalberg wurde bereits ungeduldig. Hatte er selbst doch Schiller im Don Carlos ein Süjet an die Hand gegeben. Hatte doch Schiller es vortrefflich gefunden. Aber Dalberg vergaß, daß er den Kontrakt mit einem Gesunden gemacht hatte und daß ein Kranker ihn erfüllen sollte. Ja, der Kunstmäcen scheint Schiller selbst durch vielfache gute Rathschläge, die einen Tadel des Fiesko und der Luise Millerin einschlossen, unsicher gemacht zu haben. Denn dieser muß ihm am 7. Juni versichern, daß das neue Stück Don Carlos kein politisches, sondern nur ein Familiengemälde im fürstlichen Hause werde, und daß er Alles vermeiden wolle, was die Empfindung empören könne.

Der Künstler zeigt sich in dem, was er kann, aber der große Künstler in dem, was er nicht kann. „Während er, erzählt Streicher, sich noch in Mannheim mit der Geschichte

Spaniens recht vertraut zu machen suchte, glaubte er es leichter, einen ganz eigenen Plan zu erfinden, der bald diese, bald jene, aber immer eine tragische Entwickelung haben sollte. Endlich glaubte er einen solchen festhalten zu müssen, in welchem die Erscheinung eines Gespenstes die Entscheidung herbeiführte, und beschäftigte sich so gänzlich damit, daß er schon anfing, seine Gedanken niederzuschreiben. Aber er gab den Plan wieder auf, indem es ihm unter der Würde des Drama's und eines wahren Dichters schien, die größte Wirkung einer Schreckgestalt schuldig sein zu sollen. Diese Unentschlossenheit in der Wahl, dieses immerwährende Ausspinnen einer verwickelten Begebenheit ermüdete ihn aber weit mehr, als wenn er die wirkliche Ausarbeitung begonnen hätte.

„Jedoch er konnte nicht anders. Es war seiner Natur ganz entgegen, an irgend etwas nur oberflächlich zu denken. Alles sollte erschöpft, Alles zu Ende gebracht werden. — — Seine Erregbarkeit für dichterische Gegenstände ging in's Unglaubliche. Er war dafür gleichsam eine immer glühende, nur mit leichter Asche bedeckte Kohle. Ein Hauch und sie sprühte Funken. Aber sowie er jede Sache in ihrem ganzen Umfange erfaßte, so sollte sie auch durch Worte nicht nur auf's Deutlichste, sondern auch auf das Schönste dargestellt werden. Daher das Erschöpfende, Volle, Satte und Runde seiner Ausdrücke und Wendungen, welche die Gedanken ebenso wie das Gefühl aufregen und sich dem empfänglichen Gemüth einprägen.“ Treffender konnte Streicher

den Dichter vom Fabrikanten nicht unterscheiden. „Solche Dichter, denen ihre Gaben nur sparsam zugemessen werden, sind um vieles mehr entschlossen. Kaum ist ein Gegenstand gefunden, so wird schon die Feder eingetaucht, damit die Arbeit schnell fertig werde. Schnell werden auch Vortheile damit erreicht, aber

„der Ruhm mit seiner Sternenkrone"

kann nie auf einem solchen Haupte verweilen."

Der Grund für die Trennung, welche zwischen unserem Literaturdrama und dem Bühnenstück besteht und lange bestanden hat, ist darin gesucht worden, daß Dichter wie Molière und Shakspere Schauspieler, und Schiller und Goethe keine Schauspieler waren. Das heißt denn doch die Sache zu äußerlich ansehen. Daß Schiller ein Bühnenstück schreiben konnte, hat er in den Räubern und in Kabale und Liebe bewiesen. Daß er nicht hintereinander zwölf Bühnenstücke schrieb, daraus geht hervor, daß dem deutschen Volksgeist in seiner Tiefe das Schauspiel etwas Anderes ist, als bloße Menschen- und Sitten- und Moraldarstellung, worüber sich Molière in der That nicht hinaushebt, sondern daß dieser Volksgeist seinen ganzen tiefen Gemüths- und Ideeninhalt in der reinsten Form auf der Bühne verkörpern will. Und da ist es nöthig gewesen, daß Dichter und Schauspieler nicht zusammenfielen. Selbst Shakspere aber kann vollends nicht als Beispiel dienen, denn sein Genie ist so unberechenbar, daß es an keine andern Bedingungen geknüpft zu sein scheint, als an die damalige Zeit, die noch die

vollen, ungebrochenen Charakterformen des Mittelalters lebendig darbot. Sheridan, Goldsmith und Andere haben treffliche Lustspiele geschrieben, ohne als Schauspieler für das Bedürfniß der Bühne zu fabriziren. Alle aber ohne Ausnahme hatten nicht die ungeheure Aufgabe, die großen Fragen einer am Rande der Revolution stehenden Menschheit auf der Bühne zu behandeln. Alles, was Macaulay in seinem Aufsatz über Milton von der Schwierigkeit sagt, in vorgeschrittenen Zeiten Dichter zu sein, gilt im allerhöchsten Maße in Bezug auf Schiller. Nicht weil Schiller zur Reflexion neigte, blieb er rathlos vor Don Carlos stehen, sondern weil er der größte moderne Dramatiker war, mußte er reflektiren, das heißt, den Kern und Saft der Zeit, welcher zum Theil noch abstrakter Gedanke war, in sich hineinsaugen. Er hätte ein Gott sein müssen, wenn er auch noch mit Trikot und Schminkbüchse handthieren oder — Bühnenstücke fabriziren wollte. Gerade seine Einseitigkeit war seine Größe.

Schiller sah ein, daß er auf seine dramatische Schriftstellerei nicht seine Existenz gründen könne. Sein Gehalt war in Vorschüssen zum Theil vorweggenommen, sein Vater ward immer unzufriedener mit seiner Stellung. „Daß er sich ganzer acht Monate mit Wechselfiebern geschleppt, schrieb er am 31. Juni, das macht Seinem Studio keine Ehre, und Er würde ganz gerecht einem Patienten in dem nämlichen Falle die bittersten Vorwürfe gemacht haben, daß er sich in der Diät und dem Regime nicht nach der Vor-

schrift verhalten." Der Plan, durch journalistische Thätigkeit sich aus seinen Schulden zu retten, war vorläufig gescheitert. Freilich zweifelte er keinen Augenblick daran, daß sein Kontrakt erneuert würde, „der Präsident ist ganz auf meiner Seite", schrieb er an Petersen, aber er erfuhr nur zu bald, daß Dalberg's Gunst einen leicht zu ergründenden Boden hatte. Dalberg, eingedenk jenes Briefes vom Hauptmann Schiller und jetzt überzeugt, daß das Repertoir durch diesen Löwengeist, der jährlich nur ein Junges zu werfen pflegte, keinen besondern Zuwachs an Kassenstücken erhalten werde, ließ dem Theaterdichter durch den Theaterarzt, Hofrath Mai, den Rath geben, doch ja wieder zu seinem Brodstudium zurückzukehren. Schiller, der hierin nichts als den großmüthigsten Antheil an seinem Schicksal sah, glaubte einen solchen Rath fest erfassen zu müssen und schrieb, auf die vielen redenden Beweise der Theilnahme sich stützend, die er bereits im Laufe der verflossenen Monate von Dalberg empfangen, und alle Beweise, die er vom Gegentheil erhalten, vergessend, an den Freiherrn und bat ihn, auch noch das Beste für ihn zu thun*). „Nur ein Jahr, schrieb er, habe ich nöthig, das Versäumniß in meinem Fache nachzuholen und mich öffentlich mit Ehre zu zeigen. In diesem Jahre kann ich also für die hiesige Bühne nicht so thätig sein als sonst, und dennoch brauche ich eben so viel Unter=

*) Der bekannte undatirte Brief Schiller's an Dalberg ist wohl am passendsten in den Juli 1784 zu setzen.

stützung. Dieses einzige Jahr entscheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medizin durchsetzen, so bin ich auf immer gesichert und mein Etablissement zu Mannheim ist gegründet. — — Da ich ohnehin so schnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, so kann ich immer für ein großes Stück gewähren, und mein Entwurf wegen der Dramaturgie soll ganz nach Ihren Wünschen zu Stande kommen." Er bittet, wenn er zu viel gesagt, es seinem vollen Herzen zu vergeben, „und, schließt er, wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, so weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergesse, dem ich alles, alles schuldig bin. Kann ich hoffen, die Entschließung E. E. mündlich oder schriftlich zu hören?" Er erwartete diese Entschließung mit Ungeduld, welche dann schriftlich dahin erfolgte, daß der Freiherr in seine Planschmiederei anfange Mißtrauen zu setzen, und daß er die Pension des Theaterdichters nicht verlängern könne.

Schiller hatte diese Abfertigung nach den Erfahrungen, die er früher gemacht, ein wenig verdient, aber er war so gehetzt, daß er auch sie hinunterknirschte. Er dachte wohl oft an seine Leipziger Freunde, er wollte durch eine Antwort diese Verbindung aufnehmen, aber eine traurige Stufenreihe von Gram, Widerwärtigkeiten und Zerstreuungen löschten diesen Vorsatz in seinem harmvollen Herzen aus. Ein Besuch seiner Schwester Christophine und Reinwald's, der nach Schwaben gereist war, um diejenige, mit der er bereits in Korrespondenz stand, persönlich kennen zu lernen,

konnte in diesem Augenblick den unglücklichen Dichter kaum erfreuen, zumal er zu seinem Schrecken sah, daß Christophine entschlossen war, ihr Schicksal für immer mit dem hypochondrischen und schlecht besoldeten Reinwald zu theilen. In dem Konflikt zwischen Freundschaft und Bruderliebe glaubte Schiller ihr dringend von der Partie abrathen zu müssen, wodurch er, da Christophine auf seine Rathschläge hörte, von neuem den Unwillen der Seinigen auf sich lud, indem Reinwald seine Bewerbungen einstellte. So ward dieser Besuch, so sehr sich Schiller der Schwester freute, zu jenen sehr gemischten Freuden, die nahe an Mißbehagen grenzen. Aber ein wahrer und ganzer Schmerz ergriff um diese Zeit seine theilnehmende Seele. Ich habe erzählt, wie innig Schiller an dem Beck'schen Ehepaar hing. In dem Hause der beiden schönen Menschen sah er das Glück, welches der Bund für das Leben zwei edlen und gleichstrebenden Herzen gewährt, täglich vor Augen. Hier empfing er alle die stillen Wünsche in seiner Brust, welche er der Freundin in Bauerbach vertraute. Heinrich Beck, gleich edel durch Feinheit des Verstandes wie durch Güte des Herzens, war einer so ausgezeichneten Frau vollkommen werth. Mit ihnen konnte Schiller über seine liebsten Gegenstände sprechen, da sah er die junge Hausfrau die Rolle der Blanka im Julius von Tarent lernen und zugleich das Weißzeug ihres Mannes verbessern, sah sie allen krausen Launen, welche das Theaterleben heraufbeschwor, immer heiter und sänftigend gegenüberstehen. Er ward allmählich der liebste Freund des Hau-

ses, und wie er immer schenken mußte, so hatte er der Freundin ein kleines Hündchen verehrt, welches den Namen Trotter führte und von Karolinen zärtlich gehegt wurde.

Karoline Beck war sieben Monate verheirathet, kränkelte in den letzten an einem Kopffieber, ward am 22. Juli von einem Schlagfluß befallen, gebar am 24sten eine Tochter und schied mit der untergehenden Sonne aus dem Leben. Bei ihrer Beerdigung verweigerte dieselbe katholische Geistlichkeit, welche ihrer Trauung entgegengestanden hatte, ihren Resten die Ruhestätte in geweihter Erde, und die schöne Hülle wurde auf dem lutherischen Kirchhofe beigesetzt. „Ward sie so früh vollendet, rief ihr Iffland in seinem Nekrologe nach, weil die Welt viel Rauhes, Bittres für ein so reines Geschöpf haben mußte?" Der Schmerz über diesen Verlust ergoß sich in Klagen von nah und fern. Auch Schiller, tief erschüttert wie er war, schrieb ein Trostgedicht für den Gatten, welches leider verloren gegangen ist, von welchem sich aber eine Schwester von Margarethe Schwan, die Staatsräthin Pistorius in Stuttgart, erinnerte, daß mit einer sehr rührenden Wendung des kleinen Hündchens erwähnt wurde, welches Karolinen mit frohem Bellen empfing, wenn sie Abends erschöpft und gefeiert aus dem Theater nach Hause kam.*)

Schon öfter ward Schiller in der Wolke des Schmer-

*) Wolfg. Menzel Literaturblatt, Jahrg. 1847. Nr. 51. Briefe über Mannheim von Sophie la Roche. Zürich, 1781.

zes von der Muse besucht, und auch jetzt sehen wir ihn sich mit allen Sinnen in sein neues Drama versenken.

Gervinus und Vischer haben dem deutschen Drama seinen Weg zwischen den Alten und Shakspere vorgezeichnet. Wenn man zugiebt, daß die französische Tragödie wenigstens mit der Einfachheit ihrer Handlung und der Gehaltenheit des Stils eine Nachahmung der Alten ist, so muß man gestehen, daß Schiller jenen vorgezeichneten Weg zuerst mit Bewußtsein gewandelt ist. Er theilte jetzt seine Zeit zwischen eigenen Arbeiten und französischer Lektüre. Er hoffte dadurch, wie er Dalberg am 24. August schreibt, zwischen zwei Extremen, englischem und französischem Geschmack, in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen. Das Studium der Franzosen hatte, so dürftig die Vorbilder auch waren, vor einer Nachahmung der Antike, wenn sie nicht sofort von Grund aus studirt wurde, den Vorzug, daß dort keine verwirrende Schicksalsidee, kein Chor ihn auf Abwege verlockte, freilich auch die Schule der Einfalt, deren Früchte im Tell so sichtbar sind, um so länger versäumt wurde, je mehr die Franzosen zu Rhetorik und Witz hinführten. Aber es war trotz alledem eine Wohlthat für Schiller, daß er in dem Streit der modernen Welt blieb, um seine Originalität frei zu entwickeln, und erst spät in die Zucht der Alten trat, welche so leicht von der Gegenwart und dem Vaterländischen ab zu einem hohlen Formkultus führt. Hier, wo Schiller aus der überkraftvollen Manier der Sturm= und Drang=periode in einen maßvolleren Stil einlenkte, der gleich sehr

der Lessing'schen Natürlichkeit, wie des Shakspere'schen Pathos fähig war, wird derjenige das Schiller'sche Drama ergreifen müssen, der es unternimmt, den Stil eines deutschen Dramas wieder festzustellen; denn nur die ungesuchte Form ist dramatisch.

Schiller dachte sogar daran, französische Tragödien von Corneille und Racine, und englische, wie den Makbeth und Timon, für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Er stellte Dalberg auf diese Weise neue Stücke in Aussicht und suchte den Intendanten soviel wie möglich sich wieder geneigter zu stimmen. So sehr nahm ihn das Ideal der hohen Tragödie gefangen, daß er jetzt sogar mit wahrlich unverdienter Geringschätzung von den Schranken des bürgerlichen Kothurns sprach und an Dalberg am 24. August schrieb, er könne es sich nicht verbergen, daß er so eigensinnig, vielleicht so eitel gewesen, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, während die hohe Tragödie für ihn wie geschaffen sei; hier könne er vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden. Er giebt zu, Dalberg habe ganz Recht gehabt, in seine Planschmiederei ein Mißtrauen zu setzen, „aber, schreibt er, wenn Sie abrechnen, wie oft und viel Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen besten Willen gestritten haben, so werden Sie mir wenigstens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Wesentlichen meines Charakters fließen. Ueber meinen Entschluß, Mediciner zu werden, und meinen dahin einschlagenden Plan muß ich mündlich mit E. E. reden, denn in einem Briefe kann ich das nicht erschöpfen."

In demselben Briefe lesen wir: „Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird."

Nun ward Don Carlos „das Lieblingskind seines Geistes", und während er mit Geringschätzung von seinen ersten Produkten spricht, verweilt er, trotzdem er die letzten Partien des Don Carlos mit Widerstreben arbeitete, auf diesem Drama noch mehrere Jahre mit Liebe und vertheidigt es gegen den Widerspruch, den es so reichlich fand, führt wiederholt Lieblingsverse daraus in Briefen an, und verbessert und feilt fast in jeder Ausgabe. So erprobte sich bei diesem Stück zuerst der unerschöpfliche Reiz der Form, den sie selbst auf den Schöpfer ausübt, wenn der Strom der Schönheit wie ein belebendes Blut vom Herzen des Kunstwerks bis in die feinsten Adern der Worte und Rhythmen rinnt, wenn die Harmonie zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, die im Zuhörer gewirkt werden soll, den Künstler selbst bereits beim ersten Verse umfängt. Hier, wenn irgendwo, muß sich zeigen, ob der Dichter Dramatiker ist, denn hier umgeben ihn die Sirenengesänge der Lyrik, hier vor allem sich zeigen, ob der Dramatiker Dichter ist, denn hier verspricht er mit dem ersten Verse, der von der Bühne tönt, eine ideale Natur, viele von den Süßigkeiten der Lyrik bei den Erschütterungen des Dramas, das heißt den echten Nachfolger Shakspere's. Man darf nie vergessen, daß Shakspere die rhythmische Form des Dramas bereits in hoher

Vollendung vorfand. Schiller's Aufgabe war ungleich schwieriger. Hier war eine Einheit wieder herzustellen, die dort nur zu entfalten war. Hier war ein ähnlicher Kampf zwischen Form und Stoff, wie später zwischen abstraktem Gedanken und sinnlicher Form zu schlichten. Und hier tritt uns klar entgegen, daß Schiller's Jugendlyrik eine ebenso nothwendige Voraussetzung für den Dichter war, als seine kraftvoll gezeichneten Prosastücke für den Dramatiker. Wie natürlich, war diese Formfrage, die er schon in Bauerbach zu lösen begonnen, dem Künstler von der höchsten Wichtigkeit. Jetzt mußte er, berichtet Streicher, seine Ausdrücke rhythmisch ordnen, er mußte, um die Jamben fließend zu machen, schon rhythmisch denken. Bald fand er selbst, daß dieses Versmaß „nicht nur das passendste für das Drama sei, sondern da es auch gemeine Gedanken heraushebe, um soviel mehr das Erhabene und die Schönheit der Ausdrücke veredeln mußte. Seine Freude, sein Vergnügen über die guten Erfolge erhöhten seine Lust am Leben, an der Arbeit, und er sah mit Ungeduld der Abendstunde entgegen, in welcher er Streicher dasjenige, was er den Tag über fertig gebracht hatte, vorlesen konnte." Streicher war ganz so bezaubert, wie ein empfängliches Gemüth sein mußte, das zum ersten Mal die Schiller'sche Marksprache in rhythmischen Reihen erklingen hörte. Er beschwor Schiller, bei ähnlichen Gegenständen sich nie mehr zur Prosa herabzulassen.

So suchte, während Iffland die Darstellung durch die Motive seiner Charaktere, wie durch die Form zu der bequemen

Natürlichkeit herabzog, wo die Kotzebue's sie ergreifen konnten, Schiller auch der äußern Form des Dramas aus dem inneren Gesetz seiner edlen Natur die einzig richtigen und sicheren Heilkräfte. Er wußte wohl, daß man nur dann für das Theater die Würde einer Staatsanstalt verlangen darf, wenn es an keinem Abende die Würde der Poesie vergißt.

V.

Charlotte von Kalb.*)

Welche Macht in jenen Sommertagen auch die fremden Muster eines Corneille und Shakspere auf den Dichter üben mochten, seine Meisterin Natur hielt ihn getreulich fest, indem sie ihm in einem ihrer herrlichsten Geschöpfe eine Fülle von neuen Anschauungen, von leidenschaftlichen Seelenkämpfen zuführte.

Wer Charlotte von Kalb nur aus der verunglückten Kopie kennt, welche nach einem kleinen trefflichen Pastellgemälde ins Publikum gedrungen ist, der lösche vorerst in seiner Vorstellung jenes Zerrbild aus. Aber was hülfe es

*) Die Angaben, welche in dieser Charakteristik neu sind, verdankt der Verfasser den persönlichen Mittheilungen des Freifräuleins Edda von Kalb.

auch, wenn ich versuchte, die Züge des wahren Bildes an die Stelle zu setzen? dieses Bildes, das, seitdem ich es gesehen, mir nie wieder aus dem Gedächtniß kommen wird? Kann ich dem Leser meine Empfindung mittheilen? Kann ich, ohne sein Lächeln zu erregen, gestehen, daß eine sehr thörichte Bewegung mein Herz ergreift, so oft ich an jenes kleine Bild denke? Wird er glauben, daß etwas so Nichtiges, daß der Schatten eines Wesens, welches durch ein Jahrhundert von uns getrennt ist, so innig erregen kann? Welch ein namenloser Reiz liegt denn in dieser Seele, welche die Hand des glücklichen Malers in den sanften Farben, in den magischen Linien aufdämmern ließ? Sind es die großen blauen Märchenaugen? die edelgezogenen hohen Brauen, Bogen, „fein gemacht wie mit der Feder"? Sind es die lieblichen Lippen, welche sprechen: wir haben jeden Frühlingshauch der Schöpfung mit Dank und Freude getrunken? Oder täuscht nur mich das Bild dieser siebzehnjährigen Mädchenblüthe, weil bei diesem Antlitz, vielleicht auch bei diesem Rosakleide und bei der seltsamen Tracht jener Tage alle jene Lieder in meiner Seele erklingen, die mit den schönsten Erinnerungen unserer eigenen Jugend so innig verbunden sind, jene Lieder:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,

oder jenes andere, Charlottens Liebling:

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner stiller Gefährt der Nacht!

Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Mayes Erwachen ist nur
Schöner noch als die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kommt.

Ihr Edleren, ach es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht.

Neben dem Bilde der Jugend liegt vor mir die Zeichnung ihrer Todtenmaske. „Goethe!" rief ich beim ersten Anblick aus. Diese grandiosen Linien, in denen fester Friede über den Kämpfen eines langen, leidenvollen Lebens schläft, sie tragen eine Familienähnlichkeit von Schiller's großem Geistesbruder. Als der schlechte Portraitmaler Tod diese Züge entstellen wollte, nahm Charlottens mächtiger Geist ihm den Griffel ab und zeichnete.

So treu, so wahr und sicher hat sie sich auch in einem dritten Bilde gezeichnet, in ihren Memoiren. Wer könnte wagen, den Reichthum dieses Lebens in einer Skizze zu erschöpfen? Wer aus diesen Memoiren, den wunderbarsten, die vielleicht geschrieben sind, einen Faden abzulösen und zu sagen: So war sie! Sie war von allen Frauen, die den Festzug unserer großen Dichter begleiteten, ohne Frage die phantasievollste. Die Natur hatte sie vielleicht zum Dichter bestimmt, aber „sie vergriff sich im Thon" und für

das Weib blieb keine andere Aufgabe, als unserm größten Tragiker Freundin und Muse zu werden.

Charlotte Marschalk von Ostheimb wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, Kanton Rhön und Werra, geboren. Ein gesicherter Besitz und die patriarchalischen Sitten des Hauses versprachen ihr zu allen Vortheilen, welche Stand und Reichthum in Bezug auf freie und feine Lebensformen gewähren, die Wohlthat einer ungestörten Entfaltung. Aber schon die körperliche Organisation des Kindes war von einer hohen Reizbarkeit. Als der Vater, neben dem sie bei Tische saß, ihr einst liebevoll die Hand aufs Haupt legte, schauerte sie unter der sanften Berührung und Thränen der Freude glänzten in ihren Augen. Sie lebte viel in der Natur und empfand früh die Poesie duftender Wiesen und klarer Bäche. Sie suchte mit ihrem Bruder Heilkräuter und Blumen, und wenn je ein Kind, so hat sie Erlkönigs Töchter am düstern Ort, ja den König selber mit Kron' und Schweif gesehen. Aber auch für die heiteren Formen des damaligen Lebens hatte sie einen feinen Sinn. Sie freute sich kindlich der prächtigen Jagden, der festlichen Mahle, der Fischereien, auch der feindressirten Windspiele, welche, Briefchen in Kapseln am Halse tragend, schnaufend von Schloß zu Schlosse jagten. Ein längerer Aufenthalt in strengkatholischer Umgebung zu Bamberg nahm ihre Phantasie gefangen. Sie glaubte sich dämonischen Angriffen ausgesetzt und sah im Traum ihren geliebten Vater todt. Dieser Traum ward bald zur erschütternden Wahrheit

Acht Jahre alt, verlor sie auch ihre Mutter und war fortan, selbst von den Geschwistern längere Zeit getrennt, in fremder Pflege, zuerst in Nordheim, dann bei einem Herrn von Türk in Meiningen. So blieb sie ohne Haus und Heim, den leise nährenden Boden des Frohsinns und leicht sich erschließender Herzenswärme. Bald erschien sie unjugendlich, seltsam, verschlossen und störrig. Wenn solches Verkennen und das Gefühl der Vereinsamung sie in heiße Thränen auflöste, dann tönte ihr das Wort ins Ohr, womit die Eltermutter, wie ihr erzählt war, sie im Leben empfangen hatte, als statt des gehofften Knaben ein Mädchen kam. „Du solltest nicht da sein," hatte die Ahne heftig ausgerufen. „Ich kann sagen, schreibt Charlotte, als Kind hab' ich ausgeweint."

Ihr Geschick war freilich von seltener Härte. Sie stand oft vor den erhabenen Räthseln des Todes. Sie erblühte wie eine schöne Kirchhofsrose über dem Grabe. Entweder beweinte sie oder sie ahnte einen Verlust. Ihre Pflegerin, Frau von Türk in Meiningen, starb gleichfalls nach langem Siechthum hin, und die neu Verwaiste lebte nun auf dem Gute ihres Oheims, des Herrn von Stein auf Nordheim. Dieses tumultvolle Haus konnte, so sehr ihr Onkel ihren selbstbestimmten Charakter schätzte, die zum Ernst und edleren Freuden Neigende nicht aus ihrer Verschlossenheit herausführen. Ihr liebster Trost waren ihre Geschwister und der Verkehr mit den geistvollen Männern der Gegend, mit Reinwald, Pfranger und Andern, welche

alle die Jungfrau wie eine seltene Perle der weiblichen Jugend verehrten. Ihre großen Züge, ihren großen Augen, welche zugleich so schwach sahen, daß sie nie die Sterne geschaut haben, machten sie zu einer eigenartigen Erscheinung. Die Fülle von hellbraunen Haaren, welche ihr Haupt zu tragen hatte, war so gewaltig, daß selbst in späteren Jahren, wenn sie aufgelöst an der hohen Gestalt herabflossen, die Spitzen an der Erde schleiften.

Sie hatte nach der Sitte der Zeit in früher Kindheit französisch sprechen lernen, übrigens war ihre Bildung, wenn man von dem gewöhnlichsten Unterrichte und der Zeitlektüre, wie Ugolino, Julius von Tarent, Voltaire, Shakspere absieht, durchaus individuell. Sie las viel und mit Ernst, besonders früh mystische Bekehrungsgeschichten, die Bibel, auch Auszüge aus dem Koran, und wandelte mit Entzücken „unter den Palmen des Paradieses“. Zu dieser Lektüre stimmt die alttestamentarische Einfalt, die in ihren Schriften neben der kühnsten Phantastik lebt, und wohl auch die Seelenverwandtschaft, die sie zu den Orientalen der Literatur, zu Herder und Jean Paul, empfand. Das Dämonische trat in eigenen und fremden Ahnungen, in der Gestalt von Wahnsinn und Leidenschaft oft in ihren Weg, und ihre Vorstellungskraft war jedem Eindruck dieser Art hingegeben. Als sie von der Hinrichtung eines den Kindern einst lieben Dieners hörte, schrie sie auf und sank in Ohnmacht. In einer Gegend aufgewachsen, die vielfach von katholischem Gebiet umgeben war, erschien der Protestantin

das Kloster im poetischen Lichte. Sie empfand, ebenso tolerant als gläubig, in den Symbolen des anderen Bekenntnisses dasjenige als ehrwürdig, was den Menschen nach ihrer verschiedenen Anlage zum innern Bedürfniß geworden, doch widerstand sie einem leisen Bekehrungsversuch mit ruhiger Klarheit. Von hohem Interesse waren für sie die Gestalten geheimer Orden. Mitglieder der Maçonnerie, in Aufklärungszwecken reisend, traten ihr persönlich nahe.

Was sie so aus dem Leben und durch die mannichfachste, namentlich auch historische Lektüre empfing, zeichnete sie gern in einsamen Stunden auf. Ihre Denkwürdigkeiten, ein Roman Cornelia, ihre noch ungedruckten Schriften, Fragmente aus einem Drama: Der Dämon des Wuchers, und eine Geschichte des amerikanischen Befreiungskrieges beweisen, daß sie bei einem angebornen Hang zum Idealen zugleich die Welt der Thatsachen oft mit überraschender Deutlichkeit aufzufassen vermochte. Durch geistiges Verstehen, durch persönliche Mittheilung dem Augenblick ewigen Gehalt zu leihen, das war vielleicht ihre höchste Lebensfreude.

So war sie, als Schiller bei seinem Aufenthalt in Bauerbach sie in tiefer Trauer sah. Denn damals hatte sie ihre herrliche Schwester Wilhelmine, welche gegen ihre Neigung verheirathet war, und ihren einzigen Bruder verloren, ihre Schwester Leonore mit dem Präsidenten von Kalb vor den Altar treten sehen. Im September 1783 kam des Präsidenten Bruder, Heinrich von Kalb, welcher mit französischen Truppen als Offizier des Regiments Royal

deux ponts am amerikanischen Freiheitskampfe Theil genommen hatte, durch den Frieden heimgeführt, zum Besuch. Der Präsident begrüßte ihn mit einer lebhaften, fast heftigen Freudigkeit. Mit dem Tode von Fritz von Ostheim war der Familienbesitz, der aus den Gütern Waltershausen, Trabelsdorf, Marisfeld, Dankenfeld 2c. bestand, unsicher geworden. Es war die Frage entstanden, ob er Allodium oder Mannslehn sei, und diese Frage mußte durch Prozesse am Reichskammergericht und durch Bestechungen entschieden werden. Der Präsident bedurfte hierzu, wie zur Rettung aus eigenen Zerrüttungen, großer Mittel, und so hatte er eine eheliche Verbindung zwischen seinem Bruder und Charlotte längst als die einzige Auskunft erachtet, um das Allodialgut der Familie ganz selbstständig verwalten zu können.

Als er sah, daß sowohl Charlotte wie seine eigenen Verwandten, namentlich der am Hofe Karl August's beliebte Weimarische Kammerherr Siegmund von Seckendorf, seinen Absichten widerstrebten, gerieth er in so heftige Aufregung, sprach über seine aufreibende Thätigkeit, über die Verwirrung der Geschäfte, über die dem Grundbesitz drohenden Gefahren in so schreckender Weise, daß Charlotte, vereinzelt, willenlos, nach so herben Verlusten in dumpfer Resignation, den Verhältnissen endlich nachgab. Galt Heinrich von Kalb doch allgemein als ein Ehrenmann, hatte er doch den Ruf eines braven Offiziers, sprach er doch in den ersten Tagen bedeutsam von seinen Erlebnissen und war er doch nach Schiller's Zeugniß ein wahrer, herzlich guter Mensch. Nicht

bedenklicher, als jedes andre Ehebündniß, schreibt Charlotte, war das meine, die äußere Existenz nach aller Meinung dadurch gesichert. Daß es, wenn auch wohl ohne gegenseitige Neigung, für sie so ganz ohne Rücksicht auf irdischen Vortheil geschlossen war, erschien ihrem Gemüth als die Lichtseite desselben. Nach wenigen Wochen wurde das Paar getraut.

Heinrich von Kalb, dessen Urlaub zu Ende ging, trachtete danach, sich dem Zweibrücken'schen Hofe, der ihm wohlwollte, zu einer Stellung zu empfehlen, und reiste in Begleitung seiner jungen Gemahlin, nachdem ein trüber, einsamer Winter unter Lesen französischer Memoiren und der englischen Geschichte von Hume in Baireuth verlebt war, am 5. Mai 1784 von Waltershausen ab. In Frankfurt besuchten sie einen Freund Charlottens, einen Meister vom Stuhl, der sie gastlich aufnahm. Dieser vermißte schon mit Kummer an Charlotten den sicheren Freimuth von ehedem, und als er sie in den Garten führte, um ihr seinen Aurikelflor zu zeigen und in einem Augenblick des Vertrauens ihr seine Bemerkung aussprach, erwiederte sie: „Ich fühle mich heimathlos, vermag nicht, mich Andern zu verständigen; uns lockt die Hoffnung nicht, uns bindet kein Vertrauen." Dennoch freute sie sich an „den Blumenreihen im sammtnen Staub, im Schmelz des Lichts, im Weiheduft des Wonnemonds" und plötzlich überkam sie der Hauch einer Hoffnung, deren Erfüllung nahe war. Das Paar reiste über Darmstadt nach Mannheim und kam dort am 8. Mai spät Abends an Reinwald und Frau von Wolzogen hatten Charlotten

Einiges an Schiller mitgegeben. Als man es ihm am andern Tage sandte, kam er selbst.

Mit seiner Erscheinung begann für sie ein neues Leben. Noch in der Erinnerung, die sie von jenem Begegnen in ihrer seltsamen Sibyllensprache aufbewahrt hat, zittert ein Nachhall jener Stunde. „In der Blüthe des Lebens, schreibt sie, bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth, feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt." Es wurde an jenem Abend des 9. Mai Kabale und Liebe gegeben. Nachdem Schiller mit den neuen Bekannten sich einige Stunden unterhalten hatte, fiel es ihm plötzlich schwer aufs Herz, daß mit dem Namen von Kalb, unter dem er hier so liebe Menschen kennen lernte, auf der Bühne eine so ganz andere Vorstellung verbunden wurde. Er ging eilig ins Schauspielhaus und bat die Spieler, den Namen nicht auszusprechen. Bald kehrte er erleichtert zu dem Paare zurück. „Freudig trat er ein, berichtet Charlotte weiter, Willkommenheit sprach aus seinem Blick." Schnell bildete sich ein inniges Verstehen, ein herzliches Vertrauen. Wie die Rede eines Sehers erschienen der Frau seine ohne Wahl und Nachsinnen ausströmenden Worte. „Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick, von hoher Sehnsucht beseelt." Mußte sie, die jedes Schöne der Erde und jedes Erhabene des Himmels mit dem reizbarsten Gefühl ergriff, die von der Freude tödtlich gelähmt, von einem Gedanken-

blitz zum jubelnden Aufschrei erregt werden konnte, mußte sie nicht in Schiller, dem Dichter des erhabenen Willens, dessen ganzer Lebensweg Wille und Kraft war, ihr höheres, ihr männliches Selbst erblicken? Sie gab sich durstig dem Lichtstrom hin, der sich hier in ihr verdüstertes Gemüth ergoß.

Schiller führte sie am nächsten Tage in den Antikensaal: „Schauer der Sehnsucht, erzählt Charlotte, bewegten ihn, denn er fühlte wohl: auch ich vermag!" Der Sang von den Göttern Griechenlands dämmerte in seiner Seele auf. Sie besuchten das Gegenstück zu jener heitern Götterwelt, die Jesuitenkirche, im Volksmund wegen der vielen Bilder das bunte Evangelium genannt, aus dem Zoll der Rheinbrücke erbaut, den die Väter zwanzig Jahre lang erheben durften. Bei dem herrlichsten Maiwetter unternahm man einen Ausflug nach dem nahen Waldheim, wo zwischen den schönsten Bäumen der ganzen Pfalz anmuthige Wohnungen zerstreut lagen. Kraftgefühl und der „Begeisterung Trauer" erfüllte die Herzen und „blühend entsproß das Wort, welches die Flamme der Jugend dahinsät." Am letzten Abend waren sie im Schauspiel. Auch Charlotte fühlte die sittliche Gewalt des Dramas und sprach sich über die Gehaltlosigkeit der französischen Bühnenfabrikate aus. Nach dem Theater waren sie mit Iffland zusammen, welcher mit Herrn von Kalb bekannt war. Aber was war ihr ein Iffland neben Schiller! „Wir suchten nach Redensarten, erzählt sie, wie leicht begegnet uns da erniedrigende Affek-

tation." Charlotte reiste am andern Tage mit ihrem Gemahl nach der Festung Landau, wo die Garnison desselben stand. „Welch ein Tag! — schreibt sie, o Kälte des Nords, trübes Gewölk, vom Sturme getrieben! — Der Lüfte schneidende Schärfe, hab' ich euch nur allein gefühlt? — Schauer der Nacht, — o Dunkelheit! — Bist du nur in Seele und Gemüth? — Die Sonne stieg am hellen Horizont, die Aue erglüht von ihrem Glanz, doch inneres Gewölk zu erhellen, vermag sie nicht! Das Leben erblühte, heut ein Erstorbenes!"

Schiller, welcher über Sophie Albrecht so begeistert an Reinwald geschrieben, stand vielleicht noch unter der Macht jenes frischen Eindrucks, denn er hatte in einem Briefe an Frau von Wolzogen über diese neue Freundin nur die ruhigen Worte: „Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht unter die gewöhnlichen Frauenzimmerseelen."

Ende Juli kam Charlotte, da der Aufenthalt in der Garnisonstadt für die Frau eines Offiziers nach französischen Begriffen nicht passend schien, nach Mannheim zurück, um, wie sie mit ihrem Manne verabredet hatte, fortan in der mannichfach anregenden Stadt zu wohnen und hier ihre Entbindung abzuwarten. Ihr Mann besuchte sie wöchentlich einige Mal und brachte auch wohl einen oder den andern seiner Kameraden mit, unter denen der Colonel William Hugo, ein edler und geistvoller Mann, Charlottens Vertrauen gewonnen hatte. In diesen Zirkel, von dessen Ton uns die Aufzeichnungen Charlottens das treueste Bild geben,

ward auch Schiller aufgenommen. Dieser, durch seine Arbeiten, durch den Tod von Karoline Beck, durch Christophinens Besuch und eine wachsende Neigung für Margarethe Schwan vielfach erregt, sah gerade damals mit Verlangen der Darstellung des Königs Lear entgegen, welcher seit Schröder's Gastspiel nicht wieder gegeben war. Am 19. August trafen die Offiziere in Begleitung von Charlotten in dem überfüllten Hause mit ihm zusammen. Nie hatte der britische Dichter Zuschauer, welche seiner würdiger waren. Man genoß mit Entzücken, was die Schröder'sche Bearbeitung darbot, und begeisterte Gespräche, welche Charlotte aufbewahrt hat, ohne freilich immer die sprechende Person anzugeben, füllten die Zwischenakte aus. Als Jemand aus ihrem Kreise Kent's Treue zu Kordelia pries, aus Ehrfurcht und Liebe gemischt, sprach der Colonel Hugo: „Solche Weihung ist nicht getrennt, doch verschieden von der Neigung. Das Erhabene in Jedem ist ein Lichtstrahl der Liebe, in einer Höhe erfaßt, wo das Vergängliche kein Recht mehr hat. Läßt du der Menschheit nur, was die Natur bedarf, dann sprießt kein Lorbeer, noch weniger der Oelzweig des höheren Friedens.“ Vielleicht gehört Charlotten folgendes Wort: „Das Trio der Narrheit verfolgt mich in tausendfachen Vergleichen, ob nicht die Menschheit in diese drei Arten sich theile: Angemaßte Tollheit, um Schutz zu finden, mit List bewaffnet; dann die vom Irrthum Bedrängten, von solchen Banden Gefesselten, und endlich der Narr par exellence oder die Ironie in der Ueberschauung

aller Dinge mit scharfem Gleichsinn, mit den Klingeln des Scherzes, mit der Geißel des Hohnes; nach den Graden des Talents ist die Kappe erhöht." Und ein Anderer sprach: „Wir sollen Alles denken können; zu dieser Kraft bereitet uns der hohe Dichter. Den Denkenden darf nichts verwundern, noch überraschen, nur so entgeht er dem Wahnsinn, dem eignen Schatten als einem Verräther nachzujagen." Und Schiller's Seherrede scheint im folgenden Dithyrambus ausgeströmt zu sein: „O Meister alles Schönen, Bewältiger des Entsetzens, du demüthigest und erhebest; denn aus dem reinen, freien Gemüthe, aus der Phantasie leuchtendem Strom hast du geschöpft. Dieser vermag, Schranken zu brechen und Zwang zu lösen; denn was aus dem Geist geboren, kann der Geist auch nur aufnehmen."

„Wir genossen, schreibt Charlotte, der Wonne der Wehmuth, der Begeisterung." Vor allem hatte Beil als Kent gefallen. Auch von Iffland's Darstellung war Schiller ergriffen. Als sie alle zu Thränen entzückt unter den sommerlichen Sternenhimmel hinaustraten, brach Schiller, dem Dichter gebend, was des Dichters war, in die begeisterten Worte aus: „Er, der den Lear gedichtet, ist der Einzige, der so die Welt erkannt, empfunden, Gehalt und Möglichkeit der Menschheit offenbart. Des Geistes schaffender, richtender Gedanke ist seiner Werke Inhalt." Colonel Hugo blickte empor und das Haupt zu Schiller erhoben, sprach er mit bewegter Stimme: „Bist du ein Geist? Wann bist du gestorben? — Du bist ein sel'ger Geist!" Und wohl

waren sie selige Geister, die, das Licht der Schönheit und Liebe in der Brust, durch die laue Sommernacht dahinwandelten.

Charlotte ging in jener Zeit der schwersten Stunde des Weibes entgegen. Am 8. September ward sie von einem Knaben entbunden. Sie nannte ihn Friedrich nach ihrem Bruder und nach Schiller. Schmerzlich hatte sie es zu empfinden, daß ihr Mann schon am zweiten Tag nach der Geburt des Kindes fern war. Denn in der folgenden Nacht hatte sie einen Schreck, der sie an den Rand des Grabes brachte. Indem sie, von der nachlässigen Dienerschaft nicht behütet, dalag, rauschten plötzlich die Vorhänge um ihr Lager; in bloßen Armen und Füßen mit aufgelöstem Haar war ihr entweder eine Nachtwandlerin oder Betrunkene nahe, und riß an Vorhang und Decke. Charlotte wollte sie anreden, aber ihr versagte die Sprache und in tiefe Ohnmacht versinkend lag sie starr und wie leblos. Man schrie, man lief hin und wieder; auch Schiller erhielt Kunde von der Gefahr, in der die Freundin schwebte, und hatte, während alle Andern den Kopf verloren, Besonnenheit genug, einen geschickten Arzt zu rufen. Charlotte ward durch die stärksten Mittel wieder ins Bewußtsein zurückgebracht. Als sie, unterrichtet von Schiller's Liebesdienst, nach ihrer Genesung den Freund am Arme ihres Gemahls zum ersten Mal wieder eintreten sah, war sie tiefbewegt. Schiller freute sich über das unverhoffte Wohlsein der ju=

gendlichen Frau und Charlottens dankbarem Herzen erschien seine Nähe wie „mildes Licht, das die Dämmerung erhellt.“

Schiller fing an, indem er die Freundin oft in ihrer Einsamkeit besuchte, die Räthsel dieser Seele, ihre Selbstbestimmtheit, ihre Würde zu bewundern, ihre tiefsinnigen Worte, in der Schule der Leiden gelernt. Was und wie hatte sie Alles gesehen! und wie erhob sie sich von den Erscheinungen, die sie mit feinster Nachempfindung wiederzugeben vermochte, zu befreiten Ideen und brach dann, wie eine Last von leichten Flügeln schüttelnd, plötzlich in ein Lachen aus nach dem erhabensten Geistesblick, als hätte es, wie Rahel von ihr sagt, etwas Komisches, nur in der eben erblickten Sphäre verweilen oder gar bleiben zu können. Um dem Leser einen Begriff zu geben, wie sie die Dinge auffaßte, will ich einige Bilder aus ihren Memoiren herausgreifen. Sie erzählt von der Rast nach einer großen Jagd: „auf der Wiese weideten die Rosse; der lauschende Gefährte, der treue Hund, war auch dem Herrn gefolgt, die schmeichelnde Flöte, der Waldruf des Horns ertönte.“ Ein anderes Mal beschreibt sie die Errichtung und Einweihung eines Brunnens gar anmuthig: „Von der Volksmenge umringt, diese Aufrichtung zu sehen, hatte auch in dem sogenannten rothen Hause, wo wir wohnten, sich die stattlichste Gesellschaft versammelt. Die Erhöhung des Löwen mit Wappen und Stab war gelungen; aus dem Rachen strömte der fließende Strahl. Da nahten, welche zum erstenmal aus diesem Brunnen schöpften, Knechte mit Eimern, das Vieh

zu tränken, Mägdlein mit Wannen, den Salat zu waschen. Es war gegen Abend. Auch der Ziegen große Zahl an diesem Orte kam heran und die muthigsten sprangen an den Rand des Brunnens. Ein durch frisches Wohlthun bewegtes Bild war hier zu schauen." Mit welcher plastischen Klarheit ist dieses Bild gezeichnet!

Und wenn sie von ihrem Verwandten, dem Deutschherrn von Stein, oder dem Templer von Hundt in Meiningen erzählte, jenen edlen Bildern entsagender und aufopfernder Geistesgröße, oder von den Sendboten der Maçonnerie, den Minirern der Aufklärung, dem Prinzen Karl von Hessen, „diesem geheimnißreichen Wesen", wie anziehend für den Dichter, der bereits durch die Bekanntschaft mit dem Fürsten der Illuminaten, dem Freiherrn von Knigge, dieser Sphäre nahegetreten war, der eben aus eigenem Drang eine solche Gestalt im Marquis Posa schuf. Mußte nicht Charlottens Begeisterung für solche Ideale gleichsam mitschaffend auf ihn wirken und ihm selber die hohe Aufgabe beleben, die er sich vorgesetzt hatte, dichtend oder, wenn die Zeit es verlangte, selbst handelnd für eine Erneuung und Befreiung der Menschheit sich hinzugeben und dafür den Ruhm der Nachwelt zu ernten?

Hier trat ihm eine Persönlichkeit entgegen, die nicht das, was er geschaffen, schmeichelnd anerkannte, sondern das, was er war, verehrte. Denn über dem Werk den Dichter zu vergessen, was dem Ehrgeiz am wohlsten that, dazu war sie nicht zu bringen. Vielmehr konnte sie bis zur Schroffheit

seine Werke abweisen, indem sie in seinem edlen Selbst den ganzen Reichthum seiner Gegenwart und Zukunft, in ihrem Bunde das Glück einer ganzen Welt empfand. Als man sie vor der Vorstellung der Räuber fragte: „Frau Charlotte, Sie auch werden in die Loge kommen und von diesem schaudervollen Talent bewegt sein?" erwiederte sie: „Ich habe es gelesen und manches wiederholt, aber ich vermag nicht, dies Schauspiel dargestellt zu sehen." Einen Beleg ihres unverhohlenen Urtheils erzählt Streicher, welcher mit ihr zu musiziren pflegte. Streicher hatte viel von den Schönheiten des Don Carlos zu rühmen und Charlotte bat den Dichter, ihr sein Drama mitzutheilen. Er that es, wie er pflegte, indem er es mit seiner naturalistischen Deklamation selbst vorlas. Es verfehlte seine Wirkung auf Charlotten gänzlich. Als sie ihr Urtheil schonend verschweigen wollte, bat sie Schiller so dringend, es auszusprechen, daß sie endlich mit Lachen gestand, das sei das Unvollkommenste, was er geschrieben habe. Dieses Urtheil kam Schiller so unerwartet, daß er mit den heftigen Worten: „Das ist zu arg!" sich augenblicklich entfernte. Charlotte, bekümmert und beängstigt, griff nach dem Manuskript, welches Schiller auf den Tisch geworfen hatte, und kaum hatte sie eine Strecke in diese meisterhaften Verse hineingelesen, als sie zu Schiller sandte und ihm mit ihrem veränderten Urtheil zugleich ihre Bitte mittheilte, er möge doch wieder kommen. Aber der gekränkte Dichter kam erst am folgenden Tage zu der harrenden Frau, die zwar ihr erstes Urtheil willig zurücknahm,

aber auch erklärte, daß seine Dichtungen durch die heftige, stürmische Art, wie er sie vorlese, unausbleiblich verlieren müßten.

Auch Charlottens Gemahl war, wenn auch vom stürmischen Kriegsleben gehärtet und von den immer bedenklicher sich anlassenden Vermögensverhältnissen verdüstert, zu geistvoller und anmuthiger Geselligkeit aufgelegt, und lud die Freunde öfter zu kleinen festlichen Mittagsmahlen, bei welchen Schiller nicht fehlen durfte. Charlotte hat uns eines derselben in aller Lebendigkeit wiedergegeben, bei welchem ausgemacht wurde, daß jeder der vier Theilnehmer, Heinrich v. Kalb, Friedrich Schiller, Major Hugo und Charlotte ein Liebesabenteuer erzählen sollten. Ich will dieses Mahl hier anschließen, wiewohl es erst in eine spätere Jahreszeit fällt. Es verräth uns zugleich, daß Schiller's „Resignation“ schon jetzt geschrieben war, und wir haben Stimmungen genug im Laufe dieses Jahres an unserm Dichter kennen gelernt, in welchen er eine so düstere Lebensansicht, ein so schroffes Verzichten auf Genuß und Glück aussprechen mochte. Aber das Wort: „ich weiß nichts von Glückseligkeit“, galt wenigstens nicht von diesen Stunden.

Ein wolkenlos reiner Himmel lächelte, wie Charlotte erzählt, dem kleinen Fest, es wehte Fried' und Wonne über des Rheines Gauen; „goldner Lichtstrahl segnete den Tag!“ Die Wände des Gemachs, in welchem man speiste, waren mit rothem Stoffe bedeckt, im Kamin loderten hell aufwogende, „spielende Flammen, Wohlgerüche zogen gleich un-

sichtbaren Schmeichlern durch das Gemach", die Freunde priesen die köstlichen Gaben und den Geschmack der Anordnung, der Dichter lobte den edlen Wein. „Rhein und Bourgogne, rief er aus, ihr Mächte preiswürdigen Geistes! Geschiedenes wird durch mildes Feuer versöhnt." Man genoß mit Verstand die nach rheinischer Sitte in schmalem silbernen Trog servirte Neckarforelle, „so rosig mild, silbern glänzend, mit goldigen Flossen, wie kein Strom sie bringt." Charlotte entwickelte, wie immer bei solchen Genüssen, eine Grazie und einen so reizenden Frohsinn, daß Alle davon mitergriffen wurden. Major Hugo erhob fröhlich das Glas: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder, doch jetzt sei der ewigen Jugend des Dichters der Toast geweiht!" und die Gläser erklangen.

Schiller erwiederte erröthend: „Mein Herz empfängt so freundliche Verheißung; — o, wohl ist mir werth das Lob der Genossen!" „Auch ich wünsche mich dessen zu erfreuen, fiel der Major, der mit Bewilligung der Wirthin eine Gabe zum Mahle darbringen durfte, mit scherzendem Wort ein, und ich bitte, meine Reisegüter behaglich zu finden." Sogleich stand, noch verhüllt, eine Rebhuhnpastete auf der Tafel und Champagner ward kredenzt. Der Major rief aus: „Schlürft eilend perlenden Schaum! es erblühe trauliches Kosen zur Feier des Tages!" und er bat, daß Jeder von ihnen ein erdichtetes oder erlebtes Liebesabenteuer mittheile.

Alle sagten ihm zu, Herr von Kalb begann, dann kam an den Dichter die Reihe. Major Hugo sprach: Selbstbe=

kenntnisse erwarten wir nicht von Ihnen, denn wie man von den Soldaten zu sagen pflegt: In jedem Städtchen ein ander Mädchen, so auch vom Dichter: in jedem Gedicht eine andere Laura. „In vino veritas! erwiederte Schiller; darum schenkt dem Dichter Glauben! wisset, daß ich Wahrheit rede, — ein Gedenkbuch bezeuget es noch.“ Und nun erzählte er von seiner Neigung zu Lotte von Wolzogen (von Frau von Kalb hier Dora genannt), von seinem Irrthum in Betreff ihrer Gegenliebe, von seiner heimlichen Reise nach Mannheim, und gestand, daß Erfahrung und Schmerz ihn bilden mußten. Manch schönes Wort blitzte aus der Erzählung hervor. Als ihm Hugo sagte, daß die Räuber doch seine eigenste Schöpfung seien, daß sie sein Wesen begründet hätten, erwiederte Schiller: „Wohl alle sind erfahren in Dulden, Leiden, müssen gefesselt sein; wer es auszusprechen vermag, den nennen wir Dichter.“ Er erzählte, wie er nach Bauerbach gekommen, wie seine Dichterlust neuerwacht, wie er in jener Gegend dichtend und sinnend umhergestreift sei. „In moosigem Grund, auf den Hügeln umher weideten Schafe und Ziegen und auch ich war ein Hirt; denn Sänger weiden ihre eigen geschaffene Heerde.“ Dann schilderte er seine Hoffnungen, seine Geständnisse an die Mutter und deren vertrauliche Mittheilung von Lottens Gedenkbuch, und daß er darin Bekenntnisse gelesen, welche ihn mit Verehrung für das offenliegende liebeskranke Gemüth des Mädchens erfüllt hätten.

Als Schiller geendet hatte, zeigte er die Abschrift die=

ser Bekenntnisse der Frau von Kalb und las sie dann vor, noch hinzufügend, daß er nach Mannheim abgereist sei, mit dem Vorsatz, in Bauerbach seine Heimath zu finden.

In reinstem Behagen, das nur durch ein herbes und kaltes Wort Heinrich's von Kalb gestört, aber sofort von dem sprudelnden Frohsinn des Major Hugo geistreich wiederhergestellt wurde, verflossen die Stunden. Charlottens Erzählung hatte eine mystische Färbung mit traurigem Ausgang. Der Major Hugo gab in seinem Bekenntniß die Geschichte seiner glühenden Liebe zu einer jungen Schönheit, die er heimzuführen hoffte. Als der Abend angebrochen, das Mahl geendet war, überreichte der liebenswürdige Major Gastgeschenke, Südfrüchte in Kästchen, auf welche er Symbole gezeichnet hatte. Auf Schiller's Kästchen waren die Zahlen 1—9 zu schauen, von einem Lorbeerkranz umgeben; auf Herrn von Kalb's Kästchen ein Schuh. Bei der Eroberung von Carlstown, wo er der Erste in die Festung drang, hatte er einen Schuh verloren und einschuhig einem Briten den Degen abgenommen. Auf Charlottens Kästchen sah man ein Buch, Feder und Brief; Schiller meinte lächelnd, ihr sei doch auf Erden nichts lieber, als diese drei. Für sich selbst hatte der Major einen Pfeil und eine Kanone gewählt, mit dem Spruch: Wen Amor's Pfeil nicht tödtet, bleibt in Ares Gewalt.

Die Uhr schlug an, es war Mitternacht, man trennte sich. Kein Augenblick sollte dem folgenden Tage geweiht sein.

Wenige Monate später war die Geliebte des Majors

todt. Vergebens suchten ihn seine Freunde zu trösten. Mit schmerzvoller Begier suchte er den Tod in der Schlacht.

Wenn Schiller mit dem berauschenden Glück solcher Stunden in der Brust wieder in seine Zelle trat, wo ihm aus allen Ecken die Spuren seiner erbärmlichen Lage höhnisch entgegenblickten und ihn erinnerten, daß er die Zeit nützlicher anwenden könne, als in so aristokratischen Genüssen, wenn er an Stuttgart dachte, an seine Schulden, dann verwünschte er wohl oft Zerstreuungen, die nur auf Augenblicke sein Elend vergessen machen, nicht heben konnten.

Seine Stellung zum Theater war ihm im Laufe des Sommers unerträglich geworden. Vieles wirkte zu solcher Stimmung zusammen. Es konnte nicht fehlen, daß in Mannheim dem sich überall rücksichtslos aussprechenden Dichter, welcher so offen mit dem der Geistlichkeit verhaßten Pfarrer Trunk umging, welcher in seinem Don Carlos der Inquisition den Dolch auf die Brust setzen wollte, eine Schaar von Feinden erwuchs, die ihren Partheihaß unter der Larve ästhetischer Abneigung versteckte. So war im Sommer eine elende Posse von Gotter: „Der schwarze Mann", welche die Sturm= und Drangstücke persifliren sollte, vom Publikum begierig auf Schiller gedeutet worden, und dieser, mißtrauisch wie er war, wurde selbst dadurch zu dem Glauben gebracht, daß Gotter, der für eine große Autorität in dramatischen Sachen galt, ihm persönlich übelwolle. Zwar suchte Iffland, der vor Schiller's großem Streben Achtung hegte, eine wiederholte Aufführung bei Dalberg zu hinter=

treiben, allein es scheint nicht blos vom Publikum, auch von oben herab beim pfalz=baierischen Hofe Mißtrauen gegen Schiller, selbst gegen den Intendanten gewaltet zu haben, der einen so kirchenfeindlichen und revolutionären Kopf protegirte. Schiller begann zu zweifeln, ob Dalberg den Kontrakt erneuern werde, und er beschloß mit dem Herbst einem möglichen Schritt Dalberg's zuvorzukommen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, trat er eines Tages bei Charlotten ein, um ihr zuerst seinen Entschluß anzukündigen. Er schilderte ihr seine abhängige Stellung, die Rücksichten, die er nach allen möglichen Seiten hin zu nehmen habe, daß es ihm unerträglich sei, Verhältnisse zu beachten, die keine Beachtung verdienten. Charlotte nahm diese Kunde mit tiefer Bewegung auf. Sie kannte die Körner'schen Briefe, sie sah darin eine Lockung nach Sachsen und in der Absicht, seine Stellung aufzugeben, die drohendere Absicht einer Trennung. Sie suchte seinen Vorsatz wankend zu machen. Als Schiller fest blieb, da brach die scheinbare Ruhe der hohen Frau. „Seitdem ich Sie kenne, rief sie leidenschaftlich aus, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit.“ Schiller's Herz schlug höher bei diesem Geständniß: „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beseelt, rief er aus. Ja, ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet.“ Aber auf die Bande deutend, die sie fesselten, setzte er leise hinzu: „Muß ich nicht eine Zu=

kunft fürchten, auf der Trug und Zweifel lastet?" Charlotte hörte auf diese Worte nicht, sie gestand ihm, wie arm ohne ihn ihr Dasein werde, das Leben habe ihr den Freund gesandt, diese Momente eines edleren Seins vergönnt. Schiller, überrascht von ihrem hervorbrechenden Feuer, sprach es aus, daß er geglaubt, sie, in ihrer selbstbestimmten Ruhe, werde die Trennung leichter tragen. „Sie wissen nicht, rief sie, was dieser Ruhe Stütze war! — Es war der Bund der Wahrheit. Sie wollen ihn trennen?" Sie klagte die irdischen Sorgen an, unter denen er ringen müsse, ja, ihr leidenschaftlicher Schmerz riß sie zu dem Vorwurf hin, daß er auf Kosten seines Friedens, seines Herzens nach Ruhm, nach Bewunderung strebe.

Schiller erschrak, er war aufs tiefste erschüttert, aber diese Verkennung seines edelsten Strebens abweisend, antwortete er milde, indem er an seine fliehende Jugend mahnte, und wärmer, indem er sein Sehnen und seine Ideale vor ihr darlegte: „Mein Herz fühlt, wie Du nie dieses Sehnen trüben, nie diesen Glanz entweihen kannst." Charlotte empfing das erste Du von seinem Munde mit Wonneschauern, und indem sie es fest und freudig wiedergab und alles Andere in seiner Rede unbeantwortet ließ, nahm sie, den Gedanken der Trennung nicht auszudenken vermögend, ihm das Versprechen ab, keinen eiligen Schritt zu thun, wenigstens Mannheim nicht zu verlassen.

Mit welchem wogenden Licht im Herzen ging Schiller von ihr! Welche Finsternisse überdeckten es, wenn er fühlte,

daß Charlotte ein Opfer verlange, welches sein Genius nicht gewähren könne. Denn Ruhm, ach die schöne Hoffnung der Edlen, der lockende Silberton, der noch jüngst so reizvoll aus Körner's Brief erklungen war, er rief ihm ein mächtiges: Entfliehe! zu. In anderer Sphäre, draußen, in jener Gegend, woher dieser Ruf erschollen war, träumte er sonnige Pfade. Abzuwerfen wieder einmal die alten Gewänder seiner Verhältnisse sehnte er sich; mit kraftvoll strebenden Männern neue Entschlüsse zu fassen, vor begeisterten Augen ein neues Leben zu beginnen. Er trat in das Alter, wo bei jedem Menschen die ernste Selbstschau häufiger einkehrt, wo der Geist seine Rechnungen abschließt, wo neue Segel beizusetzen sind, um mit der Fluth in den Hafen zu kommen, nach deren Versäumniß „die ganze Reise des Lebens sich durch Noth und Klippen winden muß."

Und fühlte er nicht ein geheimes Bangen, daß Charlottens feurige Seele, die schön genug war, um in ihr ein Leben zu verträumen, die sich ihm so unverhüllt gezeigt hatte, ihn doch in ihrem Zauberkreise festhalten werde; daß er, weniger ruhig und fest als sie, die durch doppelte Bande geschützt war, nicht einer Leidenschaft machtlos verfallen werde, die in seinen Augen Verbrechen war? Mißtraue, schöne Seele, dieser Engelsgüte! rief er innerlich Charlotten zu.

War doch sein Herz so leicht von jeder schönen Gestalt, von einer sanften Stimme im Innersten zu bewegen, stürzte er sich doch so gern in die reizvolle Gefahr, ein Mädchen

zu suchen, das seinem Herzen theuer genug wäre! Und war er doch da, wo er suchte, durch Widerstand gekreuzt, und wo er nicht zu suchen wagte, hatte er gefunden!

Die Leserinnen, welche es Romeo zu verargen pflegen, daß er so schnell aus Rosalindens Dienst in Julia's Arme eilt, mögen ihr Herz mit dem holdesten Vergeben füllen, bevor sie erfahren, daß Schiller in Mannheim blos vier Rosalinden rasch wechselnd im Herzen trug. Die erste, Lotte von Wolzogen, entfernt, bereits versagt, war durch Margarethe Schwan allmählich daraus verdrängt worden. Die schöne „Schwanin" hatte die Stellen aus Don Carlos, welche er ihr bald mit ganz besonderem Ausdruck vorlas, wohl verstanden und in der Sprache der Herzen darauf geantwortet. Schiller schrieb so begeistert über sie nach Hause, daß der Herr Papa seinen Friedrich schon im Geiste als Schwiegersohn des wohlrangirten Hofbuchhändlers erblickte. Aber Margarethe war ebenso reizbewußt als reizend, und so sehr sie sich der Verehrung des Dichters freute, so gut sie ihm war, so mochte sie doch noch nicht die Sphäre der Möglichkeiten verlassen, welche sich in einer Schaar von Anbetern um sie bewegte, und beobachtete jenes Betragen, welches ebenso oft Folge eines eitlen, als allzu gefälligen und schwachen Herzens ist und einen ehrlichen Liebhaber aufs beste zur Verzweiflung bringt. Schiller empfing heute alle Wonnen der Hoffnung, morgen alle Qualen der Eifersucht und fühlte sich oft unsäglich elend. War Margarethe vielleicht durch seine Freundschaft mit Charlotten gereizt, genug,

gerade jetzt sah er sie oft im gehässigsten Lichte und schrieb im November über sie in einem Tone nach Hause, daß der Vater glauben mußte, sein Sohn habe diese erwünschte Parthie ganz aufgegeben. Und in der That, eine Zeit lang war es so. Schiller schien nicht abgeneigt, eine andere Verbindung einzugehen, welche auch der Frau von Kalb und anderen Freunden höchst passend erschien. Allein hier stand der Vater des Mädchens, den Charlottens Memoiren als den Professor L. (Hofrath Lamey?) bezeichnen, solchen Wünschen entgegen; und Margarethe wußte den Freund bald wieder so liebenswürdig zu versöhnen, daß er gelegentlich den Gedanken faßte, sich bei Herrn Schwan ernsthaft um sie zu bewerben.

Aber Margarethe hatte eine gefährliche Rivalin an der vierten in diesem Kranze, an der schönen und talentvollen Schauspielerin Katharina Baumann, welche nach Karoline Beck's Tode die Stelle der ersten Liebhaberin ausfüllte und nach seiner Entfremdung von Margarethen auch in Schiller's Herzen, leider ohne ihre Genehmigung, diese Stelle erhielt. Man nannte sie nach ihrer Rolle in den Räubern Amalia. Ihr Auge, von dunkler Wimper überschattet, das schöne Oval ihres Gesichts fesselte selbst in großer Gesellschaft die Augen der feinsten Schönheitskenner, und daß Schiller zu diesen gehörte, wird der Leser in einer Stelle aus Charlottens Memoiren mit Befriedigung vernehmen.

Charlotte ließ sich eines Tages von ihrem Freunde in

traulichem Plaudern mehrere Mannheimer Charaktere schildern. Man kam auch auf die talentvolleren Bühnenkünstlerinnen zu sprechen und Charlotte fragte, welche von ihnen neben ihrem Talent auch wahre Anmuth besitze. Schiller rief lebhaft aus: „Man nennt sie Amalia! Amalia!" und unwillkürlich erröthete er bei diesem Namen. „Ein lieblich holdes Wesen, das bis zu Thränen Sie bewegen kann", erwiederte Charlotte lächelnd, worauf der Dichter fortfuhr: „Zu Ihnen kann ich traulich reden, wie der Augenblick schafft. Was uns bewegt, was so reizt, es ist der Stimme süßer Zauber, und wer den Blick nicht empfangen, wie kann der von Entzückung sagen? — Wie ist ihr Auge von der dunklen Wimper beschattet. — Ja, sie ist schön!" Charlotte, durch solches Lob für die Schöne eingenommen, bat ihn, noch mehr von ihr zu sagen, und Schiller sprach: „Ihre Frage, ob ich ein anmuthiges Wesen kenne, flammte so schnell mich an, — allein ich vermag nicht auszusprechen, wie ich empfinde und denke; die Begeisterung, die aus mir spricht, ist wohl nur Laune des Augenblicks. Doch sähe ich sie in einem violetten Tafftgewand — Farben haben auch eine Macht —, die Locken von einem Schleier umflossen, o welche edle Erscheinung."

Einem so leicht entflammten Herzen gegenüber wird man nach dem eben Erzählten keine Mühe haben, Geständnisse zu begreifen, wie sie Schiller später seiner Braut und Goethe mittheilt, der ersteren, daß er in Mannheim mit einer miserablen Leidenschaft im Busen herumgegangen sei,

dem zweiten, daß er mit dem Wesen einer Theaterwirth- und Liebschaft bekannter sei, als er zu wünschen Ursache habe.

Aber alle diese kleinen Kreuz- und Querwellen der Leidenschaft wurden von der mächtigen Woge mit aufgenommen, welche jetzt sein Herz emporhob. Was waren diese Grazien gegen die Psyche? Was selbst Margarethe Schwan gegen Charlotte, die großherzige, sichere Frau, die den von Dürftigkeit Bedrängten nicht, wie die Anderen, auf sein vernachlässigtes Kleid ansah, sondern in dem schlichten und armen Gefäß den köstlichen Inhalt ehrte. Von ihr zu lassen, von ihr nur zu scheiden, von ihr, deren mündliches oder briefliches Wort die Freude seines Tages war, konnte er nur durch sie selbst und von Verhältnissen, von Antrieben gezwungen sein, welche sehr stark, sehr unabweisbar waren. Sie werden uns in rascher Folge im nächsten Abschnitt begegnen.

VI.

Journalist.

Wir gewähren dem Leidenden unser Mitgefühl nach dem Maß seiner Kraft und seiner Empfindung. Die Strapazen des Matrosen, der in Nacht und Sturm an gefrorenen Tauen hängt, werden uns kaum bewegen, während die

Klagen des alten Lear, wenn die erbarmungslosen Elemente sein weißes Haupt bestürmen, uns zu Thränen erschüttern. Je zarter eine Hand, desto feiner ist ihr Gefühl. Dieses Wort gilt vor allem von der Hand und dem Herzen des geistigen Arbeiters. Selbst der Schriftsteller, der in glücklichster Lebenslage am eleganten Schreibtische sitzt, ist durch dieselbe Reizbarkeit, welche seine Gedanken zu den edelsten Schöpfungen beflügelt, Leiden, Thorheiten und Fehlern ausgesetzt, die er doppelt stark empfindet. Doch bei Jenem, der nicht lebt, um zu schreiben, sondern schreibt, um zu leben, sind diese Gefahren furchtbar gesteigert. An der Stelle, wo auch Schiller im Begriff ist, diesen gesteigerten Gefahren entgegenzugehen, wird es gerecht sein, daran zu erinnern. Und wie könnte man dies besser, als mit den Worten des edlen Carlyle, welche in seinem Leben Schiller's stehen, in keinem Leben Schiller's fehlen sollten.

„Giebt es wohl, sagt Carlyle von solchen Schriftstellern, einen bekümmernderen Anblick, als den eines Mannes, der so reich begabt, so vom Schicksal verfolgt wird, im rauhen Treiben des wechselvollen Lebens, dessen Schläge er am wenigsten ertragen kann? Die erhabensten Ideen nährend und vielleicht von den kleinlichsten Bedürfnissen niedergedrückt, geplagt, bekümmert, erniedrigt, oft zum Wahnsinn gebracht, — der letzte verlorne Posten im Kampfe des Geistes mit der Materie! Wie viele der edlen Seelen sind so auf eine jämmerliche Weise umgekommen, ohne das sich vorgesteckte Ziel erreicht zu haben, Einige im dunklen Wahnsinn",

wir können statt der englischen Namen die eines Lenz, Lenau, Hölderlin nennen, „Einige haben einen noch ernsteren Ausweg gesucht. Indem sie höchst entrüstet ihre Schritte abwärts von einer Welt wandten, die ihnen eine freundliche Aufnahme versagte, flüchteten sie sich zu jener mächtigen Veste, wo Armuth und herzlose Vernachlässigung und die tausend Stöße, die unsres Fleisches Erbtheil, sie nicht mehr erreichen konnten. Und doch sind sie es, welche die herrlichsten Anlagen unserer Seele neu beleben, die uns ein schöneres Ziel zeigen, als Macht und Vergnügen, nnd der Alleinherrschaft des Mammons auf dieser Erde Widerstand leisten. Sie sind der Vortrab im Heerzuge der Geister, die geistigen Kolonisten, welche die Wildniß lichten. Welch ein Schmerz, daß von ihren Eroberungen, so reichhaltig an Segen für Andere, sie so wenig ernten. Aber vergebens ists, darüber zu klagen; sie waren Freiwillige in dieser großen Angelegenheit, sie hatten den Reiz gegen die Gefahren abgewogen und mußten die Folgen tragen."

Von allen Schriftstellern ist keiner den Leiden seines Berufes so preisgegeben, als der dramatische Dichter. Im Vergleich zum lyrischen und epischen Gedicht, zum Roman, zur Novelle ist das dramatische in der Literatur ein heimathloser Gast. Gleich sehr vom Publikum, wie oft vom schnelllesenden Kritiker abgewiesen, wendet es sich an eine Bühne, die den Richtungen des Tages dient. Nach diesem Maße, genommen von den Produkten derselben Mittelmäßigkeit, denen sich die Dichtung entgegenstellt, schätzt die

Bühne die edle Schöpfung eines freien und keuschen Geistes, und je praktischer das Urtheil der Bühnenleiter ist, um so schneller werden sie dem Gaste höflich die Thür weisen. Das hatte Schiller beim Fiesko erfahren und doch konnte er den Gedanken hegen, mit einem Dalberg sich zu verbinden? Wer bürgte ihm daher, daß, wenn der Don Carlos vollendet war, wenn er ein Jahr an den Liebling seines Herzens gesetzt hatte, nicht Herr von Dalberg wieder verlangte, daß Carlos dem Philipp zum Schlusse versöhnt in die Arme sinken sollte?

Aber ist es nicht billig, daß da, wo die höchsten Triumphe winken, auch die bittersten Kämpfe warten? Dieser Gedanke hielt Schiller aufrecht, diese hohe, ja diese fromme Billigkeit seiner Seele, mit der er die größere Hälfte von der Schuld des Geschicks auf sein eigenes Versäumen nahm, bewahrte ihn vor Verzweiflung.

Man kann annehmen, daß ein Genie, wie Schiller's, sich selbst durch Literaturdramen eine Art von Existenz hätte gründen können; aber man vergesse nicht, daß 1784 das Eigenthum des Schriftstellers so angenommenermaßen gute Prise für jeden Nachdrucker war, daß die Verbreitung der literarischen Werke nächst ihrem Werthe ebensosehr diesem Elende der deutschen Zustände, als dem Unternehmungsgeist der Verleger zu verdanken war.

Schiller, jenem Gefangenen gleich, der jeden Morgen seinen furchtbaren Kerker sich zum Sarge verengern sah, maß alle diese Reflexionen ihrem ganzen Umkreise nach aus

und sah ein, daß er irgend etwas ergreifen müsse, um aus seiner immer drohender werdenden Noth herauszukommen. Zum Brodstudium gehörte Brod, und da Dalberg seine Hand ebensogut zu entziehen, als zu geben wußte, beschloß der Dichter, noch einen Versuch zu machen, aus eigener Kraft sich zu helfen. Er klopfte an die Thür eines Hauses, das sich noch keinem Schriftsteller verschlossen hat, eines großen, geräumigen, barmherzigen Instituts, welches schon Manchen von aller Beschwerde erlöst hat, auch von der Beschwerde, Dichter zu sein. Dieses Institut hieß: Journalismus.

Wenn man in ein kaltes Bad geht, welches so tief ist, daß man bequem darin ertrinken kann, so thut man am besten, glanzvoll, mit heroischem Muth, mit Ueberwindung jedes schüchternen Zagens hineinzuspringen. Aber dann heißt es auch schwimmen oder, um ein Schiller'sches Wort aus späterer Zeit zu gebrauchen: „Nur, Herr Oberkonsistorialrath, mit dem Publikum alsdann nicht gespaßt, sondern hübsch, wie es einem rechtschaffenen Kutschenpferde von Journalisten zukommt — bei der Stange geblieben, und nicht gleich bei der ersten Station niedergefallen."

Um „bei der Stange zu bleiben", war Schiller jetzt entschlossen, trotz Charlottens Abmahnung, seine Stellung beim Theater aufzugeben. Er theilte dem Freiherrn von Dalberg, welcher im Herbst von seiner Villeggiatur nach Mannheim zurückkehrte, seinen Vorsatz mit, und Dalberg machte keinen Versuch, den Kontrakt zu erneuern. In der Sitzung des Theaterausschusses vom 19. November konnte

der Regisseur Rennschüb bereits die Mittheilung machen, „daß der ehemals beim hiesigen Theater als Dichter gestandene Herr Schiller eine Zweimonatschrift unter der Benennung Rheinische Thalia dem Publiko angekündigt habe.“ Schiller war am 26. Mai 1784 zum letzten Mal in der Sitzung erschienen.

Nun hatte Schiller keine Wahl mehr, als sich in die Arme des Publikums zu werfen, und er that es mit der Ankündigung seiner Rheinischen Thalia.

Der Traum, für die Ewigkeit zu arbeiten, gehört so nothwendig zum Dichter, als die Nothwendigkeit, für die Gegenwart zu arbeiten, zum Journalisten. Dort ist Tiefe, Einfalt und Natur Mittel und Zweck, hier gilt Virtuosität und Bravour oft als das sicherste Mittel, den edelsten Zweck zu erreichen. Der Journalist bekennt sich zum Dienst der Parthei, des Dichters Hand kann nicht das Fieber schildern, wenn sie vom Fieber zittert. Der Dichter sieht im Publikum eine erhabene Gemeine edler Menschen, dem Journalisten steht es nur zu oft in jener Gestalt vor Augen, wie es nach Tische ist; er weiß, daß Magen und Zunge und ein schläfriges Auge in dem Rathe sitzen, wo er seine Vorträge hält. Ich will die Versuchungen nicht aufzählen, welche von den Königen der Tribüne und des Buchhandels dem Journalisten drohen. Aber wer hier nur seinen Charakter rein erhält, muß schon eine ungewöhnliche Kraft besitzen; wer hier Dichter bleibt, ein Kopf ersten Ranges sein. Die Widersprüche, die Schwächen, welche in Schiller's

Charakter liegen, werden vielleicht hier am meisten zu Tage kommen.

Das Programm seiner Thalia, datirt vom 11. November, ist vielfach bewundert worden, und in der That, es ist glänzend 'geschrieben. Es that ihm nach den kleinlichen Banden, die ihn bisher umfingen, offenbar wohl, sich wenigstens in einem offenen Brief ans Volk über seine Absichten auszusprechen. Aber wem Thaten lieber sind als Programme, der wird sich nicht sehr grämen, unter der prächtigen Toga dieses Programms die Noth hervorgucken zu sehen, welche auf's beste in Tugend gekleidet ist. „Zu oft schon geschah es, sagt die Ankündigung im Hinblick auf die besseren Motive des Verfassers, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Spekulation eines Kaufmanns sich flüchtete." Er nennt das Publikum sein Alles, sein Studium, seinen Souverän, seinen Vertrauten. Wenige Wochen darauf schreibt er in einem Briefe, sich gleichsam über diesen Abfall von der Poesie entschuldigend: „Ueberdem zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genies, sondern nach Spekulation des Handels zu wählen. — Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte widmen, aber das leugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer andern Sphäre würde beschäftigt haben." „Stören Sie mein bischen Verdienst nicht, schreibt er an Göckingk, es wird mir sauer genug werden."

In freier Kühnheit hatte er seine Räuber in die Welt

geschleudert. In diesem Programm, vielleicht im Gefühl, daß sein neuer Souverän ihm daraus einen Vorwurf machen könne, klagt er die Akademie als die Urheberin des angerichteten Unheils an, und nennt sein edles Jugendwerk eine Geburt, die „der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius“ in die Welt setzte. Er beging mit dieser Rücksicht auf die engherzige Moral denselben Verrath an den Räubern, welchen er aus Rücksicht für den Hofmann an Kabale und Liebe begangen. Sehr erklärlich ist es, daß er seine jammervolle Lage unter dem stolzen Worte verhüllt, keine andere Fessel tragen zu wollen, als den Ausspruch der Welt, und ebenso erklärlich, daß er einen Monat nachher emsig die Gunst des Herzogs von Weimar und einen Titel sucht. Aber man wird das Eine schwerlich aus einem gesteigerten Freiheitsprinzip ableiten können, wenn man das Andere nicht aus einer Abhängigkeitsneigung ableiten will. Durch die Räuber hatte er sich das Publikum zum Vertrauten, sich Körner zum Freunde gemacht. Das war die rechte Weise, wie der Dichter Bündnisse mit der Nation zu schließen hat. Auch das stolzeste Journalprogramm mußte nach solchem Werke blaß erscheinen.

Vergebens war der verbrauchte Kunstgriff, womit er vielleicht auf Anrathen des Verlegers, Herrn Schwan, die Eitelkeit des Publikums ins Spiel zu bringen suchte, indem er versprach, Namen und Charakter seiner Subscribenten dem Journal vordrucken zu lassen, vergebens die reiche Auswahl von Materien, welche er ans Schaufenster stellte; der

Souverän, sein Alles, das Publikum beeilte sich nicht mit der Subscription und die Thalia nicht mit ihrem Erscheinen. Als das erste Heft endlich im März 1785 herauskam, war auf der inwendigen Seite des blaugrauen Umschlags, in welchem es in Mannheim erschien, die vielverrätherische Anzeige zu lesen: „Da nur der kleinste Theil meiner Herren Subscribenten sich mir genannt hat, so mußte mein Vorsatz, sie dem ersten Hefte dieser Thalia vordrucken zu lassen, unterbleiben."

Und welche Mühe und Zeit raubte das „Geschäft" dem Dichter! Er hatte die Literaten für sein Werk zu interessiren, die Ankündigung an andere Journale zu versenden, er schrieb an Göckingk, an Ebert fast demüthige Briefe; an den alten Gleim, dessen nächster Freund J. G. Jacobi auf seiner Reise nach Freiburg längere Zeit in Mannheim verweilt und mit Schiller verkehrt hatte, schrieb er unterm 26. November: „Erlauben Sie, werthester Herr, einem Ihrer wärmsten Bewunderer und Verehrer, daß er Ihnen ein Herz voll Freundschaft und Wohlwollen anbiete und Ihnen gerade heraus bekenne, wie unendlich schätzbar ihm eine nähere Verbindung mit Ihnen sein würde. Wenn Sie es nicht zur Bedingniß derselben machen, Ihnen an Geiste zu gleichen, so ist er vielleicht ihrer Liebe nicht unwerth." Auch an Scharfenstein schrieb er und bat ihn zugleich um die Uebersendung eines Miniaturbildes, welches der Freund in früheren Tagen von Schiller zu malen begonnen hatte.

Bereits die Ankündigung, welche im deutschen Museum

Dez. 1784 S. 364 erschien, fand Widerspruch. Man sah darin eine unnöthige Bravour. Der Redaktion des pfälzischen Museums wurden drei Stachelgedichte auf Iffland, Klein und Schiller eingesandt, welche so bitter waren, daß die Redaktion bei den Betroffenen anfragte, ob sie gedruckt werden sollten. Als diese eingewilligt, erschienen sie IX. Heft 1784 S. 526, unter ihnen folgendes Epigramm auf Schiller, welches scharf auf den wunden Fleck seines Programms traf:

Dem Genius gebar Madame Subordinatio!
Ein zügelloses, aber herrliches Kind, die Räuber;
Fiesko, Millerin sind von Miß Freiheit und Pensio.
Herr Genius, changiren Sie nicht mehr die Weiber!

Aber so sehr solche Stiche bewiesen, wie unerquicklich seine Stellung in Mannheim geworden war, so gering waren sie gegen den Schlag, den die Presserin Noth wahrscheinlich Mitte November gegen ihn geführt hatte. Meine Leser erinnern sich, daß der erste Schritt auf die gefährliche Bahn der Schulden durch den Selbstverlag der Räuber gethan war, und daß ein Freund für die Summe von 200 Gulden sich verbürgt hatte. Vielleicht war sie durch fortwährendes Aufschieben bis auf 300 Gulden angewachsen. Jetzt wurde der Bürge gedrängt. Schiller's Vater, der allmählich anfing, ernstlich mit seinem Sohn zu zürnen, wollte, konnte hier nicht für ihn einstehen. Der Bürge mußte aus Stuttgart entfliehen und kam nach Mannheim. Man setzte ihm nach, erreichte ihn hier und hielt ihn gefangen. Schiller's Lage

war schrecklich. Um den Freund für jetzt und für die Zukunft zu retten, blieb kein anderes Mittel, als ihm die Summe, für welche derselbe sich verbürgt hatte, zu erstatten. Aber woher diese nehmen? Konnte er seinen Stolz soweit überwinden, sich Frau von Kalb oder gar Dalberg zu vertrauen? Nach den gemachten Erfahrungen wäre bei letzterem eine solche Demüthigung auch ganz nutzlos gewesen.

Bei so dringender Noth, bei der Gefahr, daß die Sache in Mannheim ruchbar, sein Ruf noch empfindlicher gekränkt werde könne, gerieth Schiller in eine solche Aufregung, daß er seinem Vater die bittersten Vorwürfe machte und ihm schrieb, er hätte wohl für die Schuld einstehen können.

Endlich kam Hülfe und zwar wieder aus dem Theile des Volks, der mit dem Mangel und seinem Gefolge bekannt ist, und bei welchem der Bittende nicht schon die Bitte mit Schamröthe bezahlen muß. Streicher's Hauswirth*), ein Baumeister Namens Anton Hölzel, weder wohlhabend, noch besonders gebildet, theilte seines Miethsmannes Verehrung für Schiller, und als ihm die Noth desselben bekannt wurde, schaffte er, kein Opfer scheuend, die nöthige Summe herbei und nahm dem unglücklichen Dichter die schwerste Last vom Herzen.

Aber so sehr dieser für den Augenblick erleichtert war,

---

*) So erzählt Streicher. Nach einer mir vorliegenden Aufzeichnung von einer jüngern Tochter Schwan's, von der Staatsräthin Pistorius, wohnte Schiller bei Hölzel's.

auf die Dauer war er nicht von den Plagegeistern gerettet, zumal jetzt aus erklärlichen Gründen zu seinen Stuttgarter Schulden noch Mannheimer hinzukamen. Immer fester setzte sich der Gedanke bei ihm, ganz von Mannheim fortzugehen. Wenn er ihn gegen Charlotte aussprach, so begann der frühere Kampf wieder, ja selbst andere Freunde, wie der Geheimrath Karl von Moser, Dichter und Publizist, in dessen schöner Villa zu Waldheim Charlotte und Schiller sich wohl zusammenfanden, suchte den ihm werth gewordenen jungen Dichter der Rheingegend zu erhalten, Andere suchten ihn durch bittern Spott auf die Sachsen von der Sehnsucht nach Norden zu heilen. Aber der Gedanke hatte sich in ihm festgesetzt, zur Jubilatmesse nach Leipzig zu reisen, in der dunklen Ahnung, daß sich dort sein Glück zum Bessern wenden müsse. Charlotte hat uns den Spaziergang geschildert, auf welchem er im Anfang Dezember zuerst solche Vorsätze äußerte. Sie eilten in schweigender Trauer durch den breiten Gang der Buchenwände, das welke Laub paßte zu ihrer trüben Stimmung; vom Abendnebel umschleiert standen die hohen Statuen, „mit falben Blättern wie mit Wunden bedeckt.“ Sie erschienen ihnen „wie Leichen, die ausgeblutet haben.“ Charlotte sprach die Hoffnung aus, daß sie den nächsten Johannistag bei einer Freundin zusammen verleben würden. Schiller schüttelte traurig das Haupt und sagte, nie werde er sie dahin geleiten. Es sei bestimmt, er solle die Sommersonne nicht mehr im Rheinstrom schauen. Charlotte brach in Klagen aus, vergebens suchte er sie zu

trösten. Beide verstummten, Jeder zagte, das Wort des Andern zu vernehmen.

In solchem zerstörenden Jammer lebte er seine Tage hin und oft in Sorgen die Nächte, in denen er mit größter Anstrengung die Materialien zu seiner Thalia sammelte. Die vier Porträts, die über seinem Schreibtische hingen, sahen ihn oft fragend und vorwurfsvoll an, ob er noch immer nicht antworte. Aber er hatte längst den Vorsatz aufgegeben, an die wunderbaren Fremden zu schreiben. Ein tiefes Schamgefühl, sich in dem Staub irdischer Sorgen denen zu nahen, die ihn nur in dem glänzenden Kleide des Geistes erblickt hatten, die ihn bereits für einen Undankbaren oder übermäßig Eitlen halten konnten, hatte ihn völlig eingenommen. Da, es war am 7. Dezember, vielleicht am Abend nach jenem Spaziergang mit Charlotte, — seine ganze Seele war in Wehmuth aufgelöst — er war einsam in seiner Zelle, hielt wieder stumme Zwiesprach mit jenen vier Bildern, sie schienen ihn anzuklagen, zu ermuthigen, und plötzlich, wie von einer innern Nothwendigkeit getrieben, griff er zur Feder.

Er schrieb: Nimmermehr können Sie mir's verzeihen, meine Werthesten, daß ich auf Ihre freundschaftsvollen Briefe, auf Briefe, die so viel Enthusiasmus und Wohlwollen gegen mich athmeten und von den schätzbarsten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, sieben Monate schweigen konnte. Ich gestehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröthe niederschreibe, welche mich vor mir selbst demü=

thigt, und daß ich meine Augen in diesem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederschlage, die über meinem Schreibtisch hangen und in dem Augenblick zu leben und mich anzuklagen scheinen. Gewiß, meine vortrefflichen Freunde und Freundinnen, die Beschämung und Verlegenheit, welche ich gegenwärtig leide, ist Rache genug. Nehmen Sie keine andre mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht, um diese unerhörte Nachlässigkeit zu entschuldigen, nur sie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen.“ Und nun schildert er seine Freude über den Empfang jener Briefe, sagt, daß sie es veranlaßt, wenn er die Verwünschung seines Dichterberufs, die sein widriges Verhängniß ihm schon auspreßte, zurückgenommen habe, schildert alle die Widerwärtigkeiten und die Zerstreuungen, welche der Leser erfahren hat, und klagt sich selbst aufs rührendste an. Auch in Betreff seiner Thalia, deren Ankündigung er beilegt, sucht er sich beinahe zu entschuldigen: „Auffallen mag es Ihnen immer, daß ich diese Rolle in der Welt spielen will, aber vielleicht söhnt die Sache selbst Sie wieder mit ihrer Vorstellung aus. Wenn ich nur, schließt er, in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß worden bin, so soll diesem Brief auf das schleunigste ein zweiter folgen. Frauenzimmer sind sonst unversöhnlicher, als wir, also muß ich den Pardon von solchen Händen unterschrieben sehen. Mit unauslöschlicher Achtung der Ihrige. Schiller.“

VII.

Rath Schiller.

Als hätte das Glück, das ihm vom Norden kommen sollte, nur auf seinen ersten Schritt gewartet, bot es ihm jetzt die Hand. Es kam vom Norden, und zwar in der Gestalt eines edlen deutschen Fürsten. Der Herzog Karl August von Weimar hatte, um für den im folgenden Jahre zusammentretenden Fürstenbund zu wirken, eine Reise unternommen, welche ihn Anfangs Dezember nach Frankfurt und Darmstadt führte. Hier gedachte er sich bei seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Ludwig IX., längere Zeit aufzuhalten. Frau von Kalb hatte schon durch ihren Verwandten, Siegmund von Seckendorf, der jetzt als Gesandter Friedrichs des Großen aus dem weimarischen Kreise geschieden war, auch durch andere Verwandte Anknüpfungen an die fürstlichen Personen. Vielleicht erregte sie in Schiller den Gedanken, sich in Darmstadt dem Herzog von Weimar vorzustellen, und wo möglich durch eine Vorlesung des Don Carlos den für alle geistige Kraft empfänglichen Fürsten für sich zu interessiren. Mit ihren und Dalberg's Empfehlungsbriefen versehen, reiste Schiller gegen Weihnachten dahin ab, sein Drama und als Talisman die kostbare Brieftasche von Minna Stock in der Tasche. Er erhielt

die gewünschte Erlaubniß, und las in Gegenwart des hessischen Hofes und der hohen Gäste den ersten Akt des Don Carlos vor. Die Darstellung des unglücklichen Fürstensohnes ergriff in jener Zeit, wo manches Herz aus den höchsten Regionen ähnliche Kämpfe menschlich zu verwinden hatte, die Zuhörer aufs lebhafteste. Die Frau Erbprinzessin von Darmstadt bewunderte sogar die geschmackvolle Brieftasche, in welche sein Heft eingeschlagen war; Karl August, der in den französischen Tragikern wohl bewandert war, gab dem Dichter einige kritische Winke und dieser, von seinem fürstlichen Erzieher her gewohnt, frei und ungezwungen mit fürstlichen Personen zu reden, ward, vermuthlich unter vielfachem Lächeln, in seiner Unterredung zu solcher Offenheit fortgerissen, daß er seinen Wunsch aussprach, dem Herzog seinen Carlos widmen zu dürfen, dem Weimar'schen Kreise von edlen Geistern anzugehören, ja sogar nicht undeutlich merken ließ, er habe, um ein häusliches Glück zu begründen, nichts nöthig, als die ausgesprochene Gunst des Herzogs von Weimar.

Karl August verstand seine Meinung vielleicht gütiger, als der Dichter es gehofft hatte; denn schon am 27. Dezember, während letzterer noch in Darmstadt verweilte, überraschte er ihn mit folgender Entscheidung:

Dem Sachsen-Weimarischen Rath Dr. Schiller
jetzt zu Darmstadt.

Darmstadt, den 27. Dezember 1784.

Mit vielem Vergnügen mein lieber Herr Doktor Schiller

ertheile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl.

Carl August, H. z. S. W.

Schiller überlas diese wenigen Zeilen vermuthlich mehr als ein Mal und sprach seinen Dank in einem begeisterten Schreiben dem Fürsten aus, der durch diesen einen Federzug fast mehr zu der äußern Lebensstellung des Dichters beitrug, als Streicher und Anton Hölzel mit der Aufopferung ihres ganzen Vermögens vermocht hätten. Denn wie ganz anders kehrte der neue Weimar'sche Rath nach Mannheim zurück, wie leuchtete in Transparentschrift dieser Titel dem Publikum entgegen! Welche Perspektive that sich vor den Augen seiner Neider und Feinde, vor den hoffenden seiner Freunde auf. Eine Zeitschrift, Engels Magazin d. Ph. und schönen Lit. brachte im II. Heft von 1785, S. 171, sogar die Nachricht: „der berühmte Theaterdichter Herr Schiller geht als herzogl. sächs. Hofrath nach Weimar." — Dieses kleine Wörtchen „Rath" stopfte auch den Stuttgarter Gläubigern eine Zeitlang den Mund und brachte die schwere Gewitterwolke, die sich im väterlichen Hause über dem Haupt des Sohnes zusammengezogen hatte, endlich zu wohlthätigem Regen. Sie ergoß sich in einem vom 12. Januar datirten, acht engbeschriebene Oktavseiten füllenden Briefe des Vaters, dem ersten seit Monaten, den er an den Sohn schrieb. „Lieber Sohn, begann der brave Mann, sehr ungern gehe ich an die Beantwortung Seines letzten Schreibens vom 21. No-

vember vorigen Jahres, das ich lieber niemals gelesen zu haben wünschte, als daß ich die darin enthaltenen Bitterkeiten nochmalen kosten soll. Nicht genug, daß Er im Anfange dieses gedachten Schreibens mir den höchst unverdienten Vorwurf macht, als ob ich für Ihn hätte 300 Gulden aufbringen können und sollen, fährt Er hernach fort mich wegen Nachfrage um Ihn auf eine mir sehr empfindliche Art zu tadeln. Lieber Sohn, das Verhältniß zwischen einem guten Vater und dessen, obwohl mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irre gehenden Sohne, kann den Letzteren niemals berechtigen, das, was der Erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbstgemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 Gulden anbetrifft, so weiß es leider Jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es nicht möglich sein kann, nur 50 Gulden, geschweige denn soviel im Vorrath zu haben; und daß ich eine solche Summe borgen sollte zu immer größerem Nachtheile meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so Vielen, was er versprochen, noch das Wenigste halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater." Der Vater sprach sich alles vom Herzen, machte Friedrich Vorwürfe, daß durch seinen Zwischenrath sich Christophine habe bestimmen lassen, Reinwald kälter zu behandeln, so daß dieser seit zwei Monaten nicht mehr geschrieben habe. „Sie hätte sich, meint der

Vater, ganz gewiß in ihn und seine Verfassung um so besser schicken können, als sie Gottlob von Großthun und Uebertreibung noch nicht angesteckt ist und sich in alle Umstände schicken kann." Schon immer hatte der alte Hauptmann an dem stolzen und rücksichtslosen Betragen des Sohnes Anstoß genommen und ihm oft nicht ganz würdige Vorschläge gemacht, die Gunst der Menschen zu suchen. Auch in Bezug auf eine gute Partie für den Sohn war er ein wenig Polonius; ihm war, da Friedrich sich so offen über seine Liebe zu Lotte von Wolzogen gegen Andere aussprach, auch der halb ernsthafte Heirathsantrag schwerlich verschwiegen geblieben, den der Sohn nach Bauerbach geschrieben hatte. Auf den Bauerbacher Aufenthalt war der Hauptmann schlecht zu sprechen. Hinc illae lacrymae! schrieb er an den Sohn mit Bezug auf seinen dortigen Müßiggang und seine jetzige Noth. Und so hieß es in seinem Briefe vielleicht mit Bezug auf das adlige Fräulein: „Was die Anmerkung von der Schwan'schen Tochter betrifft, das wundert uns in Rücksicht auf das, was ehedem hievon gedacht worden ist, von deren Lob ich Seine eigene Aeußerung in Händen habe. Im Durchschnitte möchte doch diese Parthie eine bessere gewesen sein, als ein gewisses Fräulein, um die Er angesucht haben soll."

Die Thränen, welche Schiller bei Lesung dieses Briefes ohne Zweifel vergoß, wurden durch eine Antwort seiner Leipziger Freunde getrocknet. Wer kann diese würdigen, ruhigen Trostworte Körner's ohne Rührung lesen? Man

glaubt im Ohr den sanften, festen Ton zu vernehmen, mit dem der glücklichere Freund männlich den Gebeugten aufrichten will. „Wir wissen genug von Ihnen, schreibt er, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsre ganze Freundschaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst sobald als möglich. Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so theuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfniß.“ Auch der lockende Silberton erklang wieder, den Schiller's Ohr so gern vernahm, aber zugleich eine ernste Mahnung. Körner war nicht durch ein schönes Programm zu bestechen. „Ihrer Thalia, schreibt er, sehe ich mit Verlangen entgegen, aber es sollte mir weh thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten werden, was Ihre eigentliche Bestimmung zu sein scheint. Alles, was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakspere noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel.“ Er bewilligt dem Genius des Freundes solche Nebenarbeiten wie die Thalia, während der Dichter durch größere Werke, wie man sie von ihm zu erwarten berechtigt sei, zugleich die Forderungen seines Zeitalters und seines Vaterlandes befriedigen müsse.

Nach diesem Briefe sprach es in Schiller's Herzen laut: diese Menschen gehören dir! diesen Menschen gehörst du! Dieser Brief riß bei seinem Hang, Alles zu vergrößern und

aus dem kleinsten Keim eine Saat von Glück zu träumen, seine Hoffuungen schwindelnd fort. Es bedurfte nur eines Hauchs, um die Flocke seiner Entschlüsse zu lösen und lawinenschnell wachsen zu lassen.

Zum 18. Januar war Kabale und Liebe angesetzt. Katharina Baumann sollte zum ersten Mal die Rolle der Luise spielen. Iffland und Schiller studirten ihr die Rolle ein und Schller freute sich aufs lebhafteste, die angebetete Schauspielerin in seinem Stücke auftreten zu sehen. Aber die Vorstellung, welche seit dem 9. Mai vorigen Jahres nicht wiederholt war, fiel, vielleicht, weil der Theaterdichter jetzt nachlässiger behandelt wurde, in den Hauptrollen außer Beck's Ferdinand und der Rolle der Luise so schlecht aus, daß Schiller über die Uebrigen um so empörter war, als ihn Katharina Baumann entzückt hatte. Er hatte ihr einen persönlichen Beweis seiner Bewunderung und Liebe zugedacht und als er sie nach der Vorstellung in ihre Wohnung begleitete, steckte er ihr ein kleines Päckchen in die Hand. Was war es? Sein Miniaturbild, vielleicht eben das, welches er von Scharffenstein sich erbeten hatte.*)

---

*) Katharina hat dem Regisseur Düringer, welcher sie als die Wittwe des Kapellmeisters Ritter in hohem Alter zu Mannheim kennen lernte, erzählt, daß sie an Schiller die Frage gerichtet: Was soll ich damit? Worauf dieser auf gut schwäbisch sehr verlegen geantwortet haben soll: „Ja sehet Sie, das weiß ich Ihnen nit zu sage.“ Düringer sagt, sie habe sich kindlich gefreut, wie Schiller ihr den Hof gemacht, aber sie habe, durch seine saloppe Erscheinung abgeschreckt, seine Gefühle nicht erwiedert.

Aber so warm er hier seine Bewunderung bethätigte, so energisch war der Tadel, welcher sich am nächsten Morgen in einem Schreiben an Dalberg über die Schauspieler ergoß. „Es ist das erste Mal, hieß es, daß ich über die theatralische Vorstellung meines Stücks eigentlich meine Meinung sage, und auch jetzt würde ich es aus tausend Ursachen nicht thun, wenn meine wahre Hochachtung für E. E. mir es nicht zur Pflicht machte, ehe ich einen Schritt öffentlich thue, wenigstens mich offenherzig gegen Sie zu erklären.

„Ich weiß nicht, welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsere Herren Schauspieler — doch meine ich nicht alle — die Convenienz bei sich getroffen haben, schlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch schlechtes zu verderben.“ Es kommen bittere Pillen in dem Briefe vor, z. B. „wenn unsere Herren Schauspieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden“ und „ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater.“

„Es steht bei E. E., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, so bin ich entschlossen, in der Rheinischen Thalia weitläuftiger über diesen Punkt mich herauszulassen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.“ Unterzeichnet war R. (Rath) Schiller.

Daß der Freiherr solchen Brief nicht ohne Mißstimmung aufnahm, ist begreiflich, zumal Schiller selbst in der Ankündigung der Thalia seine Räuber herabgesetzt hatte und selbst Stimmen, wie Nicolai und Schröder, der Ansicht Dalberg's Recht gaben, daß Schiller auf einem falschen Wege sei. „Ich hasse Schillern, hatte Schröder 1784 an Dalberg geschrieben, daß er wieder eine Bahn eröffnet, die der Wind schon verweht hatte", und Dalberg schrieb an Meyer in ähnlichem Sinn noch 1786. Sagte er dem gewesenen Theaterdichter seine Meinung ebenso unverhohlen über seine Stücke, wie Schiller über Dalberg's Schöpfung und Augapfel, das Theater, sprach? Wo blieb hier Schiller's Ansicht von dem hohen Standpunkte des Instituts, das zu vertreten er in der Ankündigung der Thalia in so tonvollen Worten versprochen hatte? Gewiß, solche Sachen kamen zwischen beiden Männern zur Sprache, und es blieb sicher nicht blos bei prinzipiellen Erörterungen.

Je öfter sie kamen, je mehr auch die Schauspieler sich dabei betheiligten, desto mehr wurde die ganze Mannheimer Atmosphäre dem Dichter zuwider. Er segnete seine Phantasie, die in dem traurigen Einerlei seines Aufenthaltes wenigstens seine Gedanken in die Ferne tragen konnte. In einer solcher Stimmung, wo ihm selbst seine Dichtungen verblaßten, wo alle seine Empfindungen in wollüstiges Trauern dahinschmolzen, suchte er seine fernen Freunde in Leipzig auf und schrieb zum zweiten Mal, inniger und vertrauter, jenen Brief, der vom 10. Februar datirt ist und worin die

schönen Worte stehen: „Vielleicht, daß Sie Schillern noch eben so gut sind, wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter längst widerlegt sein wird.“

Von einem Besuch unterbrochen, blieb dieser Brief zwölf Tage liegen, und in diesen zwölf Tagen ging eine solche Revolution in dem Schreiber vor, daß, als er die Feder am 22. wieder aufnahm, sein Entschluß feststand, Mannheim zu verlassen.

Der Herzog Karl August hatte seinen neuen Rath nicht vergessen*). Er hatte Schiller in einigen freundlichen Zeilen vom 9. Februar auf seine Danksagung geantwortet, mit dem Zusatz: „Geben Sie mir zuweilen von Ihnen Nachrichten und von Demjenigen, was in der literarisch und mimischen Welt, welche Sie bewohnen, vorgeht.“ Hierin sah Schiller einen Wink. Er sah, der Herzog wolle mit ihm in Verbindung bleiben. Was hatte Goethe nicht durch ein rein persönliches Verhältniß in Weimar erreicht? Denn daß er seinen Fach-Kenntnissen seine Ministerstellung verdankte, das mochte Schiller mit vielen Andern in Deutschland bezweifeln. Konnte ihm selbst nicht Aehnliches glücken?

---

*) In der vortrefflichen Arbeit von G. Kuhlmey, Schiller's Eintritt in Weimar (Progr. d. Cölln. Realgymn. April 1855. S. 3.) ist eine Stelle aus dem Briefe Karl August's an Knebel vom 11. März auf Frau von Kalb und Schiller gedeutet. Der Herzog schreibt, daß die Schwägerin der Frau von Seckendorf ihre Neigung für F. S. nicht lebhaft genug ausdrücken könne. Dieser F. S. ist nicht Friedrich Schiller, im Originalbriefe steht nach gütiger Mittheilung von Varnhagen von Ense Franz Seckendorf ausgeschrieben.

Charlotte von Kalb, die, nach ihren Memoiren zu urtheilen, nach der Vorlesung des Don Carlos nicht weiter in ihn drang, in Mannheim zu bleiben, mochte es, wenn auch mit tiefem Schmerz, als sein Bestes ansehen, wenn er ging, in Weimar eine Stellung zu erringen.

Das Bündniß dieser beiden Seelen hatte sich zu einer hohen Leidenschaftlichkeit gesteigert. Schiller selbst war in einen furchtbaren Kampf geworfen. Die Situationen in seinem Don Carlos fingen an, wie bei keinem seiner bisherigen Werke, sich bis ins Einzelnste seinen eigenen Gefühlen als Organe anzubieten. Die Geständnisse, welche der unglückliche Prinz einer durch die Bande der Konvenienz und der Pietät von ihm geschiedenen Frau mit der rasendsten Leidenschaft ausströmt, waren des Dichters eigene Erlebnisse geworden, und gleich als hätte er diese dämonische Herrschaft, welche der Charakter des Prinzen über ihn gewann, nicht ertragen können, hatte er sich innerlich ein Ideal des Opfermuths geschaffen, welches er im Posa fast unmotivirt in den Tod hineinwarf, um sein größeres Selbst wie eine Fahne vor sich zu entrollen, welcher er folgen müsse. Aber Elisabeth-Charlotte war ihm auch in diese Zuflucht gefolgt, und auch der Ritter des Ideals ward gezwungen, vor ihrer Seele den Kampf zwischen Ideal und Leben, Entsagung und Genuß noch einmal durchzukämpfen, in dem Carlos unterlegen war.

O Gott! das Leben ist doch schön!

Wenn auch nicht damals geschrieben, gelebt wurden

diese Worte damals. Aber die dramatische Form war Schiller nicht ausreichend oder zu heilig, um in ihr die Stürme seiner Leidenschaft rückhaltslos auszutoben, um „zu sagen, was er leide." Dies konnte er nur im lyrischen Gesang, und so entstand jener gewaltige Empörungsspruch gegen eine erzwungene Ehe und ihre religiöse Weihe, den die Leser der bisherigen Cotta'schen Ausgabe nur zum kleinsten Theil kennen. Er erschien unter der Ueberschrift: Freigeisterei der Leidenschaft im I. Heft der Thalia von 1786. Wenn man Schiller's Anmerkung auch glauben wollte, daß hier nur die Leidenschaft eines erdichteten Liebhabers spreche, so wird doch die Veranlassung dieser Erdichtung keinen Augenblick zweifelhaft sein können, und es war empfunden und durchlebt, wenn er sang:

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

O, zittre nicht — du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht,
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren;
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorsicht kann den überflüss'gen Geist entrathen,
Für den sie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte mich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wüterich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Thränen machst du dich bezahlt?

Bestïcht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O, diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied sei're ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin!

Man wird es begreiflich finden, daß ein Freund, der so empfand, durch die Anwesenheit von Charlottens Gemahl nicht ruhiger wurde. Wenn Schiller nichts gewesen wäre als ein lebhafter junger Mann, so würde er kaum anders haben empfinden können. Aber er, mit seinem Hang, stürmisch zu entscheiden und zum Besitz zu drängen, er konnte hier nicht halb besitzen. Er konnte ein Gemälde beneiden, welches Charlotte begeistert lobte. Er konnte sie jetzt anklagen, daß sie ihn nicht so hingebend liebe, wie sie von ihm geliebt werde, daß sie nicht gegen seine ganze Seele

die ihrige einzusetzen vermöge. Er konnte ihr innerlich Schuld geben, sie habe ihn in diese Qualen verstrickt. Wie nahe liegt Haß und Liebe, Schmähung und Vergötterung in solchen Herzensstürmen beisammen! In diesem Leidenschaftswirbel, in diesem vergeblichen Ringen sich unaufhörlich umzutreiben, das ertrug seine gesunde Natur nicht. Es galt die Erhaltung seines innersten schöpferischen Kerns, es galt die ganze Einheit seines Wesens. Er fühlte, daß nur der schaffen kann, der vom Wirbel bis zur Zehe untheilbar von einer Idee erfüllt ist.

In solchen Momenten nahm Alles, was ihm sonst theuer gewesen, die düstere Farbe seiner gemarterten Seele an. Die Freunde, Beck, Streicher, und zumal Margarethe, Alle erschienen ihm flach, leer, inhaltslos, nicht des Bleibens werth. Er mußte fort. Durch die Gunst Karl August's, durch die Leipziger Freunde war nach außen hin sein Weggehen genügend motivirt.

So kündigte er denn hastig und stürmisch Allen seine Abreise an und nahm den Brief an Körner mit Ungestüm wieder auf, um seine Uebersiedelung einzuleiten. Wie erklärlich sind uns jetzt folgende Worte: „In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte,

keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation." — Dieses was vielleicht, es war Charlotte. Nichts, sagt er, binde ihn mehr; außerdem verlange es seine Konnexion mit dem „guten Herzog von Weimar", daß er selbst dahin gehe und persönlich für sich negotiire. Aber vor Allem wolle er seine Freunde von Angesicht zu Angesicht sehen. „O meine Seele, schreibt er, dürstet nach neuer Nahrung, — nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit, Liebe. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich Alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Vergeltung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei." Er schwelgt in der prophetischen Ahnung eines unbekannten, ja des gewissen Glückes, das ihn in Leipzig erwarte, er will in drei bis vier Wochen Mannheim verlassen. „Wie unaussprechlich viel Seligkeiten verspreche ich mir bei Ihnen und wie sehr soll es mich beschäftigen, Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft und wo möglich Ihres Enthusiasmus für mich werth zu bleiben!"

Schiller schrieb dann an Huber. Diesem enthüllte er seine Bedrängniß. Bald erwiederten die Freunde seine Anmeldung mit einem herzlichen Willkommen; „und nun bleiben Sie noch zurück, wenn Sie können!" rief Körner ihm zu und sorgte vor Allem dafür, daß Schiller das bekam, ohne was er von Mannheim nicht loskommen konnte, er sandte ihm eine Summe Geldes in Wechseln.

Mannheim sollte indeß dem Dichter noch gründlich verleidet werden. Mitte März erschien das erste Heft der Thalia. Es enthielt den ersten Akt des Don Carlos mit einer huldigenden Widmung an den Herzog von Weimar. „Wie theuer ist mir der Augenblick, schloß dieselbe, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlteste Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß er mir erlaubt hat, ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf." Der Journalist debütirte außerdem mit der Uebersetzung einer Episode des Jacques le Fataliste von Diderot, welcher Roman ihm von Dalberg als Manuskript mitgetheilt war. Die Erzählung führte den Titel: „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache." Eine Wittwe, von ihrem Geliebten treulos vernachlässigt, rächt sich an ihm, indem sie mit fein angelegter Intrigue ihn in die Netze einer verlornen Schönen lockt, welche er, überzeugt von ihrer Tugend, auch heirathet. Nach der Hochzeit wird er mit der wahren Vergangenheit seiner Ge=

mahlin durch eben jene Wittwe bekannt gemacht. Er ist außer sich, doch der tiefe Schmerz seiner jungen Frau (vom Verfasser hinreißend gezeichnet), ihre wahre Liebe zu ihm überwindet seinen Zorn und seine Grundsätze. Er geht mit ihr auf seine Güter, und sein vollkommenes Glück macht die beabsichtigte Rache zu Schanden.

Schiller fand, indem er mit dem geistvollen Schüler Shaftesbury's sich befreundete, auch hier einen Uebergang von Rousseau zum wirklichen Leben und zu einem gemäßigteren Styl. Mit dieser Gabe konnte das Publikum zufrieden sein.

Außerdem stand in der Thalia ein Aufsatz über den Antikensaal zu Mannheim, worin ein begeistertes Lob der hellenischen Kunst erklang. Die Schilderungen haben bei aller Aehnlichkeit mit Winkelmann's Behandlungsweise eigenthümliche Kraft und Präzision, und beweisen, daß ihm Dannecker's Umgang und seine anatomischen Studien den Blick für Plastik geschärft hatten. Auch liegt bereits der Gedanken-Embryo zu den Göttern Griechenlands sehr deutlich in Wendungen, wie folgende sind: „Zwei Jahrtausende versinken vor deinem Fußtritt, du stehst auf Einmal mitten im schönen, lachenden Griechenland, wandelst unter Helden und Grazien und betest an, wie sie, vor romantischen Göttern"; oder: „Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen und näherten ihre Menschen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie."

Am dürftigsten war der Theil der Thalia gefahren, auf welchen in dem Programm besonders hingewiesen wár, nämlich der dramaturgische. Zwar war die Abhandlung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ hier abgedruckt. Aber statt der versprochenen Geschichte des Mannheimer Theaters gab der Verfasser, indem er sich auf dem Umschlag des Journals über das Ausbleiben derselben entschuldigte, unter dem Titel: „Wallensteinischer Theaterkrieg“ eine Abfertigung der Schauspielerin Henriette Wallenstein. Schiller nennt sie in einem Briefe an Göckingk eine Hexe. Im Sommer vom Mannheimer Theater entlassen, glaubte sie sich durch Rennschüb's Kabalen verdrängt und war bereits zweimal in der Presse gegen die Theaterbehörde aufgetreten. Schiller suchte in kurzen, derben Worten den Freiherrn von Dalberg vor ihren Insinuationen für immer zu schützen.

Außerdem brachte er die Mittheilung der dramaturgischen Preisfragen von 1784 und 1785 und, was ihm bittere Früchte trug, eine Reihe von Kritiken über die Vorstellungen vom 1. Januar bis zum 3. März 1785.

Er hatte seine Drohung in Betreff von Kabale und Liebe wahr gemacht. Früher hatte er Madame Rennschüb in einem Briefe an ihren Mann über die Darstellung der Lady Milford sehr gelobt, jetzt sagte er in seiner Kritik, sie sei der Rolle nicht gewachsen. „Dennoch, heißt es, würde Mad. Rennschüb eine der beste Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen

und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte." Man braucht nicht die Bühne zu kennen, um zu urtheilen, daß diese Kritik, so richtig sie sein mochte, aus Schiller's Feder nicht gerecht und noch weniger einem Publikum gegenüber passend war, von dem der Verfasser bei Erwähnung des Beil'schen Lustspiels „die Spieler" sagte: „Die Leere des Hauses war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim für das Talent seiner Schauspieler ist." Auch das Publikum, der Souverän, war hiermit beleidigt. Am schlimmsten aber verdarb er es mit seinem ersten Karl Moor. Boek war weniger durch einen kleinen Tadel seines Edgar im König Lear, als durch zu wenig Lob seiner tadelnswerthen und zu viel Lob der anerkennungswerthen Leistungen Iffland's, Beil's und Beck's verletzt.

Wie Boreas, wenn er aus seiner Höhle entflieht, auf die beweglichen Wasser des Ozeans stürzt, sie zu schäumenden Wellen erregt, so fiel jene Kritik hinter die Coulissen des Mannheimer Theaters. Das Podium donnerte unter den Fußtritten des ersten Helden, und erscholl von den Schimpfreden und Flüchen, welche auf den abwesenden Dichter niederregneten. Mord und Todtschlag, die Vasallen des ersten Helden, standen bescheiden im Hintergrunde. Schiller erfuhr Alles „haarklein" wieder und beschwerte sich bei Dalberg über dieses Betragen, wobei er in die Worte ausbrach: „Wie sehr bewundere ich bei dieser Gelegenheit E. E., daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer so reizbaren Menschenklasse vorzustehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums

zu verlieren.“ Was hatte der dramatische Dichter auch diese reizbare Menschenklasse zu kritisiren. O Lessing, wie warst du weise!

Schiller hatte fürs Erste genug von Dramaturgie und Kritik und Theater und Mannheim. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er schrieb am 25. März an Huber, und packte ihm mit genialem Zutrauen alle Dienstleistungen auf, welche sein künftiger Wohnort nöthig machte. Vor Allem wollte er nicht wieder seine eigene Oekonomie führen, auch nicht allein wohnen. Außerdem verlangt er einen „Engel von Freund“, so eine zweite Auflage von Streicher, mit dem er alle seine Schöpfungsfreuden theilen könne. Ueber seine weiteren Ansprüche und seinen Geschmack läßt er sich also vernehmen: „Ich brauche nichts mehr, als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer sein kann, und dann ein Besuchszimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett, ein Sopha, dann ein Tisch und einige Sessel. Habe ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts weiter. Parterre und unter dem Dach kann ich nicht wohnen, und dann möchte ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und ihr Gedränge.“ Auch allein speisen kann er nicht, am liebsten speist er in großer oder in auserlesen guter Gesellschaft.

Wenn es an ein Abschiednehmen geht, so ziehen auch härtere Herzen, als Schiller eines in der Brust trug, gern eine milde Summe. Gegen den Intendanten hatte er es

in würdigster Weise in der Thalia gethan, indem er Gelegenheit nahm, Dalberg's Enthusiasmus und Theaterkenntniß es zuzuschreiben, daß die Mannheimer Bühne die schöne Gestalt einer akademischen Stiftung habe. Das Schwan'sche Haus, aus dem er so manchen Abend mit Bitterkeit gegangen war, bemühte sich, jeden trüben Eindruck bei ihm zu verwischen. Schwan erleichterte ihm sein Weggehn durch Rath und That. Margarethe, welche die großen und edlen Eigenschaften ihres Verehrers wohl zu schätzen wußte, schenkte ihm ein schönes Andenken, und Schiller war von ihrer Liebenswürdigkeit, die in der ganzen Wahrheit des Abschiedschmerzes vor ihm stand, so ergriffen, daß er fast anfing, sein schnelles Aufgeben zu bereuen. Ein Briefwechsel ward angelobt; Margarethe konnte hoffen, daß Schiller's Herz auf immer zu ihr zurückgekehrt sei.

Armes, vielversuchtes Herz! Jetzt kam das schwerste Scheiden. Heftiger und banger hob sich seine Brust, als er zu Charlotten ging, um ihr Lebewohl zu sagen. Die Schilderung dieses letzten Abends dürfen wir durch ein Blatt aus Charlottens Memoiren ersetzen, welches schon von E. Köpke und H. Sauppe auf ein Erlebniß mit Schiller bezogen ist. Es ist überschrieben: Maya, — Fimanté, erdichtete Namen für Charlotte und Friedrich, aber nicht erdichtete Empfindungen. Hier ist die Szene:

M. Ist dies der Abschiedskuß, Fimanté?!

F. Ich muß dahin — Du bleibst mir immer gegenwärtig! Du erfüllest den Gedanken — seine liebende Seele!

M. Und Du entfliehst?

F. So ist mein Loos gefallen, die Welt fordert meinen Geist — ich ihre Wissenschaft und ihre Gunst.

M. Dann wirst Du die Liebe nicht mehr verstehen — der Freundin nicht mehr gedenken!

F. Warum diese schmerzenden Worte. — Du kennst nicht meine Trauer um Dich! — Aber was kannst Du verlieren? Du bist so selbst bestimmt — so dachte ich mir das Weib nicht! — Anders erscheint mir nun die Natur und voll Bedeutung ist mir das wandelnde Geschlecht der Menschen!

M. Doch begann mein Leben erst in Dir.

F. O hätt' ich noch eine Seele, um diese Liebe zu pflegen.

M. Du hast meine Seele, Dir diese Liebe zu bewahren.

F. O kühnes Vertrauen, in dir blüht mir die Hoffnung des Lebens, die Ruhe der Liebe. Allzu früh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth erbittert. — Da fand mein Genius Deine Töne, sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsre Seelen eins! — Ich liebte die Begeisterte und immer wär' ich Dein, hätt' ich den Muth für diese Liebe. — Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich gleich ängstigt und entzückt! — Nur der freie Mann beugt die Natur unter sein Gesetz.

M. Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennst Du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgesinnten, nichts rächt sich schrecklicher, als das Leben, welches man, ohne das Herz zu achten, unternimmt.

F. O wäre es ein einziges unvermeidliches Loos, unser liebendes Leben, aber auch Du bist nicht von dieser Liebe ganz erfüllt, oft erblasse ich über ein Lob, was Du einem Gemälde ertheilst, ich zitt're bei jedem Gegenstand, ja selbst Dein Mitleid beneide ich: ach! ich will nur Deine Freundschaft! —

M. Ich sehe Thränen in Deinem Auge zittern.

F. Schweig — und liebe mich.

M. Du gießest Qual und Seligkeit in Strömen aus! Du liebst wie ich, nur zitterst Du, das Heilige dem Sterblichen zu weihen. — O Demuth der Liebe — opfere willig Verlangen und Hoffnung.

F. Zünde die Lampe, Maya, daß ich Dein Auge noch ein Mal schauen kann!

M. Wenn Du nicht weilst, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finsterniß am wenigsten empfunden. Gute Nacht, Fimanté. In sanftem Schlummer kamen zur Geisterstunde sonst die lieblichsten Gebilde an mein Lager. — Aber ach! so ziehen sie Dir nach, sie dienen Dir, sie sind in Deines Zaubers Gewalt — es sind Gedanken Deiner Seele, sie besuchen Keines, was Dir nicht angehört — verlierst Du es, giebst Du es auf, so sind sie auch verschwunden.

F. In Wehmuth aufgelöst, hör' ich wie Geistertöne Deine Worte — die Vergangenheit schwindet. — Nur Du bist wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Wesen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses! — zum Letztenmal!!

Die letzten Stunden vor seiner Abreise, welche bei Anbruch des nächsten Tages vor sich gehen sollte, war er mit seinem Streicher. Schiller war sehr ernst, aber voll Muthes. „Die vergangenen zwei Jahre, erzählt uns sein Freund, berührte er nur insofern, als sie in ihm die traurige Ueberzeugung hervorgebracht, daß in Deutschland bei den elenden Zuständen, bei der geringen Theilnahme höherer Stände an den Erzeugnissen der deutschen Literatur ein Dichter, würde er auch alle Andern der verflossenen und gegenwärtigen Zeit übertreffen, ohne einen besoldeten Nebenverdienst, ohne bedeutende Unterstützung, blos durch die Früchte seines Talents unmöglich ein solches Einkommen sich verschaffen könne, als einem fleißigen Handwerksmann mit mäßigen Fähigkeiten dies gelingen müsse. Er war sich bewußt, Alles gethan zu haben, was seine Kräfte vermochten, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Wenige zu erwerben, was zur größten Nothwendigkeit des Lebens gezählt wird, noch weniger aber soviel, daß er bei seiner Abreise auch nur seine Geldverbindlichkeiten hätte erfüllen können. Von nun an sollte nicht mehr die Dichtkunst, am wenigsten aber das Drama der einzige Zweck seines Lebens sein, sondern er war fest entschlossen, den Besuch der Muse nur in

der aufgeregtesten Stimmung anzunehmen, dafür aber mit allem Eifer sich auf die — Rechtswissenschaft zu werfen, durch welche er nicht nur aus jeder Verlegenheit befreit zu werden, sondern auch einen wohlhabenden, sorgenfreien Zustand zu erwerben hoffte".

Seinen Talenten, seiner Beharrlichkeit traute er es zu, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswissenschaft, unterstützt von den Hülfsmitteln der Leipziger Universität, zu erlernen. „War er doch an ein schnelles Erfassen der Gegenstände von Jugend auf gewöhnt, hatte er sich doch Haller's Werke in wenigen Monaten zu eigen gemacht. Er dachte den Schneckengang Anderer mit weit ausgreifenden Schritten zu überholen und schnell dahin zu gelangen, wo ihn auch die kühnste Erwartung erst nach Jahren vermuthe. Was bot der Titel Rath nicht für Variationen dar! Als die Freunde gegen Mitternacht schieden, gaben sie sich die Hand darauf, keiner an den andern schreiben zu wollen, bis Streicher Kapellmeister und Schiller — Minister sein würde.

Aber Streicher ward nicht Kapellmeister, sondern unternahm, nachdem er sich in Augsburg verheirathet hatte, 1795 eine Pianofortefabrik in Wien, wo er 1832 gestorben ist.

Und Schiller — wurde nicht Minister eines kleinen Fürsten. Er wurde mehr, weit mehr, er wurde ein König im Reiche der Geister.

Der quälendste Akt im Drama seines Lebens ist zu Ende. Indem der Vorhang sinkt, getrösten wir uns der Aussicht, daß liebende Pflege den staub= und wundenbedeckten Kämpfer erwartet.

Die heftigsten, bittersten Stürme der Noth sind überwunden. Schiller hat, wenn je ein starker Menschenwille, die Fluth wahrgenommen, und sie trug ihn zur rechten Zeit in den rettenden Hafen.

Geschlechtstafel der Familie Schiller.*)

Ulrich Schiller,

geb. 2. Juni 1617 zu Groß=Heppach.

Johann Caspar Schiller, geb. 13. März 1650 zu Groß=Heppach, † 4. Sept. 1687 als Bäcker u. Mitgl. d. Gerichts in Bittenfeld.

Johannes Schiller, geb. 20. Okt. 1682, † 11. Juni 1733 als Bäcker und Schultheiß zu Bittenfeld; verheirathet seit 30. Okt. 1708 mit Eva Margaretha Schatz von Altdorf.

Johann Caspar Schiller, geb. 27. Okt. 1723 zu Bittenfeld; † 7. Sept. 1796 als Hauptmann auf der Solitude bei Stuttgart; verh. seit 22. Juli 1749 mit Elisabetha Dorothea Kodweiß, Tochter des Holzmessers Georg Friedrich Kodweiß in Marbach (geb. 13. Dez. 1732, † 29. April 1802).

Elisabeth Christophine Friederike Schiller, geb. 4. Sept. 1757 zu Marbach, † 31. Aug. 1847 in Meiningen, verh. seit 22. Juni 1786 mit Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald (geb. 11. April 1737, † 6. Febr. 1815).	Johann Christoph Friedrich Schiller, geb. 10. Nov. 1759 zu Marbach, † 9. Mai 1805 zu Weimar, verh. seit 20. Februar 1790 mit Charlotte von Lengefeld (geb. 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt, † 9. Juli 1826 in Bonn).	Luise Dorothea Katharina Schiller, geb. 24. Jan. 1766 zu Lorch, † 14. Septbr. 1836 zu Möckmühl, verh. seit 1799 mit M. Joh. Gottlieb Frankh (geb. 20. Dez. 1760, † 1839 zu Möckmühl).	Karoline Christiane Schiller (Nanette), geb. 8. Sept. 1777 auf der Solitude, † 23. März 1796 ebendaselbst.

Karl Friedrich Ludwig von Schiller, geb. 14. Sept, 1793 in Ludwigsburg, verh. seit 12. Febr. 1825 mit Luise Friederike Locher (geb. 12. Febr. 1804, † 21. Juni 1857).	Ernst Friedrich Wilhelm von Schiller, geb. 11. Juli 1796 zu Jena, † 19. Mai 1841 zu Bilich bei Bonn, verh. seit 28. Sept. 1823 mit Magdalena Pfingsten, verw. v. Mastiaux.	Karoline Henriette Luise von Schiller, geb. 11. Okt. 1799 zu Jena, † 19. Dez. 1850 in Würzburg, verh. seit 1838 mit dem Bergrath Junot, † 4. Jan. 1846.	Emilie Henriette Luise von Schiller, geb. 25. Juli 1804 in Jena, verh. seit 1828 mit dem Freihrn. Heinrich Adelbert von Gleichen=Rußwurm (geb. 28. Nov. 1803) auf Greifenstein im Untermainkreis.
Friedrich Ludwig Ernst Freihr. von Schiller, geb. 28. Dez. 1826 auf dem Reichenberg, k. k. österreich. Rittmeister im Kürassier=Regt. Kaiser Nikolaus I. von Rußland Nr. 5., verh. mit Mathilde Wilhelmine Irmgard von Alberti (geb. 30. Nov. 1835).			Heinrich Ludwig Freiherr von Gleichen=Rußwurm, geb. 25. Okt. 1836.

*) Nach gütiger Mittheilung der Freifrau Emilie von Gleichen=Rußwurm neu ergänzt.

Anhang zu S. 278 und 289.

Ich bin in der Darstellung der beiden Konflikte mit dem Herzog, so wie in ihrer Reihenfolge ganz den Angaben Streicher's gefolgt. Sie sind die genauere Ausführung der Darstellung von Schiller's Schwägerin. Boas verwirft die Reihenfolge der Konflikte, und auf kein anderes Zeugniß gestützt, als auf einen vom 2. September 1782 datirten Brief vom Garteninspektor Walter an Dr. Armstein, verlegt er die Mannheimer Reise vor die Graubündner Sache. Aber solchen Burschen, wie Walter, kann man auch ihre Schlechtigkeiten nicht glauben. Walter behauptet in jenem Brief an Armstein, er habe, gleich nachdem er die Apologie Armstein's gelesen, dafür gesorgt, daß sie sein Souverain bekäme. Nun nimmt Boas an, daß unter dieser Apologie ein besonderes, nachträglich mit einem Briefe des Dr. Armstein an Walter gesandtes Exemplar zu verstehen sei, so daß erst zu Anfang Juli die Denunziation habe eingefädelt werden können, wo bereits die Mannheimer Reise vergangen war. Aber, frage ich, würde ein solcher Mann wie Walter vom Juli bis zum 2. September mit dem so wichtigen Bericht an Armstein gewartet haben? Er hätte umgehend geschrieben, daß der „Komödienschreiber" seine Strafe bekommen habe.

Die ganze Sache wird sich durch folgende Umstände vielleicht in einem andern Lichte zeigen:

Armstein und Wredow erhielten im September in Folge ihres Eifers das Bürgerrecht in Graubünden. Walter, der mit Armstein in brieflichem Verkehr stand, wünschte sehnlichst eine gleiche Ehre zu genießen. Armstein wollte ihm dazu verhelfen und ließ Mitte Oktober 1782 in den Sammler jenen Brief Walter's vom 2. September einrücken, worin dieser seiner eignen Denunziation sich rühmt und mit hämischer Ausführlichkeit erzählt, was er dem Komödienschreiber eingebrockt habe. Sein Verdienst leuchtete um so heller, je härter er die Bestrafung Schiller's in Folge der Denunziation darstellte. Dieser ganze Brief war vielleicht nachträglich geschmiedet, um Walter das Bürgerrecht zuzuwenden. Denn bald darauf erfolgte seine ausdrückliche Bitte, die Bündner möchten ihn dafür zum Bürger annehmen, was indeß nicht geschah.

Ende September war Schiller bereits entflohn, so daß Walter vor jeder Rache sicher war.

Da kein einziges weiteres Zeugniß, als ein solcher Brief Walter's vorliegt, Abel ausdrücklich erklärt, er habe nie gehört, daß Walter im Spiel gewesen sei, so ist es doch mehr als zweifelhaft, ob seine Denunziation die Veranlassung zudem Verbot des Herzogs war.

Streicher hat übrigens die ganze Sache so übereinstimmend mit den nachherigen Ermittelungen erzählt, namentlich die Stelle in den Räubern, ferner die Anklage im

Hamburger Korrespondenten so richtig und bestimmt angegeben, er ist überhaupt so vorsichtig in Einzelheiten, er stand Schiller so viel näher, weil er ihm kein so verbrauchtes Interesse entgegentrug, wie die Mitschüler, daß ihm in dieser ganzen Epoche unbedingt zu vertrauen ist. Petersen und Abel sind hier in ihren handschriftlichen Aufzeichnungen sehr ungenau.

Aber selbst, wenn Walter's Denunziation die Veranlassung war, daß der Herzog mit der Sache bekannt wurde, ist anzunehmen, daß Walter als Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins in Bünden und als Freund Armstein's den „Sammler" las und schon Anfang Mai durch ihn die Apologie bekannt wurde.

Daß Schiller an Dalberg nichts über die Graubündner Sache schrieb, woran Boas Anstoß nimmt, ist weniger auffallend, wenn man bedenkt, daß Schiller ihm mündlich in Mannheim Alles erzählen konnte. Schiller hat auch nachher nichts davon an Dalberg geschrieben. Er erwähnt nur seinen Arrest.

Boas hat geglaubt, zu der Kassationsstrafe, von welcher Petersen spricht, noch die Festungsstrafe in die Androhung des Herzogs aufnehmen zu müssen. Schiller hat in der Ankündigung der Rheinischen Thalia später gesagt: „mitten im Genuß des ersten verführerischen Loles 2c. untersagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Festung — zu schreiben." Wollte man hier nach dem Wortlaut gehen, so müßte man auch sagen, daß Schiller nicht in Marbach,

sondern in Stuttgart geboren sei. Die Ankündigung ist in einem drapirten Styl geschrieben, sie ist als Quelle für Schiller's Vergangenheit nur zu benutzen, wenn man einen starken Subtrahendus wegnimmt. Ich habe mich begnügt, in den Streicher'schen Text daraus nur aufzunehmen, daß der Herzog sein Verbot durch die Androhung der härtesten Strafen verschärfte. Diese Strafen mögen in Kassation, Festung bestanden haben, und Schiller wählt in der Ankündigung der Thalia die furchtbarste und verständlichste.

Druck der Hofbuchdrukerei in Altenburg. (H. A. Pierer.)

Palleske, Emil,

Schiller's Leben und Werke

Bd.: 1

Berlin 1859